UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 00638765 8

Die

Allgemeine Religion.

Ein Buch

für

gebildete Leser

von

Ludwig Heinrich Jakob
Doktor und Professor der Philosophie
in Halle.

Ladenpreis auf ordinäres Papier 1 Thlr. 20 Gr.
— auf Schweizerpapier 3 Thlr. 8 Gr.

Halle,
bei dem Verfasser
und
in Kommission bei Hemmerde und Schwetschke
1797.

BL
180
.J35

LIBRARY
729100
UNIVERSITY OF TORONTO

Vorrede.

Um meine Leser nicht in Ungewißheit zu lassen, was sie in diesem Werke zu erwarten haben, will ich hier einen vorläufigen allgemeinen Begriff von dem Inhalte desselben zu geben suchen, und werde zugleich bestimmen, wodurch es sich von andern Büchern ähnlicher Art unterscheidet. Es enthält nämlich mein Buch: I) Eine deutliche Zergliederung, und psychologische Erklärung des vernünftigen Religionsglaubens; II) Eine Betrachtung der Natur, wie sie ein für die Religion schon gestimmtes Gemüth anstellen kann; III) Eine Vertheidigung des vernünftigen Religionsglaubens, gegen wirkliche und mögliche

Einwürfe, geführt aus der Theorie, welche im ersten Theile vorgetragen ist. Ueber die Art, wie jedes dieser drei Stücke von mir ausgeführt ist, will ich mich ausführlich erklären:

I. Keine Gattung von Begriffen, hat so viel fremde Zusätze erhalten, so viel Veränderungen und Verunstaltungen erfahren, als die Begriffe, welche zur Religion gerechnet werden, besonders der Hauptbegriff in derselben, Gott. Dennoch scheint es so schwer nicht zu seyn, auch dem gemeinsten Verstande, das deutlich zu machen, was wesentlich und nothwendig zu einem Wesen gehört, von welchem der Mensch sich mit Gewißheit sein Heil versprechen kann, wenn er nur das seinige dabei thut. Und gerade so viel, nicht mehr, nicht weniger, gehört zu der deutlichen Bestimmung des Begriffes von Gott. Es wird hierzu nichts mehr erfordert, als nur, sich Gott als ein höchstes moralisches Wesen vorzustellen. Wie dieses Wesen als Gegenstand beschaffen sey, ist eine Frage, deren Beantwortung für die Religion gar kein Interesse hat. Es ist mehr eine Frage der Wißbegierde, als des Herzensbedürfnisses. Wenn wir überzeugt sind, daß Alles von Gott abhängt, daß er die Welt nach heiligen Gesetzen regiert; so wissen wir alles, was zu unserer Beruhigung nöthig ist, und jedermann muß mit einem solchen Begriffe von Gott zufrieden seyn, ob er ihm gleich den Gegenstand nicht selbst vorstellt, und daher

über seine Größe und Beschaffenheit, als Ding betrachtet, keine Belehrung geben kann. Den Begriff von dieser Seite hell und deutlich zu machen, war ein Hauptzweck des ersten Theils. Diese Arbeit ist durch unsre erleuchteten Zeiten selbst leicht gemacht. Man findet die nöthigen Merkmale in allen guten Religionsbüchern. Mein Bemühen gieng nur dahin, alles Spekulative von dem Begriffe abzusondern, ingleichen alles Zufällige davon zu trennen, was blos durch Zeit und Umstände sich dem Begriffe angehängt hat, und ihn also in seiner praktischen Reinigkeit vor das klare Bewußtseyn zu bringen. Hierdurch ist, meines Erachtens, nicht nur die Darstellung simpel, leicht und allgemein faßlich geworden; sondern jedermann muß auch so gleich erkennen, daß, was für Veränderungen und Zusätze der Begriff von Gott, nach den verschiedenen Systemen und positiven Urkunden, auch noch leiden möge, die angegebenen Merkmale doch die bleibenden und unveränderlichen sind, mit welchen alle noch hinzukommenden verträglich seyn müssen, wenn der Begriff zur Grundlage einer Religion, wie sie sich der Mensch wünschen kann, dienen soll. Jedermann muß einsehen, daß man sich allenfalls auch bei diesen Merkmalen beruhigen könne, wenn man nur gewiß wäre, daß ein Wesen, das sie besitzt, existirt. Und so wird also derjenige Begriff von Gott zergliedert, welcher bei allen Religionen zum Grunde liegen muß, und der auch für sich selbst zureichend ist,

die Religion zu begründen *). Er muß als die Basis der allgemeinen Religion angesehen werden.

Aber wenn man gleich leicht über den Begriff eines Gottes einig werden kann, der bei einer wahren Religion zum Grunde gelegt werden müßte; so ist doch hiermit noch nicht die Ueberzeugung verbunden, daß ein solcher Gott auch wirklich da sey. Es entsteht also die Frage, worauf sich unser Glaube an das Daseyn Gottes gründet. Und die Beantwortung derselben macht die Hauptsache in der Theo-

*) Das Allgemeine in einem Begriffe ist nicht immer hinreichend, die Erkenntniß seines Gegenstandes darauf zu bauen. Denn wenn das Allgemeine blos das gemeinschaftliche der bemerkten Gegenstände ist; so kann es doch zufällig oder doch so beschaffen seyn, daß es auch Gegenständen anderer Art zukommen kann. So würde z. B. das Merkmal Gottes, daß er das höchste oder erste Wesen ist, nimmermehr zur Begründung einer Religion zureichen. Unser Begriff ist aber so dargestellt, daß dadurch das ganze Wesen des Begriffs erschöpft ist, daß folglich alles, was man noch hinzusetzen mag, zufällig und entbehrlich ist, das nur in so fern zu billigen oder zu dulden ist, in wie fern es sich mit dem gegebenen Begriffe reimt. So reicht also unser Begriff zu, das ganze Gebäude der Religion auf ihn zu bauen, ja es gehen alle wesentlichen Bestandtheile derselben aus ihm durch bloße Entwickelung hervor, wenn er einmal gehörig gefaßt und begründet ist.

rie der Religion aus. In allen bisherigen philosophischen Religionstheorien vor Kant, hat man vorausgesetzt, daß sich der Religionsglaube auf nichts anders, als auf Beweise stützen dürfe, und daher durch solche allein zu rechtfertigen sey. Einige glauben nun, im Besitze solcher Beweise zu seyn, wodurch der Vernunft auf eine befriedigende Art gezeigt werden könne, daß Gott und Unsterblichkeit wirklich sey. Einige meinten, dieses apodiktisch gewiß darthun zu können, andere schränkten die Wirkung ihrer Beweise nur auf einen hohen Grad der Wahrscheinlichkeit ein. Es hat unterdessen von jeher eine große Menge scharfsinniger und nicht zu verachtender Gegner dieser Beweise gegeben. Die apodiktische Gewißheit der metaphysischen Beweise, ist immer nur von einigen Meistern der Schule behauptet worden, welche wegen der Vorliebe für ihr System, schon einen großen Verdacht der Parteilichkeit gegen sich erregen, und der wenigstens das non liquet, Es ist nicht klar, was ihr sagt, ewig entgegenstehen muß, das sie selbst nie werden wegräumen können. Die Regeln der Analogie, wornach die Naturtheologen (Physikotheologen) die Wahrscheinlichkeit ihrer Schlüsse, daß Gott und Unsterblichkeit sey, begründen wollen, sind zwar überredend, und beleben den Glauben und die Hofnung der Religion, aber sie halten die Probe der Kritik nicht aus, und die Schlüsse können nach der Vernunft nicht für die

hinreichende Ursache des gewissen oder auch wahrscheinlichen Dafürhaltens angesehen werden. Wenigstens haben dieses von jeher eine Menge sehr scharfsinniger und nachdenkender Köpfe, gegen diese Beweisesart eingewandt, und behauptet, daß die angeblichen Beweise ihre überredende Kraft, mehr von Ursachen, die in dem Menschen selbst liegen, wie Vorurtheile, Gewohnheit u. s. w. als aus ihrer eignen Natur hätten. Und es sind sogar in allen Zeitaltern eine Menge Menschen aufgestanden, welche vorgaben, das Gegentheil von alle dem, was die Religion fodert, durch eben so scheinbare oder gar evidente Gründe beweisen zu können. In den neuesten Zeiten hat der berühmte Kant behauptet, und viele Gelehrte glauben, daß er es vollkommen erwiesen habe, daß jeder Beweis für oder gegen das, was außer der Sinnenwelt liegt, völlig unmöglich sey, und daß diese Unmöglichkeit aus der gehörigen Betrachtung der menschlichen Vernunft deutlich erkannt werden könne.

Dem sey nun wie ihm wolle; so muß jedermann einsehen, daß die Religion von einem sehr mißlichen Grunde abhängen würde, wenn dieser in dem philosophischen Raisonnement gesucht werden müßte. Die Vernunft leitet uns sicher in Beurtheilung der Dinge in der Welt, und so lange sie sich an das Sinnliche hält; aber sobald wir es wagen, durch sie das Uebersinnliche bestimmen und erkennen

zu wollen, geräth sie in Streit, Ungewißheit und Schwärmerei; es ist für sie nichts mehr evident und klar; alles ist nur Schein und Einbildung, und es gilt in Ansehung dieser Art der Erkenntnisse recht eigentlich das, was ein sehr einsichtsvoller Philosoph gesagt hat: Die Vernunft kann zerstören, aber nicht aufbauen. La raison humaine est un principe de destruction et non pas d'edification. Gesetzt aber, es gäbe auch einige wenige so glückliche Sterbliche, welche diesen Nebel durchdringen, die Klippen, an welchen ihre Brüder scheitern, vermeiden, und das überirdische Licht in seiner Reinheit und Klarheit erblicken könnten; was kann es uns übrigen armen Erdensöhnen helfen! Sollen wir ihnen das glauben, was sie uns versichern? Aber wer bürgt uns dafür, daß sie nicht, so gut wie tausend andere, die sich gleicher Vorzüge rühmten, durch ihre Einbildungskraft getäuscht werden? In einer so wichtigen Sache, als die Religion ist, muß jeder selbst sehen und empfinden, und Niemand kann sich da auf die Auktorität eines Menschen verlassen, wo die Illusion so leicht, und die Folgen derselben mit unserm Wohl und Weh so innig verbunden sind. Denn wenn gleich die erkennende Vernunft als Quelle und Mittel religiöser Erkenntnisse und Ueberzeugungen, verworfen wird; so muß sie doch stets Beurtheilerin und Prüferin der vorhandenen Erkenntnisse und Ueberzeugungen bleiben.

Ich kann nicht von allen meinen Lesern verlangen, daß sie in die Beurtheilung der Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Vernunftbeweise für oder gegen die Religionssätze eingehen sollen. Denn dieses setzt einen Grad von Vollkommenheit der spekulativen Vernunft voraus, welchen nur wenig Menschen mögen und bedürfen. Aber alle werden einsehen, daß, wenn die Religion wirklich von jenen Beweisen abhienge, sich Niemand einer Prüfung derselben entschlagen könnte, und daß der Glaube eines Jeden, so lange ein bloßer Kölerglaube seyn würde, bis er in die Natur jener Beweise selbst eingedrungen wäre, und ihre Bündigkeit vollkommen einsehen und rechtfertigen könnte *). Auf diese Art würde nun unter

*) Man wende hiergegen nicht ein, daß der gemeine Mann auch keinen Beweis von der Existenz seines Körpers, der äußeren Dinge u. s. w. führen könne, und doch mit Recht daran glaube, und den Beweis dafür den Philosophen überlasse. Denn hier hat der gemeine Verstand den richtigen Grund ebenfalls besser gefunden, als die Schulphilosophie. Jener findet nämlich den Grund, weshalb er an das Daseyn der Materie glaubt, in seinen Sinnen, und hat darin vollkommen recht Die spekulative Philosophie aber erkünstelt sich einen ganz andern Begriff von der Materie, als der ist, von welchen der gemeine Verstand richtig ausgeht, und bleibt sodann freilich in dem Beweise für etwas, das nichts ist, nämlich, daß die Materie, als Ding an sich existire, woran der gemeine Verstand

Millionen Menschen kaum einer, mit Recht, den religiösen Glauben in sich ernähren. Denn so verhält sich ohngefähr die Anzahl derer, welche in den Gegenden der abstrusen Metaphysik bewandert sind, zu denen, welche niemals zu denselben gelangen. In allen übrigen würde die Religion, so gegründet sie auch an sich seyn möchte, ein Glaube ohne vernünftigen Grund, d. h. bloßer Aberglaube seyn.

Diese Folgerung ist so abschreckend, und dabei doch so wahr, daß, wer die sonst so weise und gütige Oekonomie der Natur betrachtet, schon leicht auf die Idee gerathen kann, ob nicht vielleicht der religiöse Glaube, als ein so gemeines Gut für die Menschheit, ganz unabhängig von Vernunftbeweisen, durch ganz andere, sich selbst entwickelnde, und von der Vernunft nur noch nicht recht beachtete Ur-

gar nicht denkt) stecken, und philosophirt am Ende die Materie selbst weg, indem sie ihrem vorigen erkünstelten Begriffe, bald wieder den gemeinen unterschiebt, und so alles in Verwirrung bringt, und sich selbst mit dem gemeinen Verstande, in Zwiespalt setzt. So hat also in diesem Falle der gemeine Verstand recht, und die Vernunft kann sich nur in die Rechtfertigung seines Urtheils nicht sogleich finden. — So kann es nun gar wohl auch in Ansehung der Religion seyn, daß die simpeln Sätze der Religion wahr sind, daß aber der Grund der Wahrheit von der Vernunft nur in einer falschen Quelle gesucht wird.

sachen hervorgetrieben würde. Diese erzeugen den Religionsglauben und unterhalten ihn, während daß man sich in den Schulen, um die Gründe desselben streitet, und ihn bald von diesen, bald von jenen Erkenntnissen ableiten will, wovon oft diejenigen gar nichts wissen, welche diesem Glauben am festesten zugethan sind.

Wenn dieser Gedanke Grund hätte; so würde er auf eine neue, von der bisherigen ganz abweichende Theorie des Religionsglaubens führen. Nämlich die bisherigen Theorien bestehen aus Beweisen für Gott, Vorsehung und Unsterblichkeit, und prätendiren also, daß durch Mittheilung dieser Beweise oder der Theorie, auch derjenige Grad von religiöser Ueberzeugung hervorgebracht werden müsse, welcher die natürliche Folge der Vorstellung jener Beweise ist. Nach ihnen kann man also anderen die Religion lehren, und dieses geschieht durch Mittheilung der Theorie; ja Niemand kann seinen Religionsglauben für gegründet halten, bevor er ihn durch die Theorie, oder durch deutlich erkannte Beweise rechtfertigen kann. Vermöge der andern Theorie aber, deren ich zuletzt erwähnt habe, wäre es möglich, daß gewisse Ursachen in der menschlichen Natur, den Religionsglauben hervortrieben, welche nicht durch Begriffe deutlich erkannt werden, oder deren Zusammenhang mit dem Glauben, wenigstens nicht sogleich eingesehen wird, deren Wirkung aber

auch von dieser Einsicht, gar abhängt. Wenn nun eine solche Theorie von der Beschaffenheit wäre, daß sie zeigte, die innern Ursachen wären zugleich, vor der Vernunft hinreichende Gründe des Religionsglaubens, und die Vernunft müsse ein durch sie erzeugtes Fürwahrhalten billigen, ob sie es gleich durch Mittheilung der bloßen Erkenntniß derselben, nicht in andern hervorbringen könne; so würde eine solche Theorie wenigstens der Aufmerksamkeit der Gelehrten nicht unwürdig seyn, und würde eine ernsthafte und unparteiische Prüfung verdienen.

Eine solche Theorie ist nun diejenige, welche in dem ersten Theile meines Buches vorgetragen wird. Ich lasse die bisherigen Theorien, welche unter dem Titel der rationalen und natürlichen Theologien, Physikotheologie, Astro-Insekto-Theologie u. s. w. vorgetragen sind, auf ihrem Werthe oder Unwerthe beruhen. Es ist hier der Ort nicht, wo das Gewicht ihrer Gründe gewogen, oder die Natur ihrer Beweise auf eine verständliche Art, auseinander gesetzt werden kann. Ich will nur, daß man mir den evidenten Erfolg einräume, daß nämlich alle diese Werke, das weder gewirkt haben noch wirken können, was sie verheißen, nämlich, durch Mittheilung ihrer Begriffe die Religion gewiß oder wahrscheinlich zu machen. Denn die wenigsten Menschen verstehen ihre Beweise, und von denen,

welche sie verstehen, fühlen nicht alle ihre überzeugende Kraft.

Mit der Theorie, welche ich vortrage, verhält sich es ganz anders. Bei den vorhererwähnten muß der Religionsglaube, als eine Folge der Erkenntniß derselben angesehen werden. Die Theorie bringt erst die wahre Religion hervor, und vor derselben giebt es keine ächte Religion. Nach meiner Theorie, ist aber die Religion schon da, und ruhet auf sicheren Gründen, wenn man auch von der Theorie, und von den Ursachen des Glaubens, nicht das allermindeste weiß. Meine Theorie enthält blos eine psychologische Erklärung des vorhandenen Religionsglaubens, die Mittheilung der Erkenntniß derselben, ist aber kein Grund, ihn in andern hervorzubringen. Millionen Menschen können also wahre Religion haben, ohne die Theorie zu wissen oder sie je zu erfahren. Dieses ist nicht möglich, wenn die Religion selbst von der Theorie (von Beweisen) abhängt. Meine Theorie folgt aber auf die Religion.

Die Vernunft will die Ursachen aller Phänomene kennen lernen. Sie macht sich auch die Religion, welche sie in den Herzen der Menschen findet, zur Aufgabe. Einige wollen, sie müsse durch Einsicht der Gründe, durch Beweise entstehen. Aber die mehresten, welche Religion haben, kennen diese Beweise nicht. Diese Meinung ist also nicht wahrscheinlich. Andere erklären ihre Erscheinung aus

der Einbildungskraft, aus Gewohnheit, Vorurtheil u. s. w. Sie sehen die Religion als eine Wirkung falscher Schlüsse an, und halten sie also selbst für ein bloßes Blendwerk. Diese sind den Grundsätzen nach, mit den ersteren einig. Sie gehen nämlich gemeinschaftlich davon aus, daß alle Ueberzeugung, von Beweisen aus festen Grundsätzen, gewirkt werden müsse, und da sie die Beweise nicht befestiget finden, so erklären sie die Ueberzeugung für Schein.

Ich aber behaupte, daß es einen von der Erkenntniß der Gegenstände, noch verschiedenen Grund des Fürwahrhaltens giebt, dessen Wirkung die Vernunft billigen muß, ob sie gleich dieselbe durch bloße Begriffe, nicht hervorzubringen vermag. Dieses geht nämlich, um es kurz zu sagen, so zu: Es ist dem Menschen wesentlich, daß er sich durch die Vorstellung der Pflicht für verbunden hält. Hiervon läßt sich kein weiterer Grund angeben, sondern es ist so, und diese Einrichtung wird als ursprünglich erkannt. Jeder Mensch soll. Aus dieser moralischen Natur des Menschen, entspringt die Idee von einem moralischen höchsten Gute das der Mensch, indem er sich den moralischen Gesetzen als unterworfen denkt, für möglich hält, und hiermit setzt er zugleich den Grund der Möglichkeit des höchsten Gutes, d. h. Gott, zum voraus. Der Mensch nimmt also Gott, vermöge

einer Voraussetzung, an, wozu ihn seine moralische Natur antreibt, ohne daß er anfänglich den Zusammenhang davon einsieht. Diesen Zusammenhang darzustellen, ist die vorzüglichste Absicht des ersten und letzten Theils. Daher ich die Darstellung hier nicht weiter verfolge. Nur folgendes will ich noch bemerken:

A) Wer sich einbilden wollte, durch Lesung meiner Theorie, religiöse Ueberzeugung zu erlangen, die er vorher nicht hatte, der würde sich sehr täuschen. Darin besteht eben das Wesentliche meiner Theorie, daß sie die Mittheilung des Religionsglaubens durch bloßen Unterricht, für völlig unmöglich erklärt. Der Religionsglaube geht nach derselben aus einer moralischen Gemüthsstimmung hervor, und kann in einem Menschen sehr stark seyn, welcher dabei Religionszweifler und sogar spekulativer Atheist ist. Denn sowohl die Zweifel, als die spekulativen Gegenbeweise, sind gegen angebliche Beweise gerichtet, die allerdings schwach oder falsch seyn können. Und so kann oft der Kopf (welcher der Sitz der Spekulation ist) und das Herz (wo der praktische Glaube seinen Sitz hat) in großen Zwiespalt gerathen. Meine Theorie thut nichts, als daß sie durch eine natürliche Erklärung die Religionsüberzeugung, dem Felde der Spekulation gänzlich entzieht, und die Quelle derselben in dem Herzen des Menschen aufdeckt. Hierdurch bringt sie Kopf und

Herz

Herz wieder in Einstimmung, die blos dadurch in Widerspruch geriethen, daß der Kopf das, aus sich selbst rechtfertigen zu müssen glaubte, wovon er den Rechtfertigungsgrund blos im Herzen hätte suchen müssen.

B) Es offenbart sich hieraus, weshalb alle diejenigen, welche das von Kant zuerst vorgetragene moralische Argument, als einen neuen Beweis für Gott und Unsterblichkeit beurtheilt haben, unzufrieden damit seyn mußten. Denn, wenn es ein Beweis wäre, so müßte die Mittheilung der Erkenntniß desselben, Ueberzeugung von den religiösen Wahrheiten bewirken; welches doch nicht der Fall ist. Aber dieser große Mann hat oft genug dagegen protestirt, und deutlich genug erklärt, daß er keinen Beweis für Gott und Unsterblichkeit kenne. Er liefert blos eine Erklärung der Entstehung des Religionsglaubens. Vielleicht ist es mir gelungen, seine Theorie leicht und lichtvoll vorgetragen zu haben. Denn ich maße mir nicht an, daß sie von meiner Erfindung sey, sondern gestehe dankbar, sie von ihm empfangen zu haben. Aber doch wünsche ich, daß man mich nicht mit jenem unsterblichen Manne vergleiche, und meine Vorstellungsart, nicht als eine Exposition der Kantischen, sondern als meine eigne beurtheile. Denn ich würde mir sonst leicht einen Streit zuziehen können, ob ich die Kantische getroffen habe oder nicht. Habe ich sie getroffen, wie ich

glaube; so bekenne ich es dankbar; habe ich sie nicht getroffen; so können sie meine Beurtheiler als mein Eigenthum betrachten, und so wird sie vielleicht ebenfalls ihrer Prüfung würdig scheinen. Auf jeden Fall glaube ich mich so erklärt zu haben, daß meine Gedanken niemanden zweifelhaft bleiben können.

C) Es ist aus dem vorigen einzusehen, warum der Versuch, die Religion nach Kantischen Principien vorzutragen, mißlang *), wenn man dieses so verstand, daß man mit dem moralischen Argumente anfangen, und so jungen Gemüthern oder erwachsenen Leuten, Religion beibringen müßte. Der schlechte Erfolg hieng von der verkehrten Anwendung dieser Principien ab.

Alle Theorie gehört nur für denkende Köpfe. Denn sie beruht auf allgemeinen Sätzen und abstrakten Begriffen, deren Zusammenhang zu fassen, allemal eine gewisse Uebung der Denkkraft erfodert. Der Unterricht in der Religion muß daher nicht mit der Theorie derselben angefangen werden;

*) Mehrere meiner jungen Freunde haben sich in Briefen gegen mich über dieses Mißlingen ihrer Versuche beklagt. Ihre Schüler blieben bei dem Vortrage des moralischen Arguments kalt, und es erfolgte keine Ueberzeugung. Ich führe deshalb die Ursache hiervon weitläuftig an.

am allerwenigsten mit der unsrigen. Denn von ihr hat man sich nicht Religionsüberzeugung, sondern nur Erklärung und Rechtfertigung des vorausgesetzten Religionsglaubens zu versprechen. Die übrigen Theorien, welche Beweise für die Religion verheißen, können doch wenigstens einen Schein von Ueberzeugung bewirken, und so zur Introduktion der Religion etwas beitragen, ob sie gleich in der Folge, bei genauer Besichtigung, als unächte Mittel verworfen werden möchten. Unsre Theorie aber taugt zum ersten Elementarunterrichte gar nichts, weil zu dieser Zeit der Mensch weder das Bedürfniß noch die Geschicklichkeit hat, Erklärungen innerer Phänomene zu verstehen.

Der erste Unterricht in der Religion wird am besten und zweckmäßigsten so betrieben, daß man zuerst, dem Kinde eine tiefe Achtung gegen Pflicht und Recht beizubringen sucht, wozu die Anlage in jedes Menschen Herzen liegt, und welches durch Vorhaltung moralischer Beispiele, und durch Vorgehung mit eignem guten Exempel, unfehlbar gelingt; daß man, wenn die Kinder in diese Gemüthsstimmung versetzt sind, das Daseyn eines moralischen Weltregierers, ohne allen Beweis, voraussetzt, und stets so gegen sie redet, als ob dieses über alle Zweifel gewiß wäre; daß man sie auf die schöne und wohlthätige Natur aufmerksam macht, ihnen die zweckmäßige und vortrefliche Einrichtung derselben, so weit sie es fassen können, zeigt,

und, indem man sie als Spuren der göttlichen Macht, Weisheit und Güte darstellt, zugleich die letzteren Begriffe deutlich macht und entwickelt, wobei man sich stets, nur allein an die moralischen Beziehungen halten muß, ohne irgend etwas Spekulatives einzumengen. Da die positive Religion aus der Geschichte der Vorwelt, ein Beispiel aufstellt, wie die göttliche Vorsehung für das Wohl des ganzen Menschengeschlechts auf eine moralische Weise gesorgt hat; so ist dieses für solche, welche an die Wahrheit und Richtigkeit dieser Geschichte glauben, ein kräftiges Mittel, zu ihrem Zwecke zu gelangen.

Wenn nun auf diese Art der Verstand der Menschen sich weiter entwickelt, wenn er sich nach spekulativen Beweisen sehnt, wenn er Schwierigkeiten und Einwürfe gegen die Religion findet, die er gern lösen möchte. Dann, und nicht eher, ist es Zeit, mit unserer Theorie hervorzutreten, und seinen Glauben, den wir in ihm geweckt, belebt und gestärkt haben, vor den Augen der Vernunft dadurch zu rechtfertigen.

Unsere Theorie hat in Ansehung der Religion mehr einen negativen, als positiven Nutzen. Sie kann nicht Religion hervorbringen, wo keine ist. Aber sie kann die vorhandene, moralische Religion gegen spekulative Angriffe rechtfertigen und vertheidigen. Sie kann zeigen, daß die Religion nicht von

der Spekulation und nicht von Theorien abhängt, daß folglich die spekulative Vernunft gar nichts, weder für noch gegen die Religion, aus ihren eignen Mitteln und Erkenntnissen vorbringen kann; sie zeigt, daß die Religion auf ihrem eignen Boden, nämlich auf dem moralischen Theile der menschlichen Natur, beruhet.

Der erste und dritte Theil meines Buches, kann daher nur für solche Leser etwas Anziehendes haben, welchen das Nachdenken über religiöse Gegenstände ein Bedürfniß geworden ist, denen oft Bedenken und Schwierigkeiten gegen den Inhalt ihres Religionsglaubens eingefallen sind, und die sich dieselben selbst auf verschiedene Weise zu lösen suchten. Ich kann dieses Bedürfniß in allen gebildeten Ständen voraussetzen, und für diese ist daher mein Buch hauptsächlich bestimmt. Ich möchte sie gern überzeugen, daß die Religion mehr eine Sache des Herzens, als des Verstandes ist; und daß sie sicherer, sich und ihre Kinder, zur wahren Religion führen würden, wenn sie selbst unverrückt den Regeln der Gerechtigkeit und Güte folgten, und ihre Kinder zu gleichem Betragen anführten, als wenn sie sich um die Streitigkeiten theologischer und philosophischer Schulen bekümmern. Ich habe so geschrieben, daß man mich mit einem ausgebildeten Verstande, wie ich glaube, ohne scholastische Kenntnisse zu besitzen, verstehen kann; und habe mich besonders bemühet,

den Beifall derjenigen Klasse von Lesern zu erreichen, welche, mit gesunder Urtheilskraft, von den Vorurtheilen der Schule frei, Begriffe aufzufassen, und ihren eignen Einsichten darüber zu folgen im Stande sind. In dieser Hinsicht habe ich auch alle zu weit führende theoretische Untersuchungen weggelassen, deren Verständniß eine Bekanntschaft mit fremden Systemen, und mit den scholastischen Schwierigkeiten, vorausgesetzt haben würde, wie wohl ich es für Pflicht gehalten habe, diese Untersuchungen für mich selbst, bei dieser Gelegenheit zu betreiben oder sie mir wieder zu vergegenwärtigen *). Denn wenn man Grundsätze populär vortragen will; so muß man mit jeder Schwierigkeit derselben bekannt seyn, und die Theorie der Anwendung genau kennen, ob man gleich in der Ausführung selbst davon schweigen muß. Eine Bemerkung, welche für junge Lehrer und angehende Schriftsteller nicht oft ge-

*) Einige Aufsätze, die bei dieser Gelegenheit entstanden sind, habe ich in den: Vermischten philosophischen Abhandlungen u. s. w. Halle 1797 drucken lassen; besonders gehört dahin die Abhandlung: Von der Lehre von den Zwecken, worin die Theorie dargestellt ist, welcher ich im zweiten Theile der Allgemeinen Religion gefolgt bin; und das philosophische Gespräch: Aristäus, worin alle spitzfindigen Einwürfe der Schule vorgetragen sind, welche die Lehre von der Vorsehung treffen.

nug wiederholt werden kann, die nur gar zu geneigt sind, alle Gedanken, welche sie zu einem gewissen Resultate geführt haben, ihren Zuhörern oder Lesern, für welche doch blos das Resultat paßt, wieder mitzutheilen.

II. Die religiöse Betrachtung der Natur, hat es mit anschaulichen Erkenntnissen zu thun, und ihr zu folgen, ist daher, natürlicher Weise leichter, als die Theorie des Religionsglaubens einzusehen, welche zu fassen, da sie, wie jede Theorie auf abgezogenen Begriffen beruhet, allemal einige Anstrengung der Vernunft erfodert, wenn sie auch noch so einfach abgefaßt wird. Sollte die Naturbetrachtung als Beweis für Gottes Daseyn und Eigenschaften gelten; so würden die dabei vorkommenden Schlüsse außerordentlichen Schwierigkeiten ausgesetzt seyn *). Aber ich führe sie nicht in dieser Form ein. Sie würden allein nie zureichen, einem Menschen Religion beizubringen, wenn er nicht schon, vermöge seiner moralischen Natur, eine Disposition dazu hätte

*) Man kann sie in dem oben angeführten Gespräch: Aristäus, finden, oder in Hume's Gesprächen über die natürliche Religion. In letzteren ist alles erschöpft, was die Spekulation für und gegen die Religion zu sagen hat. In ersterem ist zugleich gezeigt, daß die Religion von diesen Zweifeln und Schwierigkeiten nichts zu fürchten hat.

und die Sätze derselben in der That schon im Allgemeinen voraussetzte. Allein die Ideen von Gottes Macht, Weisheit und Güte, würden abstrakte Gedanken bleiben, und das Herz ohne alle Rührung lassen, wenn nicht die Anschauung oder die sinnliche Betrachtung, uns Beispiele darböte, die zwar bei weitem nicht zureichen, jene Ideen des Unendlichen auszufüllen, oder ihnen Gegenstände zu verschaffen, die aber doch, als einzelne Wirkungen so erhabener Eigenschaften gedacht werden können, und uns daher die Größe und das Erhabene jener Ideen, nicht blos denken, sondern auch empfinden lassen, wodurch also die religiösen Ideen belebt und erwärmt werden.

Diese Rührung hat eine aufmerksame Betrachtung der Natur von jeher zuwege gebracht, und die schönsten Stellen der alten und neueren Philosophen drücken sie aus. Daß man die Beispiele als Beweise der Allmacht, Weisheit und Güte aufführt, ist im populären Unterricht, wo es nicht auf wissenschaftliche Strenge angesehen ist, gar nicht zu tadeln, und sie können diese Dignität immer behalten. Denn jedes Beispiel der moralischen Ordnung der Dinge, ist in der That für den, welcher in der erfoderlichen moralischen Gemüthsstimmung ist, ein neuer Belebungs- und Bestätigungsgrund seines Glaubens, also das, was man im gemeinen Leben einen neuen Beweis nennt, und es wäre pedantisch,

hier über Ausdrücke zu zanken. Blos wenn von förmlichen Beweisen die Rede ist, und wenn der Beweis nach den Gesetzen der Vernunftlehre in Anspruch genommen werden soll, muß man sich deutlich und bestimmt über die Art und Natur jener Beweise erklären können, damit man nicht unnütze Weise in Streit geräth, und die Einwürfe gehörig beurtheilen und zurückweisen kann.

Daß ich diese logische Skrupulosität, auch in diesem Werke befolgt habe, kommt daher, weil es mir darum zu thun war, den Unterschied in meinem Gange des Raisonnements bemerklich zu machen, und dadurch die gewöhnlichen Einwürfe, die gegen jene Gründe, als gegen logische Beweise gerichtet sind, gleich zurückzuweisen. Diese Methode enthält nichts Anstößiges für die, welche jene Einwürfe nicht kennen, und sehr viel Vortheilhaftes für die, welchen sie einfallen; und dieses scheint also ein hinreichender Grund für mich zu seyn, daß ich sie gewählt habe.

Im übrigen liegt der Grund der Rührung, welche die Ansicht der Natur, als ein Werk Gottes erregt, nicht in der beweisenden Kraft jener Betrachtungen, sondern in der Wahrnehmung der Uebereinstimmung der Natur mit den Ideen, deren Realität vermöge der moralischen Gemüthsstimmung vorausgesetzt wird. Die Form der Beweise, die man dergleichen Betrachtun-

gen giebt, kann der rührenden Kraft mehr Abbruch thun, als sie vermehren helfen. Denn in dem spekulativen Kopfe, der Beweise mit logischer Genauigkeit zu prüfen gewohnt ist, erinnert sie nur um so lebhafter an ihre Mängel, und in Beziehung auf solche Menschen, die daran nicht denken, bringt sie nur eine gewisse Dürre in den Vortrag, welche durch Eröfnung polemischer Kampfplätze in Noten und Exkursen, gar sehr vermehrt wird, die Lektüre solcher Werke erschwert, und offenbar der freien Wirkung ungekünstelter Naturbetrachtungen schadet.

Naturforscher und Philosophen haben auf diesen teleologischen Theil, von jeher sehr vielen Fleiß verwendet. Ray, La Plüche, Derham, Bonnet und Reimarus, sind im Ganzen unübertrefbar und verdienen ewig gelesen zu werden. Es haben sich aber seit ihren Zeiten die Naturkenntnisse wieder so sehr gehäuft, daß man nach jedem Jahrzehend diese Betrachtungen ansehnlich vermehren, und die Menschen mit neuen Erstaunen erfüllen kann. Vielleicht habe ich das Verdienst, die vorhandenen Naturkenntnisse in ihrem ganzen Umfange zur Teleologie benutzt zu haben, indem ich nicht blos Naturgeschichte der Pflanzen, Thiere und Menschen, so wie der Erde u. s. w. teleologisch betrachtet habe, sondern auch die Geschichte der Kultur des Menschen. Ich habe mich sorgfältig gehütet, in letzterer Rücksicht nicht in den Fehler zu fallen, daß ich die Zwe-

cke selbst, als Principien der Geschichte gebraucht habe. Mein Raisonnement ist eine bloße Reflexion über die Geschichte, welche durch historische Gründe feststehet, und wenn ich Conjekturen und Aussichten in die Zukunft vorbringe; so stützen sich diese Schlüsse doch nie auf Zwecke, sondern auf Geschichte, aus welcher die moralischen Zwecke, als mögliche oder wahrscheinliche Erfolge, sich ergeben müssen.

Von den zum Grunde liegenden, angeführten und beschriebenen Faktis und Dingen, kenne ich die wenigsten aus unmittelbarer Erfahrung; sie sind aber aus guten und bewährten Schriftstellern genommen, und wo etwas darauf ankommt, habe ich meine Auktorität genannt, wo weniger darauf ankommt, sind die Schriftsteller, aus welchen die Beschreibungen und Erzählungen genommen sind, wenigstens am Schlusse jedes Abschnittes angeführt. Es ist sicherer, in historischen Dingen, wo man nicht selbst erfahren ist, fremder bewährter Auktorität zu folgen, als sich auf seine eigenen Beobachtungen zu verlassen. Indessen kann es doch leicht geschehen seyn, daß hie und da ein Faktum angeführt ist, das Berichtigung verdient, und ich werde jedem verbunden seyn, der mir dieses anzeigt, damit es in der Folge verbessert werden kann.

Was die Anordnung der Naturerscheinungen und die Betrachtungsart derselben betrifft, so bin

ich, wie es mir scheint, einer leichten und natürlichen Ordnung gefolgt, und habe vielleicht den Wunsch derer in etwas befriediget, welche längst eine systematische Ordnung der Erfahrungen zum teleologischen Behufe, wünschten, so daß man leicht die neuen Zwecke und Nutzen, die sich in der Folge bei vermehrter Naturerkenntniß entdecken, an den gehörigen Stellen einschieben und so die Betrachtung immer mehr erweitern könne. Ich habe bedauert, daß manche Werke, die ich sonst noch hätte benutzen mögen, z. B. Girtanners Versuch u. s. w. erst erschienen sind, da mein Manuskript schon vollendet war.

III. Was den dritten Theil betrift; so ist er nichts, als eine weitere Ausführung des ersteren. Es ließ sich aber mehr Licht in die Begriffe bringen, die Schwierigkeiten ließen sich besser darstellen und die Richtigkeit derselben leichter zeigen, nachdem die Hauptbegriffe durch eine Menge konkreter Fälle durchgeführt und in der Anwendung gezeigt waren. Und deshalb versparte ich diesen Theil bis zuletzt.

Ich muß endlich noch allen den Freunden, welche aufgefodert und unaufgefodert, sich der Verbreitung dieses Werks so thätig angenommen haben, aufs verbindlichste danken. Ich wünsche nichts so sehr, als daß es mir gelungen seyn möge, in der Ausführung meines Planes, die Erwartung nicht gänzlich unerfüllt gelassen zu haben, welche eine so

ansehnliche Menge von Lesern, als die vorgedruckte Namenliste enthält, sich gemacht hat. Sollte ich so glücklich seyn, den erwünschten Beifall, durch die Ausführung dieses Werkes wirklich verdient zu haben; so würde mich dieses bestimmen, nach einer ähnlichen Methode, noch diejenigen Wahrheiten darzustellen, welche mit den vorgetragenen Religionserkenntnissen in dem nächsten Zusammenhange stehen, und die, mit diesen zusammengenommen, die ganze praktische Philosophie erschöpfen. Denn es giebt überhaupt nur zweierlei Erkenntnisse, welche außer den besondern Erkenntnissen der Geschäfte des täglichen Lebens, das thätige Leben angehen, und in Beziehung auf dasselbe für jeden Menschen nothwendig sind, und worüber daher jeder Verstand, der sich nur einigermaßen über das Gemeine erhebt, gern vollständige Belehrung zu haben wünscht. Diese sind 1) die Begriffe von Recht und Pflicht, und 2) die Religion. Die ersteren umfassen a) die Verhältnisse des Privatlebens, welche die Rechtslehre (Privatrecht) und Tugendlehre (Moral) klar machen muß; b) die Verhältnisse des öffentlichen Lebens, welche im Staatsrechte und der Politik betrachtet werden. Die Religionslehre betrift theils das Allgemeine und Natürliche, theils das Besondere und Positive in der Religion. Von diesen Erkenntnissen ist das Allgemeine, das Natürliche und Wesentliche der Religion, in diesem Werke hervorgehoben worden. Es

hängt aber, wie aus allen Theilen dieses Buchs ersehen werden kann, die Moral aufs innigste mit der Religion zusammen, und so würde ein Werk, worin die Moral mit der Rechtslehre und den allgemeinen Gründen der Staatslehre vorgetragen würde, den Religionsbegriffen noch mehr Licht ertheilen, und der Theorie bei vielen noch mehr Haltung verschaffen. Und wenn auf diese Art Moral und Religion auch in der Erkenntniß gesichert wären; so würde sich mit desto größerer Sicherheit und Freimüthigkeit, die Untersuchung über die positive Religion anstellen lassen. Beides würde in zwei, dem gegenwärtigen ähnlichen Bänden vollendet werden können, wovon der erste unter dem Titel: Allgemeine Lebensphilosophie über Recht und Pflicht, sowohl in Privat- als öffentlichen Verhältnissen Belehrung gäbe; der andere aber unter dem Titel: Ueber die besondere oder positive Religion, das Verhältniß des Positiven in der Religion, zu dem Allgemeinen in derselben, ins Licht stellte, um ein richtiges Urtheil darüber zu fällen. — In dem ersteren ist nichts Neues zu begründen. Das gemeine Urtheil stimmt größtentheils mit dem gelehrten überein, und es ist dabei nichts zu thun, als das allgemeine moralische Bewußtseyn zu erhellen, und die Begriffe, worauf ein jeder schon seine Urtheile gründet, klar und deutlich zu machen, welches nach meinem Plane nicht sowohl durch logische Erörterungen und Zergliederungen, dergleichen schon ge-

nug vorhanden sind, und in guten wissenschaftlichen Werken dieser Art gesucht werden müssen, sondern vielmehr durch Vorhaltung einzelner Fälle geschehen sollte. Die Schrift: über die positive Religion, würde eine solche Ansicht dieser wichtigen Sache zu eröfnen suchen, wodurch erhellen würde, daß diese immer als ein achtungswerthes Mittel betrachtet werden muß, wodurch die moralische Bestimmung des Menschen befördert wird, ob gleich die blinde und unbedingte Verehrung derselben aufgegeben, und der Vernunft volle Freiheit über ihren Inhalt zu urtheilen, verstattet werden muß. Es wird von dem Beifalle und den Wünschen meiner Leser abhängen, ob ich diese beiden Werke mit der Zeit noch soll erscheinen lassen oder nicht.

Mein Hauptwunsch bei allen meinen Schriften ist, daß ich etwas zur Aufklärung moralischer und religiöser Begriffe, zur unparteiischen und ruhigen Untersuchung der befolgten, und der Theorie nach, längst bekannten Grundsätze, und endlich zur Beilegung erbitterter Streitigkeiten, welche nur die Sache verwirren, und worin man hartnäckig auf Worten besteht, beitragen möge. Ich habe mich immer bemühet, in der Stimmung zu bleiben, daß ich Alles, was Merkwürdiges über wichtige Gegenstände der Philosophie geschrieben worden ist, ohne Parteisucht und vorgefaßte Meinung habe lesen können, und das Resultat meiner Beurtheilung ist immer gewesen,

daß, wenn die verschiedenen Parteien es nur mehr darauf anlegten, sich mit einander zu verständigen, als Herr über einander zu werden, die Verschiedenheit ihrer Meinungen großentheils verschwinden und in Harmonie übergehen würde. Ich schmeichle mir, daß meine Schriften, den ruhigen Geist, der aus dieser Gemüthsverfassung fließt, und der nichts so sehr scheuet, als das Feld der Polemik, durchgängig offenbaren werden, und verspreche mir daher auch eine ruhige und unparteiische Prüfung derer, welche mit meinen Grundsätzen oder mit der Art sie auszuführen und anzuwenden, nicht ganz zufrieden sind. Halle, den 10. April 1797.

Verzeichniß

Verzeichniß der Pränumeranten.

Altona.

Demoiſell D. Bang.
Hr. Kaufmann Behemann.
— — Lucas Ovens Beets.
— Paſtor Bendixen in Boel der Landſchaft Angeln 8 Ex.
— Collaborator Bremer.
— Paſtor Brinkmann in Kahleby bei Schleswig.
— — Dörfer.
Madam Elmenhorſt.
Hr. Prediger Funk.
— Kaufmann J. C. Gotſch.
— Buchhändler Hammerich 3 Exemplare.
— Kaufmann de Jäger.
— Buchdrucker Jungnikkel.
— Kanzleiſekretär Koch.
— Paſtor Krafft zu Bannesdorf auf der Inſel Fehmern.
— Schreib- und Rechenmeiſter Kroymann.
— Kaufmann Lübbes Sen.
— — Magelſen.
— — Riemeier.
— — Paulſen.
— Poſtmeiſter Rathgens.
— Kaufmann Rüge
— Advocat Schmidt.
Sr. Excellenz der Hr. Geheimerath und Oberpräſident von Stemann.
Hr. Profeſſor Vogler.
Madam Wiggers.
Hr. Kaufmann Bernhard Willink.
Hr. Rathsverwandter F. Woldſen in Huſum.

Arnsheim in der Pfalz.

Hr. Candidat Winkelblech in Bruch bei Weyerbuſch 25 Exemplare.
— Inſpektor Winkelblech 3 Exemplare.

Aſchersleben.

Hr. Joh. George Bethmann Ackermann zu Wilsleben.
— Conſiſtorialrath von Beyer.
— Sekretair Galſter.
— Prediger Haſſel in Creypenſtädt.

Aurich.

Hr. Cammerſekretär Baumgarten.
— Criminalrath Bley.
— Kaufmann Bruns.
— Regierungs- und Conſiſtorial-Präſident von Derſchau.
— Prediger Eſſenbrügge.
— Conſiſtorialrath Goſſel.
— Rektor Hecht.
— Conſiſtorialaſſeſſor Ihmels.
— Zeltrick Hoiſing Müller.
— Referendarius Reimer.
— Buchdrucker J. A. Schulte 4 Exempl.

Hr. Referendarius Schmertmann.
— Candidat Scipio.
— Postmeister Traden.
— Prediger E. Victors in Logabirum.

Bamberg.

Hr. Dr. und Prof. der Medicin Döllinger.
— Weltgeistlicher Gengler.
Die Göbhardsche Buchhandlung 3 Exempl.
Hr. Doctor Groß.
— Dr. und Prof. Nüßlein.
— Florian Schlosser Lehrer der Grammatik.

Bautzen.

Hr. Schullehrer Bröer.
— Professor Gedike.
— Domvicarius Sauer.

Berlin.

Hr. Prediger Agricola an der Hofgerichtskirche.
— Hofpostsekretair Brese jun.
— Candidat Bülow 3 Ex.
— D. Heidemann.
— Prof. Kiesewetter.
— Prediger Klemm in Alt Rüdenitz.
— Kaufmann Köppen.
— Oberkastellan Lehmann.
— Kaufmann Lieber.
— Buchhändl. Mylius 2 Ex.
— Buchhändl. Nauck.
— Domcandidat Pauli.
— Candidat der Theol. Reimann.
— Prediger Richter an der Sebastianskirche.
— Candid. Schulz in Lohme.
— Prediger Seyler in Stolpe bei Angermünde.
— Präsident von Trosky in Lübben.

Bern.

Hr. Buchhändl. Haller 6 Ex.

Bernburg.

Hr. Pfarrer Böhmer in Plötzkau.
— Sub-Conrector Eisfeld.
— Pfarrer Günther.
— Oberprediger Hoffmeyer in Harzgerode.
— Candidat Sander.
— Rector Starke.

Blumberg in Vorpommern.

Hr. Prediger Brahtz in Hohenreinnendorf
— Prediger Hartmann.
— Prediger Hertel zu Sommersdorf.
— Prediger Obenaus in Schönfeld.

Brandenburg in der Mittelmark.

Hr. Director Adj. Arnold an dem Ritterkollegio.
— Prediger Bindewald in Barnewitz.
— von Bredow Eleve im Ritterkollegio
— Superintendent Calvisius.
— Pred. Kalisch in Buckow.
— Professor Lange.
— Buchhändler Leich.
— Prediger Lisco.
— Prediger Petiscus.
— Dominspektor Schein.

Braunschweig.

Hr. Consistorialrath Schulz.
— Kunstgärtner Vekenstädt zu Walkersheim im Braunschweigischen.

Hr. Kaufmann L. A. Weddy.

Bremen.

Hr. Buchhändler Wilmans 2 Exempl.

Breslau.

Hr. Buchhändler Gehr und Comp. 2 Exempl.
— Klimm in Falkenberg.
— Candid. Raupach 5 Ex.
— Schneider, Lehrer am Elisabethanum.
— Past. Zingel in Panthenau.

Bückeburg.

Hr. Consistorialrath Horstig.

Bülckau.

Hr. Organist C. W. Blohm.
— Einnehmer Dickmann.
— Pastor Einstmann.
— Schulze Hink.

Cassel in Hessen.

Hr. Pfarrer Bernhardi in Ottrau.
— Kaufmann Brauer der Aeltere.
— Oberpfarrer Conradi in Wetter in Oberhessen.
Frau Generalin von Gohr.
Demoiselle S. G. Betty Isenbart in Wolfsanger bei Hessen-Cassel.
Hr. Prof. Justi in Marburg.
— Pfarrer Ruppersberg in Oberrosphe.
— Pfarrer Sallmann in Kaldern.
— Pfarrer Schedtler in Holzhausen.
— Pfarrer Schmidt in Rosenthal.
Fräulein von Schwerzel in Melsungen in Hessen.
Hr. Pastor Seyfert in Struppen.
— Pfarrer Soldan in Amönau.
— Berg-Commissarius Wolf.

Chur.

Hr. Prediger Bawier.
— Bundsschreiber Friedrich v. Salis.
— Pred. Lütger zu Feldsperg bei Chur.
— Meyer, Lehrer an der latein. Schule.
— Nachtigall, Privaterzieher der Söhne des Hrn. Oberzunftmeister D. von Salis.
— Doktor Rascher.
Frau Oberzunftmeisterin C. von Salis.
— Präsidentin von Salis zu Sils bei Chur.
Hr. Prof. Saluzo 2 Exempl.
— Schinz, Privaterzieher der Söhne des Hrn. Obristlieutenannt von Salis.

Cöburg.

Hr. Buchhändler Ahl, 3 Ex.

Colberg.

Hr. Conrektor Meibauer.
— Candidat Meibauer.

Copenhagen.

Hr. Cand. Jur. Bendtsen.
— Pastor Brästorf zu Westenstierningen in Fünen.
— Privatdocent Christiansen. 6 Exempl.
— Catechet Cochen
Frau Pastorin Dreier.
Hr. Studiosus theol. Jens Frechland.
— Prediger von Gehren.

Hr. C. Hammer, Königlicher Dänischer wirklicher Justizrath und Generalconducteur über Agerhausstift zu Melboestad in Norwegen.
— Katechet Kachen.
— Schulinspektor Klausen.
— Studios. theol. M. H. Lund.
— Prediger Marezoll.
— Dr. und Prof. Münter.
— Probst Schierup Hauptprediger in Aalborg.
— C. F. von Schmidt-Phiseldek.
— Seminarist Stottved.
— Joh. Christ. Peetz. 4 Ex.
— H. W. Riber, Lehrer am königl. Seminario bei Kopenhagen.
— Kaufmann Wiese. 2 Ex.
— Studiosus theol. J. C. Winther.

Cottbus.

Frau Obristin von Kottwitz in Neuhausen.
Hr. Pastor Paulinus in Kahren bei Cottbus.

Cüstrin.

Hr. Consistorialrath Dittmarsch. 4 Exempl.
— Pred. Klein zu Altrüdenitz.
— — Köppel zu Schaumburg bei Cüstrin.
— Pred. Münch zu Dechsel bei Landsberg an der Warthe.
— Consistorialrath Seyffert.
— Hofbuchdrucker Trowitzsch.

Detmold.

Ihro Durchlaucht die regierende Fürstin zur Lippe, gebohrne Prinzessin zu Anhalt-Bernburg.
Hr. Geheimer Sekretair Clausing.
Hr. Pastor Drewes.
— Hofprediger Dröste.
— Professor Köler
— Regimentsdirektor König.
— Inspektor Krücke.
— Conrector Krügelstein.
— Pastor Melen.

Dresden.

Hr. M. Bartzsch.
— Past. M. Cuno in Seyfersdorf.
— Dr. Dreyßig.
— Past. Eras in Wachau.
— M. Gerhard.
— Professor Geyer.
— Pastor M. Jung in Wilsdruf.
— Past. M. Kretzschmar in Baschwitz
— Dr. Reinhard, Oberhofprediger und Kirchenrath.
— Pastor Rost in Ringethal bei Mitwenda
— Hofrath Dr. Sartorius.
— Past. Schmidt in Constappel.
— — M. Stein in Unkersdorf.
— — Tittel in Kadiz
— Superintendent Dr. Tittmann.
— Geheimer Finanzrath von Wagner der Aeltere.
— Candidat Weck
— Landesölteste von Wiedebach in Reugersdorf.
— Past. M. Zandt in Kesselsdorf.

Eisleben.

Hr. Justizamtmann Büttner.
— Obercustos Dörel.
— Professor Höpfner.
— Gymnasiast Westphal.

Elbing.

Hr. Kaufmann A. Abegg.

Hr. Mäkler Cabrit.
— Kaufmann Collins.
— — Dockhorn.
— Abrechner Hübner.
— Kaufmann Jebens.
— Deichinspektor Koppin.
— Faktor Kühn.
— Accise-Buchhalter Lange.
— Candidat Möller.
— Handlungsofficiant Müller.
— Kaufm. P. J. Neumann.
— Major von Quedenau.
— Kaufm. Dan. Raschke.
— — J. H Raschke.
— Candidat Raths.
— Kaufmann Raths.
— Stadtrath Jungschulz von Roebern.
— Handlungsofficiant Rook.
— Kaufmann Salzmann.
— Schesmer.
— Kaufmann Skerle.
— Stadtgerichts Referendarius Skerle.
— Handlungsofficiant Speicherz.
— Candidat Teschner.
— Kaufmann Wagner.
— — Wiens.

Ellrich.

Madam Molle.

Emden.

Hr. Ausmiener Aarends.
— Domainen-Rath und Rentmeister J. A. C. Befeke.
— Kaufmann Bonnen.
— — Tob. Boumann.
— Landschaftl. Receptor Bülfinger.
— Candidat Fassenau in Greetsiel.
— Pred. Fegter in Campen.
— Pred van Gelder in Gröningen.
— Oberamtmann von Glaan in Stickhausen.
Hr. Pred. Gössel in Wesserbuhr.
— Administrator Heßling.
— Licent-Controlleur Hayckens.
— Prediger Hesse.
— Prediger Kater.
— Candidat Kirchhoff in Greetsiel
— Accise Receptor Lange.
— Candidat Leiner in Eggelingen.
— Kaufm. Noemes Jun.
— — P. von Oist.
— — A de Koth.
— — H C. Siefken.
— Joh. Jac. Stindt zu Wichhausen.
— Accise-Receptor Voß.
— Kaufm. A. J Vobberg.
— Doktor und Oberamtmann Wenkebach.
— Buchbinder Wenthien 2 Exempl.
— Prediger Wilds.
— Ausmiener C. C Willemsen.
— Kaufm. E. C. Willemsen.

Erfurt.

Hr. Buchhändler Keyser.

Ermsleben.

Hr. Actuarius Blume.
— Justizamtmann Bucher zu Endorf.
— Amtsrath Eggeling zu Gattersleben.
— Amtmann Henke zu Endorf.
— Prediger Klein zu Gattersleben.
— Amtsrichter Maaß.
— von Oppen zu Gattersleben.
— Amtsverwalter Pfannschmidt.

Hr Justizamtmann Roloff.
— Kaufmann Taemler.
— Actuarius Wilhelmi zu Endorf.
— Commissionsrath Wohlgebohren.
— Auskultator Ziegler.

Flensburg.

Hr. Seminarist P. Albertzen.
— Kaufm. Andresen.
— Erzieher Bertels.
— Bertels. 3 Exempl.
— Seminarist P Christiansen.
— — C. F Dall.
— — J. Edsen. 2 Ex.
— Elingius.
— Kaufmann Feldstedt.
Frau Wittwe G . . .
Hr. Candidat Göttig.
— N. Gobbersen.
— Candidat Greif Senior.
— Nic. Hallensen.
— Kaufm. P Henningsen.
— Seminarist F. Johannsen.
— — C. Jaspersen.
— Kriegsrath Ibsen.
— Seminarist J. P. Jessen.
— — K. Karstens.
— — F. D. Kreutzfeld.
— — C. Maak.
— — P. Nissen.
— Pastor Nissen.
— — Paisen.
— Seminarist N. Siemonsen.
— — P. Sonnichsen.
— — J. A Struß.
— — C. Thomsen.
— — F. Thomsen.
— — L. Thomsen.
— — N. Tochsen.
Zwei Ungenannte 2 Ex.
Hr. Seminarist D. Wulf.

Frankfurt am Main.

Die Andräische Buchhandlung 12 Ex. impl.

Hr. Engelmann Privaterzieher.
— Cand. der Theol. Habermann jun.
— Dr. Med. Herwig in Oeringen.
Madam Hollweg.
Hr. Achilles Johannot in Offenbach.
— Candidat Klitscher, Privaterzieher beim Banquier Hrn. Gondart.
— George Sarasin.

Freyberg.

Hr. Diaconus von Aderkaas in Frauenstein.
— M. Claudius, Pfarrer zu Langenhennersdorf. 3 Ex.
— Candidat Meusel.
— Schichtmeister Schneider.
— Senator Schubert.

Frohburg.

Hr. Pfarrer M. Bauer.
— Diac. Dürr zu Kahren, im Amte Borna.
— Prediger Otto zu Eschefeld bei Borna.
— — Hünerfürst zu Neukirchen bei Borna.
— Diac. M. Liebenau.

St. Gallen.

Hr. Christ. Binder.
— Professor M. Fels.
— Dr. Girtanner des Großen Raths.
— Pfarrer Hector.
— Felix Keßler.
Die litterarische Gesellschaft.
Hr Studiosus Philosoph. J. L. Kunkler.
— — — Sheitli.
— Professor G. Vetter.
— Pf. J. J. Wartmann.

Hr. Studios. Philos. Heinrich Zollikofer.
— Pfarrer J. J. Zollikofer.

Gartow an der Elbe.

Hr. Prediger Hölty.
— Amtmann Mackeprang.
— Cand. Schulze in Reßdorf bei Gartow.

Goslar.

Hr. Pastor Ch. G. Bröder, zu Beuchte u. Weddingen.
— Candidat Juris Büttner.
— Kaufm. Cornelius Landsberg zu Hartingerode.
— J. C. Dirks.
— Oberfaktor Gieseke.
— Georg Henrici.
— Candidat G. H. König.
— Pastor A. Landsberg zu Zinnenrode.
— Weinhändler P. Marbes.
— Kaufm. G. H. Mävers.
— — C. F. Meinecke in Wolfenbütel.
— Stadthauptmann J. W. Röver.
Demoiselle Siemens, Conventualin im Kloster Neuwerk.
Hr. Past. G. F. Ch. Trautmann.

Gotha.

Hr. Baron von Campenhausen, Hofjunker und Cornet bei der Leibgarde zu Pferde.
— Regierungsrath Geisler.
— Commißionssecretair Jacobs.
— Oberhofprediger Schäffer.
— Prof. Schlichtegroll.
— Cammerjunker und Cammerrath von Schlotheim.
— Cammerjunker und Regierungsrath von Studenitz.

Göttingen.

Hr. Dr. und Prof. Ammon. 4 Exempl.
— Stud. theol. J. G. Brandes.
— — — H. W. Brandes.
— Professor Buhle.
— Buchhändler Dieterich 6 Exempl.
— Studios. Herfing, aus dem Lande Hadeln.
— Rath Pockels in Nordheim.
— Candidat Suves. 8 Ex.
— Buchhändl. Vandenhoek und Ruprecht. 2 Ex.
— M. Wackhusen.

Gros-Glogau.

Hr. Senior Bail.
— Cand. Beling in Kleintschirn.
— Cand. Biedermann.
— Pastor Bineck zu Kuntzendorf.
— — Binner.
— Senior Blümel zu Dalkau.
— Pastor Feige zu Klein-Ausger.
— Candid. Fischer in Fraustadt.
— — Fritsch in Brieg.
— Pastor Grandtke zu Wohlau.
— Hofprediger Grosse.
— Buchbinder Benj. Günther.
— Oberkirchenvorsteher Sam. Günther.
— Pastor Hache zu Herrndorf.
— Pfarrer Anton Hartwig in Kuttlau.
— Past. Kirschke zu Kammelwitz.
— Kaufmann Klopsch.
— Past. Adj. Köhler, in Naumburg am Bober.
— Oberconsistorialrath Lang-

ner, in Fraustadt in Südpreussen.
Hr. Candid. Liers in Herrndorf.
— Major von Luck, Chef einer Escadron des Hochlöbl. von Schmettauischen Regiments.
— Pastor Maschke zu Buchwald.
— — Maiwald zu Polkwitz.
— Pred. Meißner in Bielwiese.
— M. Neumann zu Schönau.
— Candidat Pfahl in Schönau.
— Inspektor und Oberprediger Postel.
— Pastor Primke zu Quaritz.
— — Reiche in Raudten.
— Graf von Schöneich auf Gafron.
— Pastor Strauwald zur Heinzenburg.
— Inspektor Weinhold zu Malmitz.
— Inquisitor publicus Wagner.
— Candid. Wilhelmi. 2 Ex.
— Woysch. 2 Ex.

Güstrow.

Hr. Cantor Besser.
— Candidat Dahl.
— Subrector Dietz.
— Pastor Eyller.
— Candid. Krebs in Friedrichsluft.
— Mag. Leue, Lehrer am Gymnasio.
— Gastwirth Müller.
— Hofrath Rönnberg.
— Pastor und Senior Vermehren.
— Volkmann, Lehrer am Gymnasio.
— Pastor Ziegler.

Stadt Hadmersleben im Herzogthume Magdeburg.

Hr. Pastor Feuerstock zu Ausleben
— — Meier zu Ohrsleben.
— — Meinike zu Klein-Germersleben.
— Inspektor und Pastor Münnich.
— Pastor Nolte zu Hödensleben
— — Schelper zu Unseburg.
— — Wilda zu Löderburg.

Halberstadt.

Hr. Canonicus Gleim.

Halle.

Hr. Studios. theol. Albrecht.
— Candidat Anforge aus Schlesien.
— Studios. theol. Balthasar.
— Studios. theol. Bischoff aus Halberstadt,
— Fabricant Bourdau.
— Candidatus Juris Busse aus Magdeburg.
— Bispink.
— Apotheker Blankenburg in Sandersleben. 2 Ex.
— Nachmittagsprediger Bobbe in Ragune.
— Stud. Blum aus Weilburg.
— Studios. theol. Cannabaeus I.
— — — Cannabaeus II.
— Candidat Chemnitz.
— Stud. theol Diedrichs aus Halberstadt.
— Superintend. Dominici.
— Kunsthändler Dreybig.
— Hofrath Dryander.
— Stud. Duhm aus Ostfriesland. 2 Ex.

Hr. Candidat Düffer.
— Kramermeister Dürking.
Hr. Pastor Ehrlich in Lettin bei Halle.
— Stud. theol. Eisenlohr aus dem Badenschen.
— Stud. th. Euler aus Cusel.
Die Gebauersche Buchhandlung 5 Ex.
— Actuar Gioseke.
— Studios. Philip Gottlieb aus dem Sponheimschen.
— Pastor Grotian in Radewell.
— Banquier Gründler.
— Procetor Günther.
— Stud. Handel aus Saarbrück.
— Feldprediger Hildesheim aus Flosenburg.
— Stud. Juris Hoffbauer aus Bielefeld.
Frau Kanzlerin von Hoffmann in Dieskau.
— Past. Horn zu Niederndodeleben.
— Cand. Jacobi in Schnakenburg.
— Cand. Jacobi aus Schlesien.
— Professor Junker.
— Stud. Kadach aus Schles.
— Regiments-Quartiermeister Kamelah.
— Past. Kirchner in Lebendorf.
— Cand. Klein aus Schles.
Demoisell Caroline Klüget.
Hr. Pred. Kollmann zu Trennitz an der Saale.
— Krause, Lehrer am königl. Pädagogio.
— Stud. theol. Krönig aus Bielefeld.
— Stud. jur. Lau.
— Cand. Laue aus Hamburg.
— Cand. Lehmann im Anhalt-Cöthenschen.
— Bauschreiber Leser in Giebichenstein.
Hr. Stud. Liebich aus Schles.
— Stud. theol. Lindemann aus der Altemark.
— Pastor Matthaei.
— Cand. Meinshausen.
— Caplan Mros.
— Pastor Muhlert in Naundorf bei Halle.
— Studios. theol. Müller aus der Neumark.
— Stud. th. Nachersberg aus Schlesien.
— Candidat Nebe, Privat-Erzieher bei Hrn. Dr. Niemeyer.
— Studios. Neumann.
— Hofprediger Pauli in Ballenstedt.
— Pastor Pockels in Wörmlitz.
— Cand. Rabeloff aus Pommern.
Die Herren Gebrüder Oberamtmann Rejall in Brachwitz.
Hr. Stud. theol. Reiche aus Schlesien.
— Cand. Reil in Dessau.
— Professor Reil.
Die Rengersche Buchhandlung 4 Ex.
Hr. Richardson aus Schottland.
— Candidat Rosenstiel aus Elsas.
— Buchdrucker und Buchhändler Ruff.
— Stud. th. Salzmann aus Liefland.
— Cand. Ch. F. Schulz aus Schlesien.
— Stud. th. Schellenberg aus Weilburg.
— Studios. Schemann aus Westphalen.
— Fabrikant Schier.
— Stud. th. Schirmer aus Oppenheim.
Frau Henriette Gräfin von

Schlabrendorf gebohrne von Mützschefahl.
Hr. Studios. Schmidt aus Saarbrück.
— Pastor Schnee in Gros-Oerner. 8 Ex.
— Antiquarius Schuchard. 2 Exempl.
— Past. Schultes in Fernstedt.
— Buchhändl. Schwetschke.
— Stud. Seeliger aus Schlesien.
— Cand. Sievers aus dem Magdeburgischen.
— Stud. theol. Solbrig aus der Altemark.
— Stud th Staehler aus dem Zweibrückischen.
— Stud. Steinhaus aus Westphalen.
Frau Oberamtmännin Steinkopf in Egeln.
Hr. Cand. Stöphasius aus der Neumark.
— Justizcommissarius Streuber.
— Sucro Lehrer am königl. Pädagogio.
— Stud. Tetz aus Schlesien.
— Kaufmann Theune.
— Past. Theune in Salze.
— Schachtmeister Thomas in Doelau.
— Kaufmann Thyme.
— Stud Touton aus Trarbach.
— M. Vogel Prediger bei Sorau
— M. Voigtel, Lehrer am Stadtgymnasio.
Die Buchhandl. des Waisenhauses.
— Candidat Weber aus dem Magdeburgischen.
— Pastor Weber in Brachstädt.
— Past. Werner in Sandersleben.
— Studios. jur. Weymar.
Hr. Cand. Wilkens aus der Neumark.
— Postsecret. Wittenberg. 13 Exempl.
— Stud theol. Zarnak aus der Altemark
— Stud. Zobel aus Hirschberg.

Hamburg.

Hr. Buchhändl. Bohn 22 Ex.
— Postsecretär Eifler.
— Past. Greve zu Döse im Amte Ritzebüttel.
— Oberlieutnant von Grumkau in Ritzebüttel.
Die Herren Kaufleute M. A. Heckscher.
Hr. Buchhändl. Hoffmann 6 Exempl.
— Candidat Meyer.
— — Mutzenbecher. 4 Ex.
— Past. F. C. von Som, in Groden im Amte Ritzebüttel.
— Candidat Stahlschmidt.

Hannover.

Hr. Pred Bosse zu Edemissen.
— Grune. 2 Ex.
— Gebrüder Hahn. 25 Ex.
Die Hellwingsche Hofbuchhandlung.
Hr Postverwalter Lindenberg in Bodenwerder.
— Hausvoigt Knigge in Neustadt am Rübenberge.
— Rector Maisart in Hitzacker.
— F. L. Müller. 2 Ex.
Intelligenz-Comtoir.

Hirschberg.

Hr. Studios. Elsner.
— Studios. Enge.
— Kaufm. Flach in Schmiedeberg,
— Prorector Fischer.

Hr. Past. Grätz zu Schönau.
— G. H. Grund zu Lauterbach.
— Friedrich Baron von Grunfeld auf Lehnhaus.
— Stud. Häckel.
— Pastor Heinrich in Spiller.
— Christian Melchior Hoffmann in Grunau.
— Joh Traugott Klose 4 Ex.
— Stud. König.
— Stud. Langenmayr.
— Past. primarius M. Letsch.
— Past. Meißner in Maiwaldau.
— Past. Reich in Caneerswaldau.
— Stud. Scharfenberg.
— Commercienrath Schäfer.
— Cand. Schumann.
— Christ. Thomann.
— Senator Tietz.
— David Tschentscher zu Lauterbach.

Hohenwettersbach im Baadenschen.

Hr. Rittmeister Freiherr von Ellrichshausen zu Assumstadt.
— Hofdiaconus Mölper in Durlach.
— Pfarrer Müller.
Freiherr Carl Fr. Schilling von Canstadt 2 Ex.

Jena.

Hr. Stud. theol. Bodemann.
— Adj. Schmid in Lobeda.
— Buchhändler Schneider und Weigel 4 Ex.
— Pastor Schuderoff in Drakendorf.
— Stud. Simon aus dem Rheingräfl. Grumbachschen.
— Hofrath Ulrich.
Hr. Stud. Wallot aus Oppenheim.
Frau Oberkammerherrin von Werthern in Weimar.

Kiel.

Hr. Obrist von Binzer.
— Amtsschreiber Casperfen.
— Canzleirath Cirsovius.
— Professor Cramer.
— Stud. Dibbern.
— Dr und Prof. Eckermann 3 Exempl.
— Consistorialrath Fock.
— Archiater Hensler.
— Pastor Holst.
— Professor Jensen.
— Pastor Küster.
— Dr. Mackensen.
— Candidat Mein.
— Schullehrer Meyer.
— Professor Nasser.
— Studios. Pohl.
— Capitain von Saraw.
Gr. Excellenz der Hr. Geheimerath und Oberpräsident von Schack.
— Cand. Tämsen 2 Ex.
— Etatsrath Trendelenburg.

Königsberg in Preussen.

Hr. Candidat Andersch.
— Negociant Bahn.
— Negociant Bahn.
— Negociant Barkley.
— Candidat Barries aus Barth in Vorpommern.
— Major von Beckinaola Erbherr der Steslackischen Güter in Ostpreussen.
— Kriegsrath Bohlius.
— Feldprediger Boretius.
— Weltgerichtsassessor Braun.
— Tribunalsrath und Präsident des Stadtgerichts Buchholz.

Hr. Consul Büttry.
— Cammeraſſeſſor Büttner.
— Generalrendant Crüger.
— Cammeraſſiſtenzrath Dirkſen.
— Juſtizrath Frey.
— Juſtizrath Gehrcke.
— Regierungsrath Goebel.
— Negociant Gordack.
— Graf von der Gröben, Erbherr der Schwansfeldiſchen Güter in Oſtpreuſſen.
— Studioſus juris Mathias Wilh. von der Gröben.
— Oberaccis- und Zollrath Grube.
— Stadtrath Hampus.
— Kriegs- und Domainenrath Heilsberg.
— Hauptmann von Heyden. Erbherr der Nerſkenſchen und Poslackiſchen Güter in Oſtpreuſſen.
— Juſtizrath Höpfner.
— Prediger Jachmann.
— Negociant Killmar.
— — Kiſchke.
— Stadtrath Kiſt.
— Gerichtsaſſeſſor Klauſien.
— Juſtizrath Kuhncke.
— Kammeraſſeſſor Leo.
— Negociant Jakob Leyde.
— — Leyde.
— Stadtrath Lilienthal.
— Landſchaftsſyndicus Manitius.
— Juſtizcommiſſair Meier.
— Stadtrath Meyer.
— Schloßhauinſpekt. Müller.
— Negociant Reans.
— Kriegs- und Domainenrath Niederſtetter.
— Pupillenrath Le Noble.
— Prof. Pörſchke.
— Negociant Prin.
— Fabriken-Inſpektor Rommerunger.
— Spezialhandlungs-Direktor Schäde
— Kaufmann Scherres.
Hr. Prediger Schleswig zu Groſsſchönau 3 Ex.
— — Schlick.
— Negociant Schmidt.
— Cammeraſſeſſor von Schön.
— Dr. Med. Seligo.
— Rheder Steenko.
— Kriegs- und Domainenrath Stolterfoth.
— Friedrich Strauch aus Pillau
— von Tettau. Erbherr der Tolkiſchen und Prowarwerſchen Güter in Oſtpreuſſen.
Frau von Wallenrodt geb. von Auer auf Pogirwen in Oſtpreuſſen.
— Referendarius Weiß.
— Juſtizamtm. Wenkſtern.
— Regierungs Präſident von Winterfeld.
— Regiments-Quartiermeiſter Zilß.

Landshut.

Hr. Kaufmann Cramer.
— Baron von Eichſtädt Obriſtlieutnannt, Kammerherr des Johanniter-Ordens-Ritter und Erbherr auf Neuſſendorf bei Landshut.
— Archidiac. u. Senior John.
— Cand. König zu Kolbnitz bei Jauer.
— — Koppe zu Friedland.
— Paſtor Leupold zu Giesmannsdorf.
— — Meisner zu Rohnſtock bei Bolkenhain.
— Cand. juris Müller.
— Kaufmann Neubert.
— Cand. Opitz in Wolmsdorf bei Bolkenhain.
— Kaufmann Ernſt Otto.
— Buchhalter Witzleben.

Leer in Oſtfriesland.

Hr. Juſtizkommiſſair Höting.

Hr. Prediger Janssen.
— — Jelden zu Neiburg.
— Rektor Metzger
— Buchbinder C. L. Nellner
— Ausmiener Scheiren.
— Justizcommissionsr. Schröder.
— Assessor Ungerland.
— Conrektor Wessel.
— Kaufm. H. Viesserling.

Leipzig.

Hr. Dr. Baumann der Jüngere.
— Buchhändl. Beer 2 Ex.
— Studiosus Griesing aus Mühlhausen
— Cand Gröbe aus Kitten.
— Stud. Hager aus Siebenbürgen.
— Professor Heydenreich.
Die von Kleefeldsche Buchhandlung 12 Ex.
— Stud theol. König.
— Candidat Küchelbecker.
— — Liebmann in Schmölen bei Wurzen.
— Magister Michaelis.
— Buchhändler Reinicke und Hinrichs.
— M. Schiller Diaconus in Teuchern bei Weissenfels.
— M. Schreiber, Hauslehrer beim Kammerherrn von Pöllnitz in Benndorf.
— Stud. C. F. Suhl.
— Past. M. Tamm in Glessien.
— Stud. medic. Christ. Sam. Weitz.
— Candidat Weymann aus Schlesien.

Lippstadt in Westphalen.

Hr. Dr. Bothe.
— Pred. Buddeberg 2 Ex.
— Bürgermeister Curtius.
— — Delhaes.
Frau Wittwe Ernst, geb. Hoffbauer.
Hr Possecretair Haaren.
— Kaufmann Hoffbauer.
— — Isenbeck.
— — Kottenkamp.
Frau Wittwe Kruse, geborne Schmits.
Hr. Kaufm. Abraham Kruse.
— Commercienrath Langer.
— Friedr. Lesen.
— Stiftsamtmann Mattenklot.
— Moller, aufm Kupferhammer in Warstein im Cöllnisch Sauerland.
— Kaufm. Diedrich Nolle.
— — Plange.
— — Rocholl
— Conrektor Rumpäus.
— Weinhändler und Gastgeber Schlüter.
— Prediger Schütte.
— Kaufmann Schwarze.
Hrn. Gebrüder Schwenger Kaufleute in Rheda.
Hr. Magister und Rektor Seidenstücker.
— Senator Tilemann.
— Past. Tillmann in Erkeln in Baderbornschen.
— Buchhändl. Twietmeyer.
— Küster Valenkamp.
— Prediger Verhöff.
— Kaufmann Weddigen in Bielefeld.
Frau Aebtißin von Wulknitz.
— Sophie Zurhelle geb. Cleinschmid.
Hr. Bürgermeister Diedrich Zurhelle.
— Senator Jakob Zurhellee.
— Kaufmann Andreas Zurhelle.

Magdeburg.

Hr. von Alvensleben des St. Johanniter-Ordensritter zu Erxleben.

Hr. Landrath von Alvensleben zu Eichenbarleben.
— Pred. Blümler zu Gutenswegen.
— Amtmann Caspari zu Siegersleben.
— Pred. Ewald in Angern.
— Kammerherr von Griesheim.
— Rektor Herbst zu Hundisburg.
— Jasper in Klosterbergen.
— Pred. Immermann zu Rottmersleben.
— Feld- und Garnisonprediger Junker.
— Kriegs- und Domainenrath Klewitz.
— Pred. M. Lademann zu Uhrsleben.
— Inspekt. Müller in Kalbe.
— Pred. Müller in Voethen.
Frau Burgemeisterin Natan zu Alvensleben.
— Pred. Oppermann zu Altenhausen.
— — Rolle zu Darlenwarsleben.
— Amtmann Gustav Ruloff zu Kl. Sandersleben.
— Pred. Roloff zu Eichenbarleben.
— Bar. v. d. Schulenburg Emden.
Frau Reichsgräfin von Schulenburg.
— Conventual J. D. Schulze.
— — Schulz in Klosterbergen 2 Ex.
— Inspektor Siedentopf zu Hundisburg.
— Amtmann Wahnschaffe zu Hackenstedt.

Mannheim.

Hr. Cand. Colmar in Unterschoslenz am Neckar.
Die Schwan und Götzische Buchhandlung 9 Ex.

Grafschaft Mark.

Hr. Stud. Hausemann in Dortmund,
— Candidat Herdickerhof in Unna.
— — Hueck in Unna.
— — Kleinschmidt in Sölt.
— Prediger Kleinschmidt in Altena.

Memel.

Hr. Past. Brand in Angern.
— Past. Burso in Biteden.
— Postsecretair Grävel.
— — Vollhöven.

Merseburg.

Hr. Anon, 2 Ex.
— M. Burrmann in Kriegsdorf.
— Rekt M. Hennike.
— Amtseinnehmer Mai.
— Pred. Rockstroh in Blösien.
— Domsyndikus Schmidt.
— Rentsecretair Schneider.
— Hofgärtner Priebelt.
Frau Rittmeisterin von Wedell auf Kriegsdorf.

Mietau.

Hr. Justitzprotocoll. C. Voigt.
— Justitzrath Witte 4 Ex.

Minden.

Hr. Buchhändler Körber.

Mühlhausen.

Hr. Superintendent Demme.
— Diaconus König.
— Pastor Kremberg.
— — Mehlbach.
— Candidat Müller.

Hr. Candidat Schollmeyer.
— August Lutteroth.
— Gerichtsschuldheiß Plattner.

Mühlheim am Rhein.

Hr. Kaufm. C. Andreä.
— Cand. Besserer.
— Kaufmann J. Moll in Lennep.
— Bergrath Rose in Elberfeld.
— Pred. M. Reche. 3 Ex.
— Kaufmann Thüring in Lennep.

Naumburg an der Saale.

Hr. Domprediger M. Förster.
— Inspektor M. Schmieder in Schulpforta.

Neuenhaus im Herzogthum Lauenburg.

Hr. Past. von Brinken.

Neuhaus im Bremischen.

Hr. Kaufm. M. Arens. Sen.
— C. Grönwald Hausmann in Gewersdorf.
— P. von der Hoden Pachter des Guts Bentwisch.
— J. Krönke Hausmann zu Altfrependecken.
— Kaufdiener Krooß.
— J. C. Rape Hausmann in Wetterdeich.
— J. Stuhr Hausmann in Ihewörden.
— Kaufmann W. Ulex.

Niederwiese bei Greifenberg.

Hr. Diaconus Bachstein.

Hr. Rektor Engmann
— Candidat und Hauslehrer Finke.
— — u. Hauslehrer Grabs.
— Past. Prim. M. Weißig.

Norden.

Hr. Kaufm. J. Abelius.
— Cand. juris Ebden.
— Rekt. Gerdes in Essens.
— Burgemeister von Glaan.
— Hausmann C. T. Janßen in Lentel.
— Cand. juris Lubinus.
— Kaufm. Schmertmann.
— Stadtsecretair Reimers.

Nürnberg.

Hr. Buchhändler Felseckers seel. Söhne. 5 Ex.
— — Grattenauer.
— Candidat Seidel.
— Mittagspred. Veillodter.

Oberndorf im Bremischen.

Hr. J. H. Beth. Hausmann.
— Organist Bohlen.
— G. Bollwinkel Hausmann.
— Lüder Bünger Schiffer.
— J. Drewes Hausmann.
— J. J. Gätcke.
— J. H. Gätcke.
— J. J. Gätcke.
— H Jürgens. Schiffer.
— Dr. Medic. Havemann.
— Thomas von Holten. Hausmann.
— Hildebrand Rentirer.
— Joh. Herbold. Weißgerber.
— O. Hildebrand. Gastw.
— Pastor Kausefer.
— B. Kroos Hausmann.
— Richter Kohthöfer.

Hr. Joh Kühlcke Gastwirth.
— M. Lemcke Marschl. Deputirter.
— P. J. Neumann Hausmann.
— H Olferich Hausmann.
— N. Peers Schulmeister.
— H. Schmelcke Hausmann.
— H. B. Steffens Junior Hausmann.
— H. B. Steffens Senior Hausmann.
— P. W. Stüben Schiffer.
— N. Timm Goldschmidt.
— Cand. theol. Willemer.

Osnabrück.

Hr. P. Breitenwald. Benedictiner in Iburg.
— Notarius Brücher.
Frau Charlotte Agnes von Dinklage zu Campe Aebtissin des Adelichen Stifts zu Börstel.
Hr. Pred. und Conrektor F. A. Fortlage.
— — J. H. B. Fortlage.
— Kaufm. J. Fr. Gößling.
— — J. G. Kißling.
— Hofbuchdrucker Kißling. 13 Ex.
— Kaufm. Lohmeier.
— Prediger H. W. Lyra zu Achelriede.
— Amtsrenntmeister Chr. Fr. Melcke zu Melle.
— Pred. B. Möllmann.
— — F. W. Ch. Terlahn.

Otterndorf im Lande Hadeln.

Hr. Stud. J A H. Brandes aus Groden im Amte Ritzebüttel.
— — Gröger.
— — L. Heyse.

Hr. Diaconus Jungblatt.
— Stud. Knopf.
— G. W. Marwedel.
Frau A. M. Sturm.
Hr. Studios. Wittke.

Pasewalk in Pommern.

Hr. Feldpred. Naetebusch.
— Cand. Fischer aus Prenzlau.

Prag.

Hr. Buchhändler Calve 8 Ex.

Quedlinburg.

Hr. Buchhändler Ernst. 3 Ex.
— Past. Fritsch.
— Consistorialrath Hermes.
— Justizrath Kranz.
— Rektor Meinike.
— Subrektor Sachse.

Reichenbach im Voigtlande.

Hr. Lieutenannt von Hausen.
— Diaconus M. Krause.
— Past. Heinrich in Mylau.
— Quintus und Organist Poegner.
— Conrektor Rebs.
— Hauptmann von Reister.
— Lieutenannt von Vittinghoff.

Rostock.

Hr. Secret. Alms zu Penzlin.
— Cand. Berge in Tessin.
— Archidiaconus M. Bredenstadt in Greifswalde.
— Prediger Capodus zu Blankenhagen.
— Candidat Eberhard.
— Prediger Hennings zu Thelkow.

Hr.

Hr. Prediger und Rektor Hükstädt zu Gnoien.
— Professor Karsten.
— Candidat Lüdke.
— Dr. und Prof. Theologiae Martini.
— Kaufmann Mussehl zu Cröpelin.
— Professor Petersen.
— Candidat Pfeiffer.
— Kaufmann Schomann.
— Pred. Storch zu Altkahlden.
— Dr. Tarnow. 2 Ex.
— Wichel.
— Dr. und Prof. Ziegler.

Salzburg.

Hr. J. E. Pöffler Beneficiat in Ering.
Die Mayrsche Buchhandlung. 7 Ex.
Hr. E. Stephan Erzbischöfl. Salzburg. Alumnus.
— J. Wanner Schreiber in Ering.

Salzwedel.

Hr. Candidat Böttger.
— Feldpred. Buttermann in Kyritz.
— Prediger Cleinow.
— Auditeur Gerlach.
— Oberamtsverwalter Giesecke.
— Prediger Leue.
— Candidat Oldecop.
— Conrektor Pohlmann.
— Ziesemeister Sadewasser.
— Candidat Schultze.
— — Woltersdorf.
— Rektor Woltersdorf.

Steudith.

Madam Ludwig in Mahlau.
Hr. Amts-Registrator Rinkleben.

Sondershausen.

Hr. Superintendent Cannabich.
— Hofrath und Leibmedicus Ebart.
— Candidat Reinhardt.

Soldin.

Hr. Postmeister Böttcher 3 Ex.

Spandau.

Hr. Justizamtmann Bitter.
— Prediger Fidder.
— Oberjäger Sonnenburg in Gathow.
— Zolldirektor Girschner.
— Oberbuchhalter Grobecker.
— Justizsecretair Rüppel.
— Garnisonprediger Ulrich.

Stade.

Hr. Landrath Adler.
— Landcassierer von Bestenbostel.
— Regierungssecretair Eckß.
— Etatsprediger Gercken.
— Regierungssecret. Haltermann.
— Candidat Heising.
— Past. Pape in Wiesselhöve.
— — Pollitz in Freyburg im Lande Kedingen.
— Kaufmann Scheller in Buxtehude.
— Justizrath von Spilker.
— Generalsuperintend. Welthusen.

Staßfurth.

Hr. von der Asseburg.
— Prediger Herrlaß in Borna.
— Postmeister Par-

Stendal.

Hr Conrektor Hanstein.
— Rektor Thormeyer.

Strolpen bei Dresden.

Hr. M Rath.
— D. Teichert.

Tangermünde.

Hr Inspektor Brohm in Seehausen
— Prediger Hanstein.
— Hofrath Hern.

Tübingen.

Die Cottaische Buchhandlung.

Ungarn im Groß-Honther Comitat.

Hr. Pred. Matthias Abaffy in Lischow.
— — Samuel Csernanßky in Báth.
— — Paul Csery in Tierow.
— Daniel Dobrigh, Schullehrer in Datscho-Lam.
— Pred. Michael Godra, in Darasch.
— — Georg Goldberger in Datscho-Lam.
— — Samuel Greutzner in Derschen.
— Superintendent Martin Hamaliar in Schemnitz.
— — Joh. Holub in Belluja.
— — Paul Jaroschi in Tesjér-Udvarnok.
— — Georg Kellner in Dewitsche.
— — Samuel Koschani in Schemnitz.
— Samuel Kowatsch Schullehrer in Tesjér.
Hr. Pred. Matthias Krumm zu Prandorff
— — Paul Kusma in Ober-Almasch.
— — Samuel Kusma in Bagyan
— — Daniel Lehotzky in Tschalomta.
— — Johann Molitoris in Mittel-Palojta.
— — Benjamin Muskuli in Ledény.
— — Joh. Petjan in Pribel.
— — Samuel Plachy in Drjenow.
— — und Con-Senior Johann Poleretzky zu Maroth.
— — Samuel Rapsanides in Ober-Kalonta.
— — und Senior Johann Straka zu Pukanz.
— — Paul Szekerka in Tschall
— Andreas Szombathy, Schullehrer in Báth.
— Pred. Matth. Visterszky in Deutsch-Pisen.

Verden.

Hr. Ecks königl. und churfürstl. Commissair in Halemühlen.

Vielun in Südpreussen.

Hr. Feldprediger Bobertag in Sieradez.
— Justizrath Carl Rander.
— Stadphysikus D Sartig.
— Policei Bürgermeister J. F. Schmiedicke.
— Rekt. Stockmar in Wollstein.

Wandsbeck.

Hr. Candidat Dölle.

Demoiſell Maria Luiſe Dorothea Mooyer
Demoiſell Suſanne Charlotte Mooyer.
Hr Cattunfabrikant Peter von Lengercke.
— C. H. Rhode.
— Wilhelm Roſe.
— Heinr. Stohlmann.
Frau Wittwe Claes Traho.

Waldenburg in Schleſien.

Hr Candidat Becker.
— Kaufmann Beer.
— Candidat Berger 2 Ex.
— Kaufmann Böhme.
— D. Coſchwitz.
— Buchhalter Ehlert.
— Kaufm. Funke in Wüſtewaltersdorf.
— Kaufm. Geißler.
— Kaufm. Glatzer.
— Kaufm. Gogl in Wüſtewaltersdorf.
— Schichtmeiſter Goldbach in Weisſtein bei Waldenburg.
— Kaufm. J. B. Großmann.
— Fr. Grüger.
— Paſtor Guder.
— Verwalter Hanke.
— Gottlieb Hän Herrſchaftl. Pächter in Sorgau.
— Kaufm. Kloſe in Tannhauſen.
— — Kluge in Greiffenberg.
— Schichtmeiſter Könia.
— Rentmeiſter Krebs in Fürſtenſtein.
— Candidat Mäntler.
— — Nickiſch.
— Kaufmann Pflücker.
— — Rauſch Senior. 2 Ex.
— Apotheker Richter.
— Kämmerer Roel.
— Chirurgus Scharff.
— Kaufm. Schmiedel.
— Kaufm. Seiler in Wüſtewaltersdorf.
Hr. Bergemeiſter Smitt.
— Kaufm. Sonnabend.
— Bergamtsaſſeſſor Thiel.
— Burgemeiſter Töpfer.
— Kaufmann Töpfer.
— — Georg Treutler.
— Commercienrath Treutler.
— Candidat Ueberſchär.
— Kaufm. Wittig in Tannhauſen.
— Fr. Zimmer in Qualsdorf.

Wittenberg.

Hr. Rektor M. Beyer.
— Cand. Blaho aus Ungarn.
— Adjunkt M. Grohmann.
— M Chr. Carl Hentſch, fünfter Schullehrer.
— Superintendent Klotzſch in Belzig.
— M. W. T. Krug. Adjunkt der philoſ. Fakultät.
— Dr und Prof. Langguth.
— Dr Profeſſor und Generalſuperintendent Nitzſch.
— M. A Schenck
— Candidat S. Stantſeck aus Ungarn
— M. Ch. G. Stolle.
— Studioſus theol. Joſeph Trencſiky aus Ungarn.
— — G. G. Wernsdorf.
— — J. A. Zeune.

Würzburg.

Die Benedictiner Abtey zu St. Stephan. 2 Ex.
Hr. Baron von Bock, Hochfürſtlicher Wied-Runkelſcher Oberforſtmeiſter.
— Stud jur. Ehlen.
— Aucon Endres. Alumnus Clericus in Würzburg.
— Coeleſtin Erbacher, Benedictiner zu St. Stephan.
— D und Prof. der Theologie Feder. 2 Ex.

Hr. Capellan Greb in Neustadt an der Saale.
— Stud. theol. Herdlein.
— Canonicus Husemann.
— Pfarrer Nivardus Jüngling in Oberetzbach.
— — Kast in Nüdlingen.
— Studios. philosoph. Franz Kelleri.
— Michael Klein. Alumnus Clericus.
— Leiniker. Alumnus im geistlichen Seminar.
— von Mastwik Candidatus philosophiae.
— Stud. jur. Chilian Mayer.
— Capellan Adam Metz in Mellrichsstadt.
— Prof. Andreas Metz 2 Ex.
— Joseph Metz, Hofmeister bei dem Grafen von Staufenberg.
— Dr. Meyer von Frankfurt am Mayn.
— P. Apollinaris Michel, Capuciner und Prediger.
— Joseph Neuß. Alumnus Clericus.
— Professor Neuß. 9 Ex.
— Stud. theol. Adam Neuß.
Freyherr von Ritter. Domizellar in Würzburg und Worms.
Freyherr von Ritter aus Mainz.
— Studiosus Sauer.
— Pfarrer Schmitt in Weisbach.
— Domcapell. Adam Schwab. 2 Ex.
— Studios. Stürmer.
— Cand. juris Will.
— Studiosus theol. Wohlfromm.

Wustrow.

Hr. Oberlicent- und Steuereinnehmer Schütze.

Zelle.

Hr. August Magnus Schmidt.

Zeitz.

Hr. Stiftsrath von Dachröden.
— Past. M. J. G. Scheibe in Trautschen bei Pegau.

Zittau.

Hr. Studios. Fröhnel.
— Stud. Hefter.
— Stud. Jeremias.
— M. Kneschke.
— Stud. Merkel.
— Buchhändl. Schöps 5 Ex.
— Stud. Schuster.
— Stud. Ulrich.

Züllichau.

Die Frommannische Buchhandlung in Züllichau. 9 Ex.
Hr. Kallenbach Hauslehrer in Buchwald bei Sprottau.

Nachtrag zum Pränumerantenverzeichniß.

Ungarn.

Pesther Comitat.

Hr. Buchhändler Kilian in Pesth. 6 Ex.

Scharoscher Comitat.

Hr. Andreas Kralowansky Prof. und Rector des evangel. Gymnas. zu Eperies.
— Andreas Mayer Professor ebendas.
— Siegismund Karlowsko, Prof. ebendas.
— Joh. Daniel Walleibner Subrector ebend.
— Mathias Sennowitz, öffentl. Mädchenlehrer ebend.
— Daniel Sonntag, Cand. und Präfect der jungen Hrn. Baltzmann u. Sonntag ebendaselbst.
— Joh Blatnitzky Cand. und Präfect des jungen Hrn. v. Schroeter ebend.
— Andreas Victor, Präfect der jungen Hrn. v. Berhelyi in Szmretsanyi ebend.
— Daniel Kriebel, Studierender ebendaselbst.
— Martin Schuster, Stud. ebend.
— Peter Benedek, Stud. ebend.
— Balthasar Berhelyi, Stud. ebend.
— Sam. Jak. Croner, Stud. ebend.
— Andreas Wagner, Stud. ebend.

Zipser Comitat.

Hr. Joh. Genersich, Prof. am Gymnas. zu Kaismark.
— Joh. Asboth, Prof. ebend.
— Paul Nadler, Professor ebend.
— Gedra Molitor, Prediger in Georgenberg.
— Samuel Juchs, Prof. in Leutschau.
— Samuel Topperczer, Prof. ebendas.
— Joseph Marton, Prof. ebendas.
— Jakob Malvieux, der Bergbaukunde befließener in Schemnitz.
— Lud. Heinr. Schmidt, Candidat in Igto.
— Mich. St. Sztanyik, Pred. in Kereffesch.
— Andreas Schulek, Pred. in Hanuschfalva.
— Andreas Schulek, Pred. in Kukov.
— Joh. Fleischer, Pred. in Marzonya.
— Georg Getsky, Pred. in Pasdtsch.
— Samuel Fabri, Schullehrer in Hanuschfalva.
— Martin Kordosch, Pred. in Chiralt.

Inhalt.

Erster Theil.

Darstellung der Gründe und des Inhalts der allgemeinen Religion.

Erster Abschnitt. Ich bin ein moralisches Wesen. S. 3
Zweiter Abschnitt. Ich bin frei. — 20
Dritter Abschnitt. Ich glaube an eine moralische Welt. — — 34
Vierter Abschnitt. Ich glaube an einen Gott. 55
Fünfter Abschnitt. Ich glaube an die Unsterblichkeit des menschlichen Geistes. — 67
Sechster Abschnitt. Religion. — 72
Siebenter Abschnitt. Meine Bestimmung. 84
Achter Abschnitt. Das höchste Gut. — 99
Neunter Abschnitt. Seligkeit und moralische Glückseligkeit. — — 108
Zehnter Abschnitt. Belohnung und Bestrafung. 114
Eilfter Abschnitt. Nähere Auseinandersetzung des Begriffes von Gott. — — 119

Zweyter Theil.

Religiöse Betrachtung der Natur.

Einleitung, Uebergang zur religiösen Betrachtung der Natur. — — — 133
Erster Abschnitt. Spuren der göttlichen Macht in der Natur. — — 138
Zweiter Abschnitt. Spuren der göttlichen Weisheit in der Natur.
Vorbereitung. — — 162

I. Spuren einer großen Weisheit in der organischen Natur überhaupt. S 171
II. Spuren einer großen Weisheit im Pflanzenreiche. — — 195
III. Spuren einer großen Weisheit im Thierreiche. 219
IV. Spuren einer großen Weisheit in der Einrichtung der menschlichen Natur. 334

Dritter Abschnitt. Spuren der göttlichen Güte in der Natur.

Vorbereitung. — — 353
I. Die Erde als Wohnort für lebendige Wesen überhaupt betrachtet. — 356
II. Die Erde, als Wohnort für Menschen insbesondere. — — 381
III. Die Natur bildet den Menschen und bevölkert den ganzen Erdboden. — 391
IV. Vergleichung der Naturdinge auf der Erde in Beziehung auf einander. — 407
V. Von dem Begriffe eines letzten Zwecks der Natur. — — 416
VI. Irdische Glückseligkeit ist nicht der letzte Zweck der Natur. — — 421
VII. Kultur des menschlichen Geschlechts ist Zweck der Natur auf der Erde. — 428
VIII. Civilisirung des menschlichen Geschlechts, scheint der letzte Zweck der Natur auf der Erde zu seyn. — — 467
IX. Mögliche sittliche Vervollkommung der Menschen muß als der moralische Zweck der Schöpfung unsrer Erde gedacht werden. — 479

Dritter Theil.

Von den Schwierigkeiten, Einwürfen und Vortheilen, welche die moralische Religion betreffen.

Einleitung. — — — 489
Erster Abschnitt. Ausführlichere Erörterung der schwierigen Begriffe in der Religion.

I. Von der göttlichen Vorsehung insbesondere 491
II. Von den Pflichten der Menschen, als Religionspflichten. — 508

Zweiter Abschnitt. Von den Einwürfen gegen die Religion.

I. Erster Einwurf: Als ob es solche Begebenheiten in der Welt gäbe, welche das Fortschreiten in der moralischen Vollkommenheit unmöglich machen. — — 516
II. Zweiter Einwurf: Als ob die Uebel in der Welt, sich nicht mit der Vorstellung eines allmächtigen und gütigen Gottes vertrügen. 522
III. Dritter Einwurf: als ob die Gründe, welche uns bestimmen, an eine sittliche Ordnung, und mit ihr, an ein sittliches Urwesen zu glauben, von der Vernunft nicht für hinreichend befunden würden. — — 543

Dritter Abschnitt. Von den Vortheilen des moralischen Religionsglaubens.

I. Von den Beweisen und Gegenbeweisen der Freiheit. — — 557
II. Von den Beweisen und Gegenbeweisen des Daseyns Gottes. — — 562
III. Von den Beweisen und Gegenbeweisen der Unsterblichkeit der Seele. 574

Erster Theil.

Darstellung der Gründe und des Inhalts der allgemeinen Religion.

Erster Abschnitt.

Ich bin ein moralisches Wesen.

Das Gewisseste unter allem, was ich weiß, ist, daß ich Pflichten zu erfüllen habe. Eine Stimme in mir, ruft mir mit der größten Vernehmlichkeit zu: Du sollst, und ich kann eben so wenig an dem Daseyn meiner Pflicht, als an dem Daseyn meiner Vorstellungen, der Dinge in und außer mir zweifeln. Wenn ich etwas thun soll, wenn etwas meine Pflicht ist; so bin ich sicher, daß jederman, der es für meine Pflicht erkennt, es billiget, wenn ich ihr folge, und wenn ich so handle, wie ich handeln soll. Denn, wenn er eine Handlung für meine Pflicht erkennt, so erkennt er auch, daß sie geschehen solle, und muß sie also billigen, wenn sie geschiehet. Dieses Sollen legt mir eine Verbindlichkeit auf, von der ich mich nie lossprechen kann. Ich mag einen Versuch machen, welchen ich will, mich zu bereden, daß ich die Lüste meiner Sinne nach Belieben befriedigen dürfe, wenn sie stark und heftig werden, daß ich wohl andere betrügen dürfe, wenn es mir großen Vortheil, und ihnen nicht sonderlichen Schaden

bringt. Ich kann mich wohl einen Augenblick betäuben; meine Neigungen können Herr werden, und thun was ihnen gefällt. Aber der Zuruf der Pflicht kehrt bald lauter und nachdrücklicher in mich zurück, und erfüllt mich mit Bitterkeit und Reue. Aber wenn ich es auch so weit gebracht hätte, daß sich meine moralische Natur durch jene Gefühle nicht mehr ankündigte; so kann ich doch mein Gefühl nimmermehr so weit verlieren, daß ich die Handlungsweise, die der Pflicht widerstreitet, in mir oder andern achten, und das Gegentheil verachten könnte. Achtung folgt unwillkührlich und unvermeidlich der Handlung aus Pflicht, und eben so nothwendig trift die Verachtung pflichtwidrige Handlungen, ich mag sie in mir, oder in andern gewahr werden. Sobald ich mich über einer pflichtwidrigen Handlung betreffe, muß ich das Urtheil über mich selbst aussprechen, daß ich das Gegentheil hätte thun sollen; ich verdamme mich unwillkührlich für jede Uebertretung der Pflicht, und meine Vernunft bietet mir nicht einen triftigen Grund zur Rechtfertigung oder Entschuldigung an, der nicht durch den lautern und gewisseren Zuruf des Sollens wieder vernichtet würde.

Diese Stimme der Pflicht ist nicht blos an mich, sie ist an alle Menschen gerichtet. Alle müssen sie, mit dem Erwachen ihrer Vernunft, hören, so sehr sie sich auch dagegen betäuben mögen. Mag der Betrüger sich über seinen Raub freuen: mag der schändliche Wollüstling in den Armen einer Phryne der Keuschheit spot-

ten, mag er selbst aus den Thränen der von ihm betrogenen schönen Unschuld Wollust saugen; mag der Bösewicht es nach und nach über sich erhalten, daß er seine schuldfreien Brüder mit kaltem Blute ermordet, und nur die Freuden der Rache, des Ehrgeizes oder des Eigennutzes dabei fühlt; Achtung kann ihnen diese vermeintliche Großgeisterei doch auch in ihren eignen Augen nicht gewähren. Immer schallt es in ihrem Herzen wieder, daß sie das Gegentheil hätten thun sollen; und wenn sich ihnen unvermuthet Beispiele aufdringen, wo die gewissenhafteste Schonung des fremden Eigenthums, die schwerste Enthaltung des sinnlichen Triebes, die höchste Schätzung des Menschenlebens in Andern, aus Achtung gegen die Pflicht sichtbar ist; so werden alle jene Helden sich kaum der innern Hochachtung gegen Beispiele dieser Art erwehren können. Wenn die Tugend in Person erscheint; so zwingt sie auch dem verworfensten Bösewicht Verehrung ab, und läßt ihn seine eigne Kleinheit fühlen.

Aber gesetzt, es fände sich auch unter den vernünftigen Wesen eines, das die Stimme der Pflicht nicht in sich wahrnähme, dem der Trieb seiner Natur, das höchste Gesetz wäre, das nur wollen könnte, weil es müßte, nie weil es sollte; so bin ich mir bewußt, daß ich zu einer andern Gattung von Wesen gehöre, als du vernünftiges Thier ohne Pflicht! Ich beneide dir dein Loos nicht. Du bist ein bloßes Spiel

der Natur und mußt ihr dazu dienen, wozu sie dich gebrauchen will. Die Vernunft hat sie dir gegeben, so wie sie dem Thiere Instinkt verliehen hat. Schmeichle dir ja keines Vorzugs vor diesem! Wer weiß, ob die Vernunft ein so sicheres und gutes Mittel ist, dir den Genuß zu verschaffen, wornach du strebst! Mit mir aber, unseliges Mittelding, kommst du nicht in Gemeinschaft! Ich will dich brauchen und dich liebreich behandeln, wie ich die andern Thiere gebrauche, wenn dich die Natur nicht etwa gar zu feindselig gemacht hat. Aber verlange nicht, daß ich mit dir Verträge schließen und Gesellschaften errichten soll. Deine Versprechen sind nichts; denn wer weiß, ob dich nicht dein Vernunftinstinkt morgen anders leitet, als heute. Du bist bloße Natur, du stehst unter mir! Ich muß dich nach meinem Wohlgefallen brauchen und handhaben können, und, wenn ich dich auch misbrauche: so bist du es doch nicht, der mich deshalb zur Rechenschaft ziehen kann, denn du hast keine Rechte, weil du keine Pflichten hast.

Für mich ist unter allem, was gewiß ist, dieses das gewisseste, daß ich tugendhaft seyn soll. Wozu in der Natur meine Kräfte bestimmt seyn mögen, wozu das Wesen, welches alles ordnet und regiert, das gebrauchen will, was ich um mich sehe, darüber kann ich oft zweifelhaft bleiben; wozu ich aber mich selbst bestimmen soll, welches Ziel ich mir in allen meinem Thun und lassen setzen soll, darüber findet in mir nicht der allerkleinste Skrupel statt. Folge deiner

Pflicht, ist mit goldnen, hellen und unauslöschlichen Buchstaben in mein Herz geschrieben. Der gute Wille ist das Ziel, welches in weiter Ferne über eine ungeheure Menge Zwischendinge im Sonnenglanze hervorragt, wornach ich allein streben soll, und worauf das Auge meines Gewissens unaufhörlich gerichtet ist, und die Tugend ist der schmale und einzige Pfad, der mich dahin führet.

Es ist etwas in mir, das Achtung heißt, ein seltsames ganz eignes Gefühl der Werthschätzung und Verehrung. Nichts in der ganzen Natur kann es rege machen, als nur allein die Vorstellung, daß um des Sittengesetzes willen etwas da sey. Bei allem, was ich sehe, frage ich: wozu ist es gut? und nur nach den Zwecken, zu welchen es dient, schätze ich seinen Werth. Aber es giebt etwas, wobei ich nicht mehr frage, wozu es gut sey, wozu es nütze, das ich für an sich selbst und absolut gut erkläre. Dieses ist der gute Wille und das Wesen, das ihn besitzt. Der gute Wille oder das unaufhörliche ernstliche Streben, die größtmöglichste Anstrengung aller Kräfte, um das zu thun, was die Pflicht und das Sittengesetz fodert, ist unter allen das höchste, absolute und an sich schätzenswürdige Gut. „Verstand, Witz, Urtheilskraft, und wie die Talente des Geistes sonst heißen mögen; oder Muth, Entschlossenheit, Beharrlichkeit im Vorsatze, als Eigenschaften des Temperaments, sind ohne Zweifel in mancher Absicht gut und wünschenswerth; aber sie können auch äußerst böse und schädlich werden, wenn

der Wille, der von diesen Naturgaben Gebrauch machen soll, und dessen eigenthümliche Beschaffenheit darum Charakter heißt, nicht gut ist. Mit den Glücksgaben ist es eben so bewandt. Macht, Reichthum, Ehre, selbst Gesundheit und das ganze Wohlbefinden und Zufriedenheit mit seinem Zustande unter dem Namen der Glückseligkeit, machen Muth, aber hierdurch öfters auch Uebermuth, wo nicht ein guter Wille da ist, der den Einfluß derselben aufs Gemüth und hiemit auch das ganze Princip zu handeln, berichtige und allgemein zweckmäßig mache, ohne zu erwähnen, daß ein vernünftiger unpartheyischer Zuschauer sogar am Anblicke eines ununterbrochenen Wohlergehens eines Wesens, das kein Zug eines reinen und guten Willens ziert, nimmer mehr ein Wohlgefallen haben kann, und so der gute Wille, die unerlaßliche Bedingung selbst der Würdigkeit glücklich zu seyn, auszumachen scheint. — Einige Eigenschaften sind sogar diesem guten Willen selbst beförderlich und können sein Werk sehr erleichtern, haben aber dennoch keinen innern unbedingten Werth, sondern setzen immer noch einen guten Willen voraus, der die Hochschätzung, die man übrigens mit Recht für sie trägt, einschränkt und es nicht erlaubt, sie für schlechthin gut zu halten. Mäßigung in Affekten und Leidenschaften, Selbstbeherrschung und nüchterne Ueberlegung sind nicht allein in vielerlei Absicht gut, sondern scheinen sogar einen Theil vom innern Werthe der Person auszumachen; allein es fehlt viel daran, um sie ohne Einschränkung für gut zu er-

klären, (so unbedingt sie auch von den Alten gepriesen werden). Denn ohne Grundsätze eines guten Willens können sie höchst böse werden, und das kalte Blut eines Bösewichts macht ihn nicht allein weit gefährlicher, sondern auch unmittelbar in unsern Augen noch verabscheuungswürdiger.

Der gute Wille ist nicht durch das, was er bewirkt oder ausrichtet, nicht durch seine Tauglichkeit zu Erreichung irgend eines vorgesetzten Zweckes, sondern allein durch das Wollen, d. i. an sich gut, und für sich selbst betrachtet; ohne Vergleich weit höher zu schätzen, als alles, was durch ihn zu Gunsten irgend einer Neigung, ja wenn man will, der Summe aller Neigungen, nur immer zu Stande gebracht werden konnte. Wenn gleich durch eine besondere Ungunst des Schicksals oder durch kärgliche Ausstattung einer stiefmütterlichen Natur, es diesem Willen gänzlich am Vermögen fehlte, seine Absicht durchzusetzen, wenn bei seiner größten Bestrebung dennoch nichts von ihm ausgerichtet würde, und nur der gute Wille (freilich nicht etwa ein bloßer Wunsch, sondern als die Aufbietung aller Mittel, so weit sie in unsrer Gewalt sind) übrig bliebe: so würde er, wie ein Juwel doch für sich selbst glänzen, als etwas, das seinen vollen Werth in sich selbst hat. Die Nützlichkeit oder Fruchtlosigkeit kann diesem Werthe weder etwas zusetzen noch abnehmen. Sie würde gleichsam nur die Einfassung seyn, um ihn im gemeinen Verkehr desto besser handhaben zu können, oder die Aufmerksamkeit derer, die noch nicht genug

Kenner sind, auf sich zu ziehen, nicht aber um ihn Kennern zu empfehlen, und seinen Werth zu bestimmen" *).

Der gute Wille und das Gesetz, welches ihn bestimmt und in demselben handelt, ist es also, welches diese absolute Werthschätzung, Achtung genannt, erzeugt. Nur um deswillen und nur in so fern legen wir einer Person innere Würde, d. h. einen mit andern nützlichen Sachen gar nicht vergleichbaren Werth bei, als wir das Bewußtseyn des moralischen Gesetzes oder wenigstens die Anlage dazu, und den Willen es zu befolgen, in ihr bemerken.

Und dieses Gesetz, welches sich in der Gestalt der Pflicht in jedes Menschen Herzen findet, wendet sich mit einer eigenthümlichen Art von Nothwendigkeit zu uns, die sich in der weiten Natur nirgends findet, die sogar der Natur **) und ihren Gesetzen, so viel

*) Kant's Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, Seite 1 bis 3.

**) Der Ausdruck Natur, und was damit zusammenhängt, führt einige Zweideutigkeiten bei sich, daher hier zum Behuf ungelehrter Leser folgende Erläuterung stehen mag: Man versteht 1) unter der Natur, den Inbegriff aller sinnlichen Gegenstände oder alles dessen, was durch die Sinne wahrgenommen werden kann, in wiefern dasselbe als ein durch Gesetze verknüpftes Ganzes gedacht wird. Dahin gehören also nicht nur die Gegenstände äußerer Sinne, die Materien und deren mannichfaltige Abänderungen der Körper, sondern auch alle Veränderungen in

ich diese zu denken vermag, widerspricht. Die Naturgesetze drücken das aus, was geschiehet und gar nicht anders geschehen kann; die Dinge müssen ihnen folgen. Wenn es ein Naturgesetz ist, daß jedes Ding in der Sinnenwelt seine Ursache habe; so muß auch wirklich von jeder Begebenheit eine Ursache

uns, welche Gegenstände des innern Sinnes sind, als Gefühle, Begierden, Gedanken u. s. w. Der Inbegriff der äußeren Gegenstände im Raume heißt die äußere, der Inbegriff der inneren Veränderungen, welche nicht Bewegungen sind, die innere Natur. Die Gesetze, nach welchen die Veränderungen dieser Gegenstände wirklich erfolgen, heißen Naturgesetze, und was den Naturgesetzen gemäß geschieht, heißt natürlich. So ist, daß ein Mensch, der eine große Quantität Arsenik verschluckt, sterbe, ein Naturgesetz, und es ist also ganz natürlich, daß er dadurch getödtet wird. Der Natur in dieser Bedeutung steht das Uebernatürliche oder das Uebersinnliche entgegen, d. i. der Inbegriff derjenigen Gegenstände, welche durch Sinne gar nicht wahrgenommen werden können, weder durch den innern noch durch die äußern. Nach der Kantischen Philosophie, ist gar keine Erkenntniß dieser übersinnlichen Gegenstände möglich, weil unser Verstand zwar sinnliche Gegenstände denken kann, aber für sich allein, ohne Beihülfe der Sinne, keinen Gegenstand zu erkennen fähig ist. Dennoch aber nehmen wir ein Gesetz in uns wahr, das gar kein Naturgesetz ist, nämlich das Moralgesetz oder das Gebot der Pflicht, welches uns zu dem Schlusse berechtiget, daß wir zu der übersinnlichen Welt gehören, weil es wirklich ein Gesetz übersinnlicher oder intelligibe-

da seyn. Ließe sich nur ein einziger Gegenstand finden, der keine Ursache hätte; so würde das Gesetz in seiner Allgemeinheit zerstört, und verlöhre seine Gültigkeit. Naturgesetze verlangen demnach, daß etwas nothwendig geschehe, und die mit ihnen verknüpfte Nothwendigkeit, heißt die natürliche. Diese Nothwendigkeit

---

ler Wesen ist, ob wir gleich dadurch nicht die mindeste Erkenntniß von diesem übersinnlichen Theile in uns erlangen, sondern nur ein Bewußtseyn des Gesetzes haben, welches ihm aufgelegt wird. 2) Der Ausdruck Natur bedeutet auch öfters und eben so gewöhnlich den Inbegriff aller nothwendigen Bestimmungen und Eigenschaften, welche ein Ding ausmachen. So redet man von der Natur des Goldes, der Luft, der Pflanzen, der Thiere, der Menschen. In diesem Falle können wir sagen, daß der Mensch eine moralische Natur habe, ob wir gleich das Moralische in demselben, nicht zur Natur in dem vorher erklärten Sinne rechnen. Die freie Willkühr, kann man in diesem Sinne sagen, ist dem Menschen natürlich, ob sie gleich gar nichts natürliches ist, und unter gar keinen Naturgesetzen steht. Denn die Freiheit ist dem Menschen natürlich, heißt nur, sie gehört zu seinem Ich nothwendig, obgleich damit keinesweges gemeint ist, daß sie auch nach Naturgesetzen in ihm, etwa eben so, wie sein Körper und sein Geistestalent entsprungen und also ein sinnlicher Gegenstand, wie diese sey.

Wenn man mit uns annimmt, daß übersinnliche Dinge für uns nicht erkennbar sind, und daß die sinnlichen Gegenstände allein die Sphäre des Erkennbaren für uns bestimmen, daß aber doch das Uebersinnliche in uns, sich durch ein Gesetz, nämlich durch das moralische Ge-

ist auch der ganzen Natur eigen, und macht selbst ihr Wesen aus. Ihre Aeußerungen und näheren Bestimmungen erkennen wir daraus, daß etwas immer so und nie anders geschiehet. Geschähe es nur ein einzigesmal anders; so würden wir sogleich gestehen müssen, daß wir uns in der Bestimmung des Naturgesetzes geirrt, und eine blos zufällige Folge, für eine nothwendige gehalten hätten. Würden wir nur durch eine einzige Erfahrung belehrt, daß ein Körper nicht schwer sey, ein Stück Gold nicht verkalke, eine Pflanze keine Säure gebe, wenn die bisher dafür gehaltenen Ursachen angewandt werden; so müßten wir die allgemeinen Sätze, welche das Gegentheil aussagen, aufgeben. Denn sobald wir überzeugt sind, daß ein Ding eine natür-

bot ankündiget, und daß sich auf dieses Gebot eine Menge Erkenntnisse gründen lassen; so erkennet man, wie die Sphäre aller menschlichen Erkenntniß, sich in die natürliche und moralische Erkenntniß zerspaltet, und wie das moralische dem natürlichen oder physischen wirklich entgegenstehet, ohne uns doch zu einer eigentlichen Erkenntniß des Uebersinnlichen zu verhelfen, da wir blos das Gesetz, aber nicht die Gegenstände oder die Kräfte und Dinge, welche diesen Gesetzen folgen, in wie weit sie das Vermögen dazu besitzen, d. h. übersinnlich sind, erkennen. Wenn wir von der Natur oder von dem Natürlichen überhaupt reden, so wird allemal das Reich der Sinne oder dessen Gesetz darunter verstanden; wird aber von der Natur des Menschen, von der Natur Gottes u. s. w. geredet: so wird der Ausdruck in der zweiten Bedeutung gebraucht.

liche Ursache des andern sey; so halten wir es für unmöglich, daß das andere nicht erfolgen könne. Alle Naturnothwendigkeit erhellet also zugleich aus ihrem Erfolge und aus den mit ihr übereinstimmenden Begebenheiten.

Ganz anders aber verhält es sich mit derjenigen Art von Nothwendigkeit, welche in der Pflicht ausgedrückt wird, und die auch im Gegensatze der natürlichen, moralische oder sittliche Nothwendigkeit heißt. Jene zwingt, diese verbindet. Daher die Wirkung von jener, Zwang, von dieser, Verbindlichkeit ist. Diese behält ihre Gültigkeit, wenn auch keine einzige Thatsache aufgewiesen werden könnte, welche durch sie wirklich geworden ist. Sie sagt nämlich aus, was geschehen soll, nicht was wirklich geschehen muß. Dieses Sollen bleibt, und setzt seinen Befehl fort, wenn auch das, was dadurch geboten wird, niemals geschehen wäre, oder auch künftig nicht geschähe. Wenn es auch nie einen ehrlichen und gerechten Menschen gegeben hätte; so leidet es doch keinen Zweifel, daß es alle Menschen hätten seyn sollen, und daß es alle, die noch je leben werden, seyn sollen. Das sittliche Gebot dauert immer fort, wird von jedermann für gültig erkannt, ob man sich gleich bewußt ist, daß man es nicht befolgt hat.

Dieses sittliche Gebot in mir, ist also etwas, das mich von der übrigen Natur ganz auszeichnet, und ich bin dadurch genöthiget, mich zu einer ganz andern Klasse von Wesen zu rechnen, als diejenigen sind, welche blos

den Gesetzen der natürlichen Nothwendigkeit folgen müssen. Zwar nehme ich auch vieles an mir wahr, das für nichts, als für eine Wirkung der Natur geachtet werden kann. Mein eigner Körper und dessen künstlicher Bau, das Leben, das ihn bewegt, die Sinne, der Verstand, kurz alle meine körperlichen und geistigen Kräfte, deren Wirkung sich in der Welt zeigt, meine inneren und äußeren Vermögen, was sind sie anders, als Geschenke der Natur, nach ihren Gesetzen hervorgebracht und geordnet? Mit allem, was ich an mir sehe und empfinde, gehöre ich also dir an, Natur! Aber Eins nehme ich in mir wahr, wodurch ich mich von deinen Gesetzen als unabhängig denken muß: Ich soll. So lautet keines deiner Gesetze. Denn ich bin im Stande, auch diesem Sollen nicht zu folgen, und doch soll ich. Wäre es die Natur, der ich hier unterworfen wäre, so müßte ich. In wiefern ich also soll, stehe ich nicht unter der Natur. Ich bin kein blos physisches oder natürliches, ich bin auch ein moralisches oder sittliches Wesen. Als ein physisches Wesen gehöre ich zur Natur, bin ihren Gesetzen und ihrem Zwange unterworfen. Zeugung und Wachsthum, Gesundheit und Krankheit, Klugheit und Einfalt, Leben und Tod ist das Werk der Natur, und ich folge hierin ihren Gesetzen, weil ich muß. Als ein moralisches Wesen aber, erkenne ich mich nicht, als ihren Unterthan. Sie kann meinen Körper zerstören, mir Schmerzen verursachen, mich selbst meines Verstandes- und Vernunftgebrauchs berauben, aber mich zwingen,

daß ich meinen Willen ändere, daß ich statt des guten einen bösen, oder statt des bösen, einen guten Willen annehme, das kann sie nicht, wenn ich nicht will. Der bloße Gedanke, daß sie es könnte, würde den Begriff eines Willens, der ein Sollen für sein Gesetz erkennt, zerstören. Wo blos Natur ist, kann keine Pflicht seyn. In mir ist also mehr als Natur. Ich habe Pflichten, und bin daher ein moralisches Wesen.

Die Pflicht wird aber auch nicht etwa blos als etwas Zufälliges, zu meiner Natur nicht Gehöriges, durch äußere Umstände Hervorgebrachtes angekündiget. Ich und jeder Mensch muß sie sich als einen wesentlichen Theil seiner Natur vorstellen. Ihr Begriff beruhet auf etwas Ursprünglichem in uns, das jeder erfährt, sobald er zu einem gewissen Grade des Selbstbewußtseyns gelangt, das den Tugendhaften, wie ein sanftes himmlisches Licht begleitet, und ihm den Weg zu seiner Bestimmung, mit der größten Sicherheit zeigt, und das den Frevler oft wie ein Blitz überrascht und ihn sich selbst in seiner ganzen Niedrigkeit darstellt, so viel er sich auch Mühe gegeben hat, seine Augen vor diesem Anblicke zu verschließen. Unvermerkt verdammt der Bösewicht sein eignes Verbrechen in andern, und weit entfernt, daß er aller moralischen Beurtheilung entsagen sollte, kann er nichts über sich erlangen, als nur das Unmoralische seiner Thaten sich selbst verbergen, und dadurch die Vorwürfe seines Gewissens mildern oder unterdrücken, damit ihn die dadurch verur-

sachte Pein in dem Rausche seines Genusses nicht allzu empfindlich unterbreche.

Es ist völlig umsonst, diese Sprache des Gewissens von frühen Eindrücken, von Erziehung, Gewohnheit oder von andern zufälligen Verhältnissen ableiten zu wollen. Denn nicht zu gedenken, daß äußere Umstände nie allein so etwas Allgemeines hervorbringen können, so setzt selbst das Vorurtheil von Pflicht, die Pflicht schon zum voraus. Die Pflicht geht aus der Vernunft des Menschen selbst mit großer Reinigkeit hervor; aber Erziehung, Gewohnheit und noch mehr die Neigungen und Leidenschaften können den Begriff derselben frühzeitig verderben und verfälschen. Und so wird oft etwas für Pflicht gehalten, was es nicht ist, und eine falsche Anwendung des Pflichtbegriffes gemacht. Sie selbst aber ist in der Vernunft gegründet, und leidet durch diese Irrthümer der Urtheilskraft keine Veränderung. Die Vernunft ist es, welche uns befiehlt, andern Menschen eben so gut Rechte einzuräumen, als uns selbst, fremde Rechte nicht zu verletzen, unsre Neigungen durch das Sittengesetz in Schranken zu halten u. s. w. Sie befiehlt uns dieses nicht blos, weil es vortheilhaft, weil es nützlich, weil es gemeinnützig ist, sondern weil es Recht und Pflicht ist, so zu handeln. Selbst das Vortheilhafte, das Nützliche, das Gemeinnützige verstattet sie uns, nur unter der Einschränkung zu begehren, daß es dem Rechte und der Pflicht gemäß bleibt. Pflicht bleibt also immer das Höchste und Absolute, und es

läßt sich bei ihr nicht weiter fragen, wozu sie nutze: sie ist an sich selbst gut.

Machen wir einen Versuch, die Merkmale dieses sittlichen Gesetzes in uns deutlich zu entwickeln; so finden wir, daß uns dadurch eine solche Handlungsweise vorgeschrieben wird, daß wir in allen Maximen, wornach wir handeln, die moralischen vernünftigen Wesen zum höchsten, letzten Zwecke unsrer Handlungen machen sollen. Die moralische Vernunft oder die moralischen Wesen sollen wir allenthalben als das Höchste und Oberste behandeln, folglich sie nie dem Nützlichen, dem Vortheilhaften, dem Gemeinnützigen oder irgend einem andern, auch noch so wichtig scheinenden Zwecke unterordnen. Denn alle diese Zwecke erhalten erst durch die moralischen Wesen ihren Werth und ihre Stelle. Da es nun in aller Menschen Herz geprägt ist, daß sie die sittliche Vernunft für das Höchste achten, und alles übrige nur in dem Maaße schätzen sollen, als es jener untergeordnet ist: so kann man, ob etwas nach dem moralischen Gesetze gewollt werden solle, auch durch die Allgemeinheit des Wollens prüfen. Denn, wenn jedermann durch seine Vernunft wollen kann, daß es geschehe; so müssen gewiß die moralischen Wesen, als die letzten Zwecke damit bestehen können, weil sonst ein allgemeines Wollen nicht denkbar wäre. Ohnerachtet nun das moralische Gesetz durch die oben angegebenen Merkmale nicht eben von jedermann deutlich gedacht wird; so sind sie es

doch in der That, nach welchen auch in der gemeinsten Beurtheilung geschlossen wird. Die moralische Vernunft entwickelt sich, ohne viel Kunst zu bedürfen, von selbst, und die Beurtheilung der menschlichen Handlungen nach moralischen Ideen, zeigt sich selbst bei der gemeinsten Kultur in einer Vollkommenheit, die nicht selten den gelehrtesten Vernunftkünstler beschämt. Eben hierin liegt der sicherste Beweiß, daß die Begriffe von Pflicht und Recht keine erkünstelten, sondern natürliche Begriffe sind. Das Bewußtseyn des Sittengesetzes ist das unmittelbare Bewußtseyn eines ursprünglichen Gesetzes in mir, dessen Gültigkeit ich anerkennen muß, ob ich es gleich nur befolgen soll, und es mir also möglich bleibt, es nicht zu beobachten. Um dieses unmittelbaren Bewußtseyns des moralischen Gesetzes willen, dessen Gültigkeit für mich, ich gar nicht abläugnen kann, muß ich mich also auch eben so gewiß für ein moralisches Wesen halten, als ich mich um des Bewußtseyns willen, daß ich unter Naturgesetzen stehe, für ein physisches Wesen halten muß.

Zweiter Abschnitt.

Ich bin frei.

Das Sittengesetz legt mir eine gewisse Handlungsweise als nothwendig auf, und ich erkenne mich selbst für verbunden, das zu thun, was die Pflicht verlangt. Ich soll ehrlich seyn, wenn ich auch keinen Vortheil davon zöge; ich soll anderer Rechte nicht verletzen, und wenn auch meine wichtigsten Güter, ja selbst mein Leben darüber verloren gehen sollte. Was ich aber soll, das muß ich auch können. Die Pflicht setzt also das Vermögen voraus, sie zu erfüllen. Dieses Vermögen kann aber kein sinnliches Vermögen, keine physische Kraft seyn. Denn alle physischen Kräfte haben das mit einander gemein, daß sie von andern Kräften nothwendig bestimmt und gerichtet werden, daß sie so handeln müssen, wie sie handeln, und nicht anders wirken können. In Ansehung ihrer findet also kein Sollen statt. Denn wer so handeln muß, wie er handelt; wie könnte dem ein Gesetz gebieten, daß er anders handeln sollte? Dieses würde selbst ein Widerspruch und die größte Ungereimtheit seyn. Die Begriffe von Verdienst und Schuld, von Tugend und Laster würden nichts als leere Chimären, zu ihrem Gegenstande haben, wenn in dem Menschen wirklich nur Naturkräfte, d. h. solche Kräfte wohnten, deren Handlungen nothwendiger Weise geschehen müssen, und welche durch

andere Ursachen allemal unvermeidlich bestimmt werden. Denn wie kann ich dem Verdienst beilegen, der nicht anders handeln kann? Wie kann ich da von Schuld reden, wo ein unwiderstehliches Schicksal die Handlungen erzeugt? Was ist Tugend und Laster ohne Selbstthätigkeit? Und da diese die durchgängige ursachliche Verknüpfung aufhebt, die das Wesen der Natur ausmacht; wo kann man jemals in dem ganzen Reiche der Natur einen hinreichenden Grund für Tugend und Laster, oder für einen moralischen, guten oder bösen Willen finden?

Indem ich mir also der Verbindlichkeit bewußt bin, dem moralischen Gesetze zu folgen, versetze ich zugleich ein Vermögen in mich, wodurch ich von der physischen Nothwendigkeit ausgenommen bin, eine Kraft, welche nicht mit zur Natur gehört, die unabhängig von Naturgesetzen ist, und deswegen Freiheit heißt. Nur an ein freies Wesen kann ein Sollen gerichtet werden, nur für dieses kann die Anfoderung der Pflicht, Sinn und Bedeutung haben. Denn das Sollen schließt die Möglichkeit des wirklichen Gegentheils in sich. Daß nun ein freies, d. i. ein von Naturgesetzen unabhängiges Wesen das Gegentheil von dem, wirklich thue oder thun könne, was es thun soll, ist sehr wohl begreiflich, da es hingegen bei einem natürlichen Wesen, dessen Veränderungen durch die vorhergehenden Ursachen allemal nothwendig bestimmt werden, nicht blos unbegreiflich, sondern auch ganz un-

möglich ist; folglich ein an dasselbe gerichtetes Sollen geradezu Unsinn wird.

Die Freiheit besteht also in dem Vermögen, das zu wollen, was die Pflicht erfodert, eine solche Gesinnung zu haben, als das Sittengesetz verlangt; sie ist das Vermögen eines guten, aber eben dadurch auch eines bösen Willens. Denn das Vermögen, das Sittengesetz zu befolgen, schließt die Möglichkeit, ihm entgegen zu handeln, in sich, weil dessen Befolgung sonst als Naturnothwendigkeit gedacht werden würde. Sie ist Selbstthätigkeit im strengsten Sinne des Worts, ein Vermögen, eine Reihe Handlungen von selbst anzufangen, ohne durch Naturursachen dazu genöthiget zu werden. Die Thätigkeit aller Dinge in der Natur, wird durch andere Ursachen, die von ihnen selbst verschieden sind, bestimmt; aber von meiner moralischen Gesinnung, von meinem sittlichen Willen, er sey nun gut oder böse, bin ich allein der selbstthätige Urheber. Nur das, was durch Freiheit ist, ist sittlich; nur in so fern, als Freiheit an meinen Handlungen Antheil hat, können sie mir zugerechnet, kann ihnen Schuld oder Verdienst beigelegt werden.

Indem ich mich also meiner moralischen Natur durch das Sittengesetz bewußt werde, erhebe ich mich zugleich über alles, was meine Sinne berühren können, über die ganze sinnliche Natur; ich versetze mich in eine eigenthümliche Klasse von Wesen, die keine Empfindung erreichen, kein Sinn betasten kann. Dieses sind die freien Wesen, die unabhängig von der Natur, für sich

ein Reich bilden, und nach solchen Gesetzen regiert werden, die sie sich selbst geben, und deren Gültigkeit sie alle anerkennen. Wer sich Pflichten und Rechte zuschreibt, denkt sich auch als ein Bürger dieser sittlichen Republik, und unterwirft sich ihren Gesetzen freiwillig.

Was ist aber diese Freiheit? Wo soll ich das Wesen suchen, in welchem sie wohnt? Wenn das, was ich an den Menschen und an mir selbst sehe und empfinde, nicht das Freie ist; wo hat es denn sonst seinen Aufenthalt; welche Gestalt, welche Figur kömmt ihm zu? — Und wenn es hierauf keine befriedigende Antwort giebt; ist nicht vielleicht die Idee der Freiheit überall eine Chimäre? Wie soll ich mich überzeugen, daß sie einen Gegenstand habe? Und wo finde ich den Uebergang aus der Sinnenwelt in das Reich der Moral? Wie gelange ich von den Ideen freier Wesen zu ihrer Anschauung oder wirklichen Erkenntniß? Und wenn dieses nicht möglich ist; was habe ich für einen vernünftigen Grund, anzunehmen, daß die Idee solcher Wesen mehr, als ein bloßer Traum sey?

Hier sind wir auf dem Wege, auf welchem sich die größten Denker alter und neuer Zeiten verirrt haben. Die menschliche Erkenntniß fängt von der Erkenntniß sinnlicher Gegenstände an, und der Verstand gelangt bald zur Vorstellung der allgemeinen und besonderen Naturgesetze, denen Alles, was wir wahrnehmen können, unterworfen ist. Die Vernunft führt sehr bald Ideen von übersinnlichen, nicht empfindbaren Gegenständen herbei, und beweiset sich geschäftig, ihre Wirk-

lichkeit zu sichern und in ihre Natur einzudringen, welches sie am leichtesten dadurch zu bewerkstelligen meint, daß sie dieselben nach der Analogie der sinnlichen Gegenstände, unter die allgemeinsten Naturgesetze bringt, und nach denselben beurtheilt. Indem man nun auf diese Art die allgemeinen Naturgesetze, zu allgemeinen Gesetzen aller Dinge überhaupt erhob, mußte man leicht auf den Gedanken gerathen, die Sittengesetze und einen Inbegriff von Wesen, die nach denselben regiert werden, für eine leere Grille zu halten. Aber die Philosophie hat in unsern Tagen den Sieg über jene Vernünfteleien davon getragen, und die Aussprüche der gemeinen moralischen Vernunft, die jederzeit auf eine ganz andere Klasse von Wesen hindeuteten, vollkommen gerechtfertiget. Sie hat bewiesen, daß die Begriffe und die Gesetze der Natur nur allein auf empfindbare Dinge, auf den Inbegriff alles dessen, was im Raume und in der Zeit ist, anwendbar sind, daß sie aber nie zur Bestimmung des Uebersinnlichen taugen. Sie hat gezeigt, daß uns weder Sinne noch Verstand, noch Vernunft zur Erkenntniß übersinnlicher Gegenstände verhelfen können, daß die Begriffe und Gesetze der Natur nichts bedeuten, wenn man etwas, das über der Natur ist, durch sie bestimmen will. Dagegen lehrt sie uns auch, daß die sinnliche Natur nicht das Absolute enthält, und daß die Ideen des Absoluten nur alsdann chimärisch werden, wenn wir es unternehmen, uns ihren Gegenstand nach der Aehnlichkeit der sinnlichen Dinge vorzustellen. Dagegen macht uns die Vernunft durch das

Bewußtseyn des Sittengesetzes zwar nicht mit der Größe oder den Beschaffenheiten übersinnlicher Wesen, nicht mit der Art ihres Lebens und Seyns, aber doch mit einem Gesetze bekannt, dessen Realität und Wahrheit gar nicht anders, als in übersinnlichen Wesen gedacht werden kann. Das Bewußtseyn der Wahrheit dieses Gesetzes berechtiget uns, freie, d. i. übersinnliche Wesen für wirklich zu halten, ob wir gleich gestehen müssen, daß wir weder ihre innere Natur, noch selbst die Art und Weise ihrer Existenz zu erkennen im Stande sind. Der Grund unsrer Ueberzeugung von der Realität freier Wesen, ist, weil ein Sittengesetz, von dessen Wahrheit wir doch ursprünglich gewiß sind, ohne freie Wesen gar nicht möglich seyn würde, folglich die Wahrheit des Sittengesetzes die Freiheit nothwendig fodert und voraussetzt.

Wir haben also zwei Quellen der Erkenntniß, welche zwar beide gewisse Ueberzeugung gewähren, die aber wesentlich von einander verschieden sind. Die eine dieser Quellen, ist die Natur; sie macht uns mit Gegenständen bekannt; durch sie stellen wir uns die Dinge selbst, es sey durch Anschauung der Sinne und der Einbildungskraft, oder durch Begriffe, welche durch sinnliche Merkmale gedacht werden, oder welche die Verknüpfung natürlicher Gegenstände ausdrücken, vor. Alle Gesetze, die wir in der Natur erkennen, bewähren sich durch das Wirkliche; wir erkennen nicht blos die Gesetze, wir sehen auch die Dinge selbst nach ihnen wirken, und erhalten eine anschauliche Vorstellung von

ihnen. Aber die Natur selbst kann uns nicht über ihre Grenzen hinausführen. Die Gesetze und Begriffe, die wir in ihr erkennen, passen auf nichts, lassen sich auf nichts übertragen, als was in ihrem Gebiete liegt, und so kann uns die Natur keine Erkenntniß übersinnlicher Dinge gewähren. Zwar veranlaßt sie selbst Ideen übersinnlicher Dinge in uns, aber sie enthält nichts, sie auszufüllen, oder ihnen Gegenstände zu verschaffen. Und da auch diese Ideen selbst kein Grund sind, auf das Daseyn ihnen entsprechender Gegenstände zu schließen, da ihr Ursprung hinreichend, in den bloßen Vernunfthandlungen selbst gegründet ist; so bleiben sie leer, und sind keine Erkenntnisse von Gegenständen, so häufig man sich das letztere auch eingebildet hat. Dieses ist das kurze Resultat der Kritik der reinen Vernunft. Man pflegt alle Erkenntnisse, die auf diesem Wege erworben werden, theoretische Erkenntnisse zu nennen, d. i. solche, die auf der Anschauung dessen, was ist (θεωρεῖν), beruhen. Man könnte ihnen auch den Namen der physischen oder natürlichen Erkenntnisse geben, weil sie jederzeit von der Natur anfangen, darauf bauen, und nur in so fern Wahrheit enthalten, als sie sich auf dieselbe beziehen.

Die andere von der ersteren ganz verschiedne Quelle der menschlichen Erkenntnisse ist die Moral oder das Sittengesetz. Sie läßt sich nicht von der ersteren ableiten, sondern ist ursprünglich und für sich selbst bestehend, wie jene. Durch sie lernen wir aber nicht Gegenstände, sondern nur die Gesetze gewisser We-

sen kennen. Sie macht uns aber mit solchen Gesetzen bekannt, welche den Naturgesetzen widerstreiten, und die daher in blos natürlichen Gegenständen schlechterdings nicht gedacht werden können. Dieses ist der Grund, weshalb wir eine ganz eigenthümliche Klasse von Gegenständen annehmen müssen, die nicht zur Natur gehören können, weil sie sonst unter jenen Gesetzen gar nicht stehen könnten. Sie müssen also als übersinnliche oder übernatürliche Gegenstände gedacht werden. Aber die Erkenntniß dieser Gegenstände selbst, ihre Größe, Realität, Wirkungsart u. s. w. ist uns verschlossen. Denn zu dieser kann uns nur Natur verhelfen, von der wir aber hier ganz verlassen sind. Der Begriff eines übersinnlichen Gegenstandes ist leer, und enthält nichts, als verneinende Merkmale in sich, wodurch nichts erkannt werden kann. Es ist also kein theoretischer, kein in den anschaulichen Gegenständen und den Begriffen derselben liegender Grund da, übersinnliche Gegenstände zuzulassen. Es ist aber ein moralischer Grund da, nämlich das Sittengesetz, welches ihr Daseyn nothwendig fodert, und wir nehmen daher die Wirklichkeit der Freiheit, folglich auch freier Wesen, um des moralischen Gesetzes willen an. Solche Erkenntnisse, welche aus dem moralischen Gesetze geschöpft werden und durch dasselbe bestimmt sind, heißen moralische, im Gegensatz der physischen, oder praktische, im Gegensatz der theoretischen Erkenntnisse. Durch solche moralische oder praktische Erkenntnisse lernt man nicht die Dinge, sondern nur

die Gesetze kennen, nach welchen sie ihre Wirkungen hervorbringen. Praktische Erkenntnisse geben uns also keinen Aufschluß über die Natur und innere Beschaffenheit freier Wesen; sie beantworten nicht, wie, wo und wer sie sind; nicht ihre Größe, nicht die Art ihrer Kräfte und Beschaffenheiten, nicht die Art und Weise ihrer Wirksamkeit und ihrer Existenz wird dadurch bestimmt. Nur daß sie unter moralischen, also nicht natürlichen Gesetzen, d. i. unter Gesetzen der Freiheit, also nicht des Naturzwanges stehen, wird von ihnen bestimmt erkannt. Und dieses ist zugleich der einzige Grund, sie außer die Natur zu versetzen, ob wir gleich von dem, was ausser der Natur ist, nicht die allermindeste theoretische Erkenntniß haben. Blos die sittlichen Verhältnisse können wir unter ihnen denken, und das, ohne welches diese gar nicht als möglich vorgestellt werden können. Wir erkennen also die Realität unserer Freiheit nur praktisch, d. h. wir wissen nicht, was oder wie sie ist, wir können kein freies Wesen innerlich oder äußerlich empfinden oder anschauen, uns keinen Erkenntnißbegriff von ihm machen; nur einen praktischen Begriff können wir uns von ihnen bilden, d. h. wir können sie als Wesen denken, die lediglich und allein durch moralische Gesetze verbunden sind; ihre moralischen Verhältnisse können wir bestimmen, aber nicht, wie sie als Gegenstände betrachtet, beschaffen seyn mögen.

Wenn auch die ganze weite Natur vor unsern Augen aufgeschlossen da läge; wenn wir alle Welten, die

den ungeheuren Raum erfüllen, auf das genaueste erkenneten, wenn uns kein Gesetz der Bewegung mehr verborgen, keine Begebenheit in der Zeit unbekannt geblieben wäre; wenn auch so gar das Geheimniß der Organisation entdeckt und das Lebensprincip ausfindig gemacht wäre; kurz, wenn nicht das kleinste Ding im Raume und in der Zeit existirte, das wir nicht zu erklären wüßten, dessen Natur und Gesetze uns nicht bekannt wären; nimmermehr würde uns doch diese große und erstaunenswürdige Naturkenntniß, auf freie und übersinnliche Wesen, oder auch nur auf eine nichtsinnliche Eigenschaft eines Naturwesens führen, weil alles, was wir dadurch entdecken möchten, doch noch immer Natur seyn würde. Auf dem theoretischen Wege ist daher keine Ueberzeugung von der Freiheit möglich, und wer behauptet, daß diese Art der Erkenntniß die einzige sey, wird, wenn er sich selbst in seinen Schlüssen treu bleiben will, alle Freiheit und alle moralischen Begriffe läugnen müssen. Jene Behauptung ist die fehlerhafte Voraussetzung aller derer, welche die Freiheit aus Grundsätzen geläugnet haben, und zugleich die Quelle aller falschen und spitzfündigen Beweise für dieselbe, die dieser Lehre vielleicht noch mehr geschadet haben, als alle Bestreitungen. Ist aber das moralische Gesetz eine *eigenthümliche* Quelle von Erkenntnissen; macht uns dieses unmittelbar mit einer Eigenschaft bekannt, die uns schlechterdings nicht als Theilen der Natur zukommen kann; so dürfen wir nur so viel wissen, daß wir auf dem Wege der Natur das

letzte nie antreffen, das innere Wesen der Dinge nie erschöpfen können, um einzusehen, daß eine neue Klasse von Wesen, die den Naturgesetzen nicht unterworfen sind, die einer eignen Gesetzgebung folgen, keine Ungereimtheit sey, und wir werden dann der moralischen Ueberzeugung, daß es sittliche Gesetze und mit ihnen auch freie sittliche Wesen gebe, die in so fern keine Theile der Natur sind, mit eben der Sicherheit folgen, als der Ueberzeugung, daß es Materie im Raume und Empfindungen in unserm Gemüth gebe. Der Grund, weshalb wir Freiheit zulassen, liegt dann nicht darin, daß das Gegentheil sich nicht erweisen lasse, und sie selbst nicht unmöglich sey. Dieses sind nur Sätze, welche dem Hauptgrunde den Weg bahnen, und die Hindernisse, ihn zuzulassen, aus dem Wege räumen. Der wahre hinreichende Grund aber, durch welchen wir die Freiheit in uns setzen, oder uns für freie Wesen halten, ist das Sittengesetz, das Bewußtseyn der Pflicht, mit welchem das Bewußtseyn der Möglichkeit, ihm zu folgen, d. i. der Freiheit verbunden ist.

Ich bin mir also einer zwiefachen Natur meines Selbst mit gleicher Gewißheit bewußt. Ich habe einen organischen Körper, Sinne, Einbildungskraft, Verstand und Willen. Ich schaue meinen Körper unmittelbar an, und überzeuge mich von dem Daseyn meiner Kräfte durch ihre Wirkungen, die ich wahrnehme und empfinde. Alles dieses sind Theile der Natur, ich gehöre mit ihnen, ihr an, und muß ihren Gesetzen folgen. Ich erkenne mich durch sie als einen Gegenstand

der Sinnenwelt, und kann mich meiner Größe, meiner Beschaffenheit, meinen Kräften und meiner Entstehungsart und Wirklichkeit nach, beschreiben, mich andern vorhalten und ihnen die Erkenntniß von mir mittheilen. Ich kann an der Realität dieser meiner sinnlichen Natur nicht zweifeln; ich erkenne sie unmittelbar, ich schaue sie an. Auf der andern Seite bin ich mir aber auch einer moralischen Natur bewußt; ich entdecke eben so unmittelbar eine Eigenschaft in mir, die mich über die Sinnenwelt hinaussetzt, vermöge welcher ich den Naturgesetzen nicht unterworfen bin, folglich auch keinen Theil der Natur ausmachen kann. Das moralische Gesetz, der Zuruf der Pflicht ist es, der mir mein Ich in eine höhere Sphäre zu setzen gebietet, der mir sagt, daß ich ein freies Wesen bin, das den Naturgesetzen nicht unterworfen und über den nothwendigen Einfluß natürlicher Ursachen erhaben ist. Aber diese Art der Erkenntniß ist eine andere, als jene, wodurch ich einen Begriff von meiner sinnlichen Natur erhalte. Diese stellt mir ein Objekt, einen wirklichen Gegenstand, einen Körper, Organe, und deren künstlichen Bau, Einbildungen, Begriffe, Begierden, Empfindungen u. s. w. wirklich dar, und läßt mich dieses alles empfinden. Jene vermag mir gar kein Objekt, gar keinen wirklichen Gegenstand darzustellen. An die bloße Idee eines freien Wesens muß ich mich halten, und diese Idee entdeckt nichts von dem Gegenstande selbst; keine Kraft kann mich zu diesem führen. Daher sind alle Fragen, welche sonst an denjenigen mit Recht ge-

schehen, der sich der Erkenntniß einer Sache rühmt, hier umsonst. Denn ich kenne dieses freie Wesen nicht, kann es auch nicht durch die allgemeinen Merkmale bestimmen, wodurch ich mir die Naturgegenstände zum voraus denke; denn alle diese Begriffe passen nicht auf das Freie. Ich glaube nur an die Freiheit, weil ein Sittengesetz in mir ist, dessen Wahrheit allein von dieser Voraussetzung abhängt. Wie es aber in der That möglich sey, daß ich ein freies und natürliches Wesen zugleich seyn, und einer sich widerstreitenden Gesetzgebung unterworfen seyn könne, wie mich von der einen Seite die Natur zwingen, und von der andern Seite die Pflicht auffordern könne, ihr allein zu folgen, wenn auch die Natur ihr entgegen wäre; das weiß ich nicht, und kann es nicht wissen. Nur so viel kann ich darthun, daß sich eine solche Verbindung im Begriffe nicht widerspricht, weil ich sehr wohl denken kann, daß auf der einen Seite alle Dinge, in wie fern sie in dem Raume und in der Zeit erscheinen, Naturgesetzen unterworfen sind, und daß dennoch eben dieselben Dinge, in wie fern sie nicht darin vorgestellt werden können, einer andern Gesetzgebung folgen. Daß sich dieses denken lasse, weiß ich. Das es so sey, kann ich aus Einsicht in die Natur dieser Dinge weder wissen, noch muthmaßen; aber ich bin durch das sittliche Gesetz, d. h. praktisch davon überzeugt. Der Grad der Gewißheit, womit ich an die Freiheit glaube, ist nicht geringer, als derjenige, womit ich an die Wirklichkeit der Gegenstände im Raume glaube; nur die Art derselben ist verschieden.

schieden. Hier bestimmen mich die Gegenstände selbst, und] ich werde durch deren Vorstellung mit ihren Gesetzen bekannt. Die Ueberzeugung von der Wirklichlichkeit der Gegenstände beruht auf dem unmittelbaren Bewußtseyn derselben, gegen welches keine metaphysischen Vernunftschlüsse etwas ausrichten. Dort bestimmt mich ein Gesetz, das für Naturdinge schlechterdings nicht gelten kann, Freiheit vorauszusetzen, für welche es allein von Bedeutung ist. Das Bewußtseyn der Wahrheit der Pflicht ist so groß, so innig, so unzweifelhaft, als das Bewußtseyn der äußeren Sinnesempfindungen: die Freiheit mit jenem so innigst und so nothwendig verknüpft, als der Begriff eines äußeren Gegenstandes mit diesem. Das sittliche Gesetz bestimmt mich, Wesen zuzulassen, ohne welches dieses nichts wäre. Das Gesetz ist gewiß und die Annahme der Freiheit folgt auf das Gesetz mit eben der Gewißheit, als das Gesetz für wahr gehalten wird, ohne daß man je das Freie, als einen reellen Gegenstand erkennen kann. Bei der Naturkenntniß lerne ich erst den Gegenstand und dann seine Gesetze kennen. Hier ist der Gegenstand ursprünglich gewiß, und obgleich gewisse allgemeine Gesetze mit ihm zugleich gewiß sind; so bleiben doch seine besonderen, oft sehr lange ungewiß. So erhellet also der Unterschied einer theoretischen und einer praktischen Erkenntniß Jene fängt ursprünglich von dem Bewußtseyn der Gegenstände, diese von dem Bewußtseyn der Pflicht an. Jene erweitert unsere Wissenschaft von Dingen; diese sichert nur die Realität unsrer moralischen Natur.

Dritter Abschnitt.

Ich glaube an eine moralische Welt.

Ich bin frei, aber dennoch bin ich an diese Sinnenwelt gebunden. Meine Freiheit kann sich nicht äußern, ich kann mir derselben nicht bewußt werden, als allein mit Hülfe der Kräfte, welche mir die Natur verleihet. Mein Selbstbewußtseyn, meine Kräfte, mein Schicksal, mein ganzes Seyn und Wirken, hängt von gewissen Veranstaltungen ab, welche die Natur für mich getroffen hat. Ich kann nichts hervorbringen, als durch natürliche Kräfte; nichts, als was die natürlichen Gesetze verstatten. Alle Werkzeuge, die ich zum Handeln gebrauche, Nerven, Muskeln, Knochen, Körper und die ganze Materie, nebst den Vorstellungen, Gefühlen, Begriffen u. s. w. liegen in der Natur und haben ihre unabänderlichen Regeln. Alles, was ich thue, was von meinen Handlungen sichtbar und erkennbar wird, gehört selbst der Natur an, und folgt ihren Gesetzen. Dennoch fühle ich mich frei, in Ansehung der Grundsätze, nach welchen ich die natürlichen Kräfte, ihren Gesetzen gemäß, gebrauchen will. Die ganze Natur, mit aller ihrer Macht, kann mich nicht zwingen, meine moralische Gesinnung aufzugeben. Sie kann den edeln, tugendhaften Mann mit Hunger peinigen, kann Krankheit, Elend und Tod über ihn ver-

hängen, aber sie vermag nicht, ihn zum schlechten Menschen zu machen.

Indem sich nun der Mensch vorsetzt, nach moralischen Gesetzen zu handeln, unterwirft er zugleich die ganze Natur seinen Zwecken und Absichten, und bringt durch seinen Willen solche Veränderungen in ihr hervor, welche mit seinen Ideen harmoniren. Er will z. B., der Mensch solle so lange leben, als möglich. Hätte er der Natur ihn allein überlassen; so hätte sie ihn vielleicht schon längst getödtet. Aber er sucht alle ihm heilsame Kräfte zusammen, welche die Natur zu ganz andern Zwecken würde verwendet haben, und gebraucht sie, ihm das Leben zu fristen, weil es seine Absicht so fodert. Und so ändert und gebraucht er die ganze Natur allein nach seinen Ideen, so weit sie sich denselben anpassen läßt. Daß er hieran recht thue, sagt ihm sein inneres moralisches Wesen. Wenn nur sonst die Begriffe, nach welchen er handelt, mit seiner Pflicht zusammenstimmen, so macht er sich darüber keine Vorwürfe, daß er die körperliche oder geistige Natur in ihrem Gange stört; er urtheilt ganz gewiß, daß die Natur moralischen Zwecken unterworfen sey.

In dem Laufe der Natur selbst bemerkt der Mensch nicht, daß sie sich moralischen Zwecken unterwürfe, oder daß dergleichen in ihr wirksam wären. Moralische Zwecke sind Ideen, nach welchen die Naturkräfte abgeändert und gerichtet werden. Aber dergleichen Ideen finden sich in der Natur nirgends, als allein in dem Menschen, denen aber die Natur nur selten gehorcht.

Die ganze Natur ist blind, ein Zusammenhang von Ursachen, welche ihre Wirkungen hervorbringen, sie mögen mit den moralischen Zwecken zusammenstimmen oder nicht. Das unbedeutendste Insekt und der weiseste Fürst der Erde, sind der Natur gleich viel werth. Ein Ausbruch des Vesuvs wird sie beide verschlingen, wenn sie in seine Flammen gerathen. Sie hat zur Erhaltung des Geschlechts vernünftiger Wesen nicht sicherere Anstalten getroffen, als zur Erhaltung der giftigen Schlangen oder der geringsten Gräser. In diesem allen wird nichts Moralisches erblickt.

Die Moral verlangt eine ganz andere Ordnung der Dinge, als diejenige ist, welche wir in der Natur wahrnehmen. Sie fodert, daß wir die freien vernünftigen Wesen über alles achten, und alle Naturkräfte blos dazu anwenden, ihre Zwecke, welche sie, harmonisch mit einander, haben können, auf eine solche Art zu befördern, die mit dem allgemeinen vernünftigen Willen bestehen kann, womit jedes moralische Wesen nach dem Urtheile der Vernunft zufrieden seyn muß. Ich muß, wenn ich moralisch seyn will, Alles den mit Freiheit begabten Wesen unterordnen, nicht blos mir, nicht blos einem andern, sondern jedem muß ich Rechte einräumen, die ich nie verletzen darf. Die Rechte des geringsten Knechtes, sollen mir so heilig seyn, als die Rechte des mächtigsten Fürsten. Alles, was ich in der Natur sehe, sind Sachen, die mir die Vernunft als bloße Mittel zu etwas anderm anzusehen gebietet. Nur bei den Menschen muß ich eine Ausnahme machen.

Sie soll ich, so wie alle Wesen, in welchen Vernunft und Freiheit wohnt, als Personen achten, an denen mir alles heilig ist, was mit ihnen in Verknüpfung steht, ihre Seelenkräfte, ihre Körper, ihr Eigenthum. Sie dürfen Absichten und Zwecke fassen, und ich darf sie in Verfolgung derselben nicht stören, und dieses Gesetz ist an alle freie vernünftige Wesen gerichtet. Jedes soll das andere, als etwas Absolutes oder Letztes ansehen, das es nicht irgend einem, durch sein Belieben gefaßten Zwecke, blos unterordnen darf. Jedes darf die Zwecke, die in seiner Natur liegen, als etwas betrachten, das der andere achten soll, und woran er sich nicht vergreifen darf. Dieses Gesetz gilt durch das ganze Reich moralischer Wesen, sie mögen seyn und wohnen, wo sie wollen. Und wenn sie es auch nicht beobachten, wenn sie auch dagegen handeln; so ist es doch nicht minder an sie gerichtet; es verdammt sie in ihrem eignen Herzen, wenn sie es kennen, und sich bewußt sind, es verletzt zu haben.

Jeder sieht ein, daß die Ordnung der Natur eine andere ist, als diejenige, welche das moralische Gesetz fodert. Dieses verlangt, daß wir das Leben des Menschen heilig achten und auf keine Art verletzen sollen, wenn er es nicht etwa gebraucht, die Freiheit anderer zu zerstören. Aber der Natur, ist das Leben eines Menschen wie nichts. Die Wasserfluth reißt ganze Städte voll vernünftiger Bewohner mit fort; die Pest würgt ganze Schaaren unschuldiger Menschen, ohne nach ihren Rechten, nach ihrer Schuld oder Verdienst

zu fragen. Die Natur bekümmert sich nicht um Recht und Pflicht. Wer mit ihr einen Kampf beginnt, muß unterliegen, wenn er nicht stärker ist, als sie, oder wenn er sie nicht durch ihre eigne Macht zu bezwingen weiß. Sie ist es also nicht, die der Mensch zu befragen hat, wenn er wissen will, wie er handeln soll. Hierauf erhält er die Antwort allein, durch gewisse in ihm liegende Ideen, die ihn zu einer ganz andern Handlungsart auffodern, als ihm die Natur zeigt. Nur allein nach diesen, in jedem Menschen ursprünglich wohnenden, Ideen, soll er die Natur gebrauchen und benutzen, so weit es ihm möglich ist; und wenn es ihm auch unmöglich gemacht würde, diese Ideen von Gerechtigkeit, Wohlwollen, Güte, Achtung vor Menschenwürde u. s. w., durch Handlungen zu offenbaren; so soll er doch den ernstlichen Willen behaupten.

Aus dem moralischen Gesichtspunkte betrachtet, müssen wir die Natur, als einen Inbegriff von lauter Mitteln zu moralischen Zwecken, und, unter diesen, zu Einem Zwecke ansehen, welcher unter allen der höchste und oberste ist. Dieser höchste und oberste Zweck ist das Thun und Wirken moralischer Wesen nach Gesetzen der Freiheit, und die nach denselben zu bewirkende Seligkeit. Die Gesetze der Freiheit fodern, daß jedes freie Wesen nach seinem eignen Belieben handeln dürfe, so weit es nur anderer Freiheit dadurch nicht verletzt. Die Seligkeit wird, nach Gesetzen der Freiheit, durch den mit dem höchsten Zwecke übereinstimmenden Willen be-

wirkt. Jemehr ein Wesen durch seinen Willen beiträgt, den obersten Zweck wirklich zu machen, desto glücklicher und seliger müßte sein Zustand seyn, wenn die Gesetze der Freiheit allenthalben herrschten, und also auch sein eigner Zustand, nach denselben hervorgebracht würde.

Ob uns nun gleich die Erfahrung nicht lehret, daß die Natur so eingerichtet wäre, daß alle ihre Verrichtungen nur darauf abzielten, das Thun und Wirken moralischer Wesen, und ihr Wohlseyn nach den Gesetzen der Freiheit zu befördern; so sollen doch wir uns dieses zum Höchsten, alle übrigen einschränkenden Zwecke machen. Für uns ist es Pflicht, alle Kräfte der Natur möglichst zu erforschen und kennen zu lernen, um dadurch, so viel wir nur immer können, jenen höchsten Zweck, nach unserer Einsicht thätigst zu befördern. Wir handeln moralisch gut, wenn wir alle unsre Kräfte aufbieten, die dem moralischen Zwecke, unsrer Einsicht nach, schädlichen Einflüsse der natürlichen Dinge, zu verhindern, und die ihm zuträglichen und nützlichen zu befördern, in wiefern nur alles dieses so geschiehet, daß wir die Freiheit anderer dabei nicht verletzen. Wenn wir aber das Gegentheil thun; so handeln wir schlecht. Hieraus ist also sichtbar, daß wir nach einer Idee handeln sollen, die gar nicht von dem erkennbaren Verfahren der Natur abgezogen ist, sondern die allein in uns liegt und uns gebietet, die Natur nach ihr, nicht aber sie nach der Natur zu modeln. So wahr ist es, daß das Sittengesetz aus unserm Innern selbst entspringt, und nicht erst von dem Gange der Natur abgezogen

werden muß. Wir sollen übrigens hierbei nach unsrer besten Einsicht verfahren, und um uns diese zu verschaffen, alle unsre Kräfte aufbieten. Lehrt uns die Erfahrung, daß Leben und Gesundheit die Mittel sind, unsere freie Wirksamkeit zu befördern, daß der Staat das einzige Mittel ist, die Freiheit aller, möglichst zu schützen; so sollen wir diese Mittel anwenden, vervollkommnen u. s. w. Und in diesen Bemühungen zeigt sich der gute Wille des Menschen. Denn er ist eben hier im Begriffe, die Naturkräfte dem höheren moralischen Zwecken unterzuordnen.

Allenthalben soll also der Mensch nach der Idee einer moralischen Ordnung arbeiten. Eine Ordnung heißt physisch, wenn alle Veränderungen nach den Gesetzen der Natur erfolgen; sie wird aber moralisch genannt, wenn alle Veränderungen durch den höchsten moralischen Endzweck bestimmt werden, und sich nach demselben richten. In einer moralischen Ordnung ist das Sittliche das oberste Gesetz, alle übrigen Gesetze und Dinge, folglich auch die ganze Natur, ist ihm untergeordnet, und nur um des Sittlichen willen da. Wenn also alles, was da ist, dazu angewandt und gebraucht wird, die Wirksamkeit der freien Wesen, nach ihren eignen Gesetzen, möglich zu machen, und einen ihren moralischen Charakter angemessenen Zustand der Seligkeit zu verschaffen, dann wird eine durchgängige moralische Ordnung herrschen. In derselben würden die morali-

schen Wesen doch stets frei bleiben, und ihr guter oder böser Wille würde immer von ihnen abhängen.

Unsere Pflicht erfodert, lediglich und allein nach dieser Idee einer sittlichen Ordnung zu handeln, es mag uns nun die Ausführung davon gelingen oder nicht. Genug wir sollen Menschen und Menschenrechte über alles schätzen; wir sollen sie als Wesen behandeln, welche die Absicht ihres Seyns, und den Grund ihres Wirkens in sich selbst haben, die Natur mag ihnen diese Achtung beweisen oder nicht. Und wenn uns auch die Erfahrung lehrt, daß es nicht in unserer Macht steht, die Natur selbst dieser sittlichen Ordnung zu unterwerfen; so bleibt es dennoch Pflicht, den ernstlichen Willen zu haben, sie, so weit es in unsrer Gewalt steht, zu verwirklichen. Denn über unser Können kann uns freilich nichts verbinden.

Was wir also in der Welt thun sollen, darüber läßt uns die innere Stimme unseres Gewissens nicht zweifelhaft; worauf aber die ihr selbst überlassene Natur los arbeitet; ob auch sie einem Zwecke unterworfen ist, oder ob sie blind, ohne alle höhere Absicht, ihren eignen Gang geht, und alle moralischen Zwecke vernichtet, die ihr in den Weg kommen; darüber giebt uns weder die Betrachtung der Welt, oder die vergangene und künftige Erfahrung, noch die sich selbst überlassene Vernunft einen Aufschluß. Denn wir sehen in der Welt nur eine immer fortlaufende Reihe von Ursachen und Wirkungen, ein immerwährendes Entstehen und Vergehen verschiedener Dinge. Aber einen letzten Zweck

wozu dieses Alles diene, werden wir nicht gewahr. Auf nichts von dem, was wir bemerken können, paßt ein solcher Begriff. Da es aber auch, vermöge der Natur unseres, auf das Sinnliche eingeschränkten Erkenntnißvermögens, unmöglich ist, den über alle Sinne hinausliegenden moralischen Endzweck und die Uebereinstimmung der ganzen Natur und aller ihrer Theile zu demselben, zu erkennen; so kann der Umstand, daß wir die sittliche Beziehung der Natur nicht wahrnehmen, keinen Grund abgeben, auf die gänzliche Nichtigkeit einer solchen Ordnung zu schließen. Man muß vielmehr einräumen, daß es sich sehr gut denken läßt, daß alle Naturgesetze und die nach ihnen erfolgenden Veränderungen, zuletzt durch ein höheres, moralisches, unsichtbares Princip geleitet und bestimmt werden, so daß im Grunde die ganze Natur mit allen ihren Begebenheiten, im Dienste der moralischen Wesen steht, und daß sie von einer allmächtigen Ursache gezwungen wird, nur solche Wirkungen hervorzubringen, welche mit dem höchsten moralischen Zwecke bestehen können. Kurz es läßt sich ohne allen Widerspruch denken, daß die ganze Natur, blos ein Mittel in der Hand eines allmächtigen moralischen Wesens sey, welches sie nur als ein Werkzeug für andere eingeschränkte moralische Wesen erschaffen hat, deren in ihnen liegenden Zwecken sie, vermöge seines Willens gehorchen muß.

Es könnte dabei wohl seyn, daß eine solche Natur so eingerichtet wäre, daß der moralische Endzweck durch alle in ihr und durch ihre Kräfte nur möglichen

Veränderungen dennoch erreicht werden müßte, so daß weder die Natur selbst, noch der menschliche Wille, irgend etwas in der Natur hervorbringen könnte, was dem höchsten moralischen Zwecke zuwider wäre, und daß der menschliche Verstand diese Zusammenstimmung nicht begriffe oder einsähe. Der Mensch müßte dann, wenn er moralisch gut handeln wollte, doch blos diejenigen Veränderungen in der Welt hervorzubringen suchen, welche er durch seine Vernunft als moralische Mittel zu dem sittlichen Zwecke erkennt, und er würde sich den Weg der sich selbst überlassenen Natur, doch nie zur Regel nehmen dürfen. So könnte es z. B. wohl seyn, daß der frühe gewaltsame Tod der Kinder, die Schreckniße des Krieges, Krankheiten und andere Uebel des Lebens, sich mit dem moralischen Zwecke der Welt und dem Endzwecke derer, welche sie leiden, eben so gut vertragen, als deren Gegentheil. Allein da wir die Zusammenstimmung dieser Mittel zu ihrem Zwecke nicht einsehen, und wir in allen unsern Handlungen, der Erkenntniß unserer Vernunft folgen sollen: so würden wir immer den moralischen Gesetzen zuwider handeln, wenn wir durch unseren Willen die Kinder tödten, oder einen Krieg, Krankheiten u. s. w. muthwilliger Weise verursachen wollten. Wenn wir also auch eine durchgängige moralische Ordnung in der Welt voraussetzen; so kann uns dieses gar nicht entbinden, die moralischen Gesetze nach unsrer Erfahrungserkenntniß von der Welt, anzuwenden. Denn es kömmt alles darauf an, daß wir unsern guten Willen durch

Thaten beweisen. Wenn die Natur auch alles wirklich machen kann, was von außen und innen zum höchsten Gute gehört; so ist doch, vermöge der Natur der Sache, der gute Wille selbst davon ausgenommen, weil dieser nur durch die eigne Freiheit in jedem freien Wesen entstehen kann.

Die bloße Gedenkbarkeit, daß die Welt einer moralischen Ursache unterworfen seyn könnte, ist kein Grund, eine solche Ordnung für wirklich zu halten. Die Begriffe von den Dingen überhaupt reichen ebenfalls nicht hin, eine solche Ordnung zu beweisen, oder auch nur wahrscheinlich zu machen. Endlich lehrt auch die Erfahrung nichts ähnliches. Denn obgleich manche Ereignisse in der Welt, der Idee der sittlichen Ordnung gemäß seyn mögen; so scheinen ihr doch noch weit mehrere zu widersprechen. Daß die Natur so zweckmäßige Anstalten für die Kultur des Menschengeschlechts getroffen hat, scheint einer sittlichen Ordnung gemäß zu seyn; daß sie aber das Leben der Menschen tausenderlei Zufällen Preis giebt, und daß sie mit der Existenz der moralischen Wesen eben so, wie mit dem Daseyn der Austern und Schwämme wechselt, scheint in eine solche Ordnung wenig zu passen. Wir bemerken überall keinen allgemeinen Einfluß des Moralischen auf das Physische in der Welt. Es ist wahr, die Mäßigkeit z. B. erhält die Gesundheit, und ist also Mitursache eines Gutes. Aber die Mäßigkeit hat diese Folge, sie mag aus einer tugendhaften oder lasterhaften Quelle entspringen. Wer aus Geiz wenig ißt, der Völlewicht,

der aus Besorgniß, sein Verbrechen zu verrathen, mäßig im Trunke ist, und der Tugendhafte, welcher seinen Genuß durch die Pflicht einschränkt, haben alle gleich gute Folgen ihrer Mäßigkeit. Die Mäßigkeit bringt also, als ein physisches Phänomen ihre Wirkungen hervor. Die Idee der Pflicht hat an dieser Wirkung keinen weiteren Theil, und so ist es mit allen guten Folgen der Tugend, und mit allen bösen Folgen des Lasters in der Welt, bewandt. Es mag der gute oder böse Wille bei der Tapferkeit oder Feigheit, Standhaftigkeit oder Unbeständigkeit u. s. w. seyn; die Folgen dieser Handlungsarten, sind immer dieselben. Alle Erfahrung in der Welt lehrt uns blos einen physischen Zusammenhang unter den Dingen, nie einen moralischen, d. h. wir erfahren, daß ein Ding als Ursache das andere als Wirkung nach einer unveränderlichen Regel bestimmt; aber wir bemerken nicht, daß dieser Zusammenhang der Ursachen und Wirkungen durch moralische Ideen abgeändert würde, oder ihnen in irgend einem Stücke oder gar in allen Stücken unterworfen wäre. Die Sonne gehet auf, über Böse und über Gute, und der Regen trift die Felder der Gerechten und Ungerechten; das empörte Meer verschlingt den Frevler, wie den Frommen, ohne Unterschied.

Ungeachtet nun weder aus Begriffen noch aus der Erfahrung die Realität eines solchen sittlichen Reichs erkannt werden kann; so beurtheilen wir dennoch die ganze Natur nach der Idee desselben. Wir werden, so bald die moralische Natur in uns erwacht, genöthiget,

die freien moralischen Wesen, als das höchste und letzte zu achten, und sie für Personen anzusehen, die Selbstzwecke sind, denen die Natur als Mittel dienen sollte. Das Sittengesetz fodert, so wohl in der Beurtheilung des Werthes der Dinge, als in unsern Handlungen, alles dem Sittlichen unterzuordnen. In der Beurtheilung kann uns daher nichts in der ganzen Sinnenwelt vorkommen, dessen Werth mit dem Werthe eines sittlichen Wesens in Vergleichung gesetzt zu werden verdiente, und wir müssen daher in allen unsern sittlichen Beurtheilungen und Behandlungen so zu Werke gehen, daß wir Alles in der Natur den sittlichen Wesen selbst unterordnen.

Indem wir nun die moralische Würde, vermittelst des Bewußtseyns unsrer Pflicht in uns fühlen, und in uns versetzen, legen wir uns und allen, die eine gleiche Natur haben, dieselbe auch wirklich bei. Denn wir erkennen uns als freie Wesen, durch das an uns gerichtete Sittengesetz, und entdecken auf diese Art in uns eine Klasse von Wesen, welche über der Natur sind. Und die Zuversicht und die Wahrheit dieser in uns wohnenden Würde, bringt auch den Glauben in uns hervor, daß das Sittliche wirklich das Höchste sey, dem die ganze Natur untergeordnet ist, ob wir gleich daneben einsehen, daß wir den Zusammenhang davon nicht begreifen. Es ist das Gefühl unserer eigenen Würde in uns, das uns nicht blos befiehlt, die ganze Natur dem Sittlichen unterzuordnen, sondern das uns auch kein Vertrauen auf unsern eignen Werth einflößt, und in uns

den zuversichtlichen Glauben erzeugt, daß unser moralisches Ich wirklich eine höhere Stelle in der Reihe der Wesen behauptet, als die ganze Natur, und daß wir das Sittliche nicht blos für das Höchste halten müssen und nach diesem Gesetze handeln sollen, sondern daß dieses auch in der Wirklichkeit so sey, daß also die Natur selbst moralischen Gesetzen gehorche, folglich, daß ich sie mir nicht blos, durch meinen Willen unterwerfe, sondern daß sie mir auch wirklich untergeordnet sey.

In der That muß ich annehmen, daß die Welt moralischen Zwecken wirklich unterworfen sey, wenn ich meine Pflichten und Rechte nicht selbst für leere Grillen und Träumereien, ja ihre Ausübung für das höchste Unrecht und für die pflichtwidrigste Unternehmung halten will. Denn man setze, die Natur sey bloße Natur und habe den Grund ihres Seyns blos in sich selbst, sie sey also gar nicht moralischen Absichten untergeordnet; so frage ich: Wie komme ich denn zu dem Rechte, die Natur zu meinen moralischen Zwecken zu gebrauchen? Woher habe ich die Befugniß, die Sachen in der Welt als bloße Mittel zu meinen beliebigen Absichten anzuwenden? Die Bedürfnisse und Leidenschaften treiben zwar die Menschen zu diesen Handlungen. Aber sie behaupten in moralischer Rücksicht auch einen Rechtsanspruch darauf. Und dieser ist in der That nirgends zu finden, wenn man nicht voraussetzt, daß die Welt ursprünglich wirklich blos zum Nutzen moralischer We-

sen eingerichtet und erschaffen ist *). Indem ich also den moralischen Gesetzen folge, und nach Pflicht und Recht die Dinge in der Welt gebrauche, setze ich zum voraus, daß die Sachen, der Wirklichkeit nach, den moralischen Wesen unterworfen sind. Denn wenn dieser Satz falsch wäre, würde ich gar kein Recht zu dem willkührlichen Gebrauche irgend einer Sache, weder des Geistes noch des Leibes, noch der übrigen äußeren Materie haben. Da nun das Bewußtseyn der Verbindlichkeit durch die Kräfte der Natur zu handeln, ursprünglich gewiß und gar keinem Zweifel ausgesetzt ist, so wird in demselben zugleich vorausgesetzt, daß die Natur dem Sittlichen unterworfen sey, und daß die physischen Gesetze unter den moralischen stehen. Und der Grund, weswegen wir dieses glauben, ist kein Begriff von den Dingen überhaupt oder der Sinnenwelt insbesondere, ist keine Erfahrung oder anschauliche Erkenntniß dieser Ordnung; sondern der Grund dieses Fürwahrhaltens ist moralisch, es ist das Bewußtseyn unserer Pflicht, in welchem die Voraussetzung, daß die Ausübung derselben auch moralisch möglich seyn müsse, mit enthalten ist. Die moralische Möglichkeit besteht aber darin, daß den freien Wesen ein Recht zukömmt, die Natur zu gebrauchen. Dieses Recht

*) Dieser Gedanke ist, obgleich in einer etwas andern Beziehung, ausgeführt von Bayle in dem Artikel Epikur. Siehe Baylens philosophisches Wörterbuch. 1 Th. Halle 1797. S. 552 u. f. w.

Recht aber kann nicht gedacht werden, wenn die Natur nicht wirklich den sittlichen Wesen untergeordnet ist, d. i. wenn die Natur nicht wirklich blos als Mittel für sittliche Zwecke da ist.

Es würden auch in anderer Rücksicht das Moralgesetz und alle aus ihm fließenden Pflichten für leere Chimären erkannt werden müssen, wenn keine moralische Ordnung wirklich wäre, und die Vernunft würde bei der letzteren Voraussetzung eine große Ungereimtheit zwischen ihrem Erkennen und Handeln entdecken. Denn wenn die Naturgesetze das letzte und absolute wären, wornach alle Veränderungen in der Welt erfolgten, also ihre Veränderungen sich nach gar keinen Absichten und Zwecken zuletzt richteten; so würde in der Welt alles Zusammentreffen der Begebenheiten der Natur, mit den Zwecken der vernünftigen Wesen, als ein bloßer blinder Zufall angesehen werden müssen. Eine moralische Ordnung wäre bei dieser Voraussetzung etwas Unmögliches, eine leere Dichtung der Einbildungskraft. Alle Pflichten gebieten mir aber so zu handeln, als ob eine solche Ordnung wirklich wäre. Denn alle gebieten mir, das Moralische für das Höchste und Letzte anzusehen. In der Wirklichkeit aber wäre dieses etwas Unmögliches. Die Pflicht würde mir also an einem Zwecke zu arbeiten gebieten, den die Vernunft für etwas ganz Ungegründetes und Unmögliches erken ete, welches die größte Ungereimtheit seyn würde. Wenn auch die Achtung gegen das Sittengesetz mich immer fort bestimmte, demselben gemäß zu handeln; so

würde ich doch nicht umhin können, diese ganze Handlungsweise für die allerlächerlichste Gutmüthigkeit zu erkennen, die sich nur denken ließe. Nun ist aber gar kein Grund da, weshalb meine Vernunft das Nichtseyn oder die Unmöglichkeit einer sittlichen Ordnung annehmen sollte. Indem ich mich aber durch das Sittengesetz zu Handlungen bestimme, setze ich die Realität derselben zum voraus. Es ist also wohl ein Grund da, sie anzunehmen, nämlich das Moralgesetz und die ursprüngliche Anlage in mir, alles das zuversichtlich zu glauben, was dieses Gesetz in sich schließt oder voraussetzt. Ich glaube also an die Realität einer moralischen Ordnung, nicht aus spekulativen, sondern aus sittlichen Gründen, und diese Gründe bringen in dem Menschen diesen Glauben hervor, selbst ohne daß er sich die Art und Weise, wie sie ihn erzeugen, deutlich denkt. Daher ist keine tiefe Weisheit nöthig, um diese Ueberzeugung in dem Herzen der Menschen zu begründen. Je fester sie in ihrer Pflicht werden, desto zuversichtlicher werden sie auf eine ihnen verborgene moralische Ordnung bauen. Sie werden im Handeln daran glauben, selbst wenn sie in der Theorie oder der Betrachtung daran zweifeln, und die spekulativen Bedenklichkeiten werden in einem tugendhaften Gemüthe nie so stark werden können, daß sie eine Veränderung im Handeln nach sich zögen. Das gute Herz vernichtet die Sophistereien des vernünftelnden Verstandes.

Es ist zwar wahr, daß nicht der Erfolg meine Handlungen moralisch macht, sondern lediglich die gu-

te Absicht, das Wollen des Guten selbst. Aber indem ich den guten Willen zu meinem höchsten Bestimmungsgrunde mache, lege ich doch auch ihm den höchsten Werth unter allen Dingen bei, erkläre ihn für das Absolute und Letzte. Wenn er nun dieses in der Wirklichkeit nicht wäre; so wäre offenbar der gute Wille eine leere Täuschung. Ich muß also die Möglichkeit seines Gegenstandes voraussetzen, so daß, wenn ich auch nicht im Stande bin, das Sittenreich durch meine Kräfte zu bewirken, ich doch festiglich glaube, es werde durch andere Kräfte, so weit es von mir unabhängig ist, realisirt; und ich verrichte das meinige dabei vollkommen, wenn ich nur meine Pflicht treulich ausübe, ich mag die sichtbaren Folgen meiner pflichtmäßigen Handlungen mit meinem Begriffe von der moralischen Ordnung zusammenreimen können oder nicht.

So wie ich mich also durch die moralischen Regeln zum Handeln bestimme, setze ich wirklich schon die Möglichkeit einer moralischen Ordnung zum voraus; ich versetze mich selbst dadurch in eine andere Reihe von Wesen, und erkenne schon die Realität moralischer Ursachen an. Ich fodere ihr Daseyn, vermöge des sittlichen Gesetzes, das ich als einen unverwerflichen Zeugen ansehe, ob ich gleich den vorgesetzten Gegenstand weder mit meinen Sinnen, noch mit meinem Verstande begreife. Es ist genug, daß diese nichts Undenkbares darin finden. Denn der wahre Grund, die Möglichkeit einer solchen Ordnung zuzulassen, liegt nicht in meinen Erkenntnissen von der Natur, sondern in dem

Bewußtseyn meiner Pflicht, oder in meiner sittlichen Vernunft, die mich zur Voraussetzung derselben auf das allerentscheidenste bestimmt.

Wenn ich aber die Möglichkeit einer moralischen Ordnung in meinem sittlichen Willen voraussetze; so meine ich damit nicht etwa die bloße Möglichkeit des Gedankens derselben; sondern ich setze voraus, daß hinreichende Ursachen da sind, eine solche Ordnung wirklich zu Stande zu bringen, daß sie also wirklich werden wird, und im Grunde schon jetzt, obgleich unsichtbar wirklich ist; indem alles dahin arbeitet, sie wirklich zu machen. Zwar bescheide ich mich gern, daß mich die Betrachtung der Natur zu einem solchen Schlusse nicht berechtiget; ich erkenne in der Natur nichts Sittliches. Aber dieses ist auch überall kein Gegenstand der Sinne; es ist gar nicht im Raume und in der Zeit anzutreffen; wie kann ich also die moralische Ordnung wahrnehmen wollen? Aber daß der ganzen Sinnenwelt ein sittliches Princip zum Grunde liege, daß also die Natur mit allen ihren Gesetzen und Wirkungen doch nur zu sittlichen Zwecken da sey, läßt sich wohl denken. Und da, um moralische Wahrheiten für wahr zu halten, gar keine Erkenntniß der Natur nöthig ist, (da die sittliche Erkenntniß ihre eigenthümliche Quelle hat;) sondern nur ein Zusammenhang mit dem moralischen Gesetze; so sieht man ein, wie das moralische Gesetz und der ernstliche Wille es zu befolgen, uns ganz allein hinreichend bestimmen könne, an die reale Möglichkeit einer sittlichen Ordnung festiglich zu glauben, sollten wir auch

gleich nicht die allergeringste Spur davon in der wirklichen Welt wahrnehmen. Eben durch das Sittengesetz versetzen wir uns über die Sinnenwelt hinaus, fühlen uns als Mitglieder eines Reichs der Sitten, das nicht sinnlich wahrgenommen werden kann, und halten dieses Reich für so gewiß, als das Sittengesetz selbst, das uns dazu bestimmt. Und so wie wir alle unsre natürlichen Kräfte, der Freiheit unterordnen, so glauben wir auch, daß die ganze Natur, diesem unsichtbaren Reiche der Moral untergeordnet und nur eine schwache Erscheinung von ihm sey, die selbst nur dazu dient, um eine Idee davon zu erwecken, und moralischen Wesen Gelegenheit zu verschaffen, sich zu würdigen Gliedern der sittlichen Welt vorzubereiten.

Sittlicher Weise können wir nichts anders erwarten, als, daß alles sich so ereignen werde, wie es sich in eine moralische Ordnung schickt. Indem wir also diese voraussetzen, glauben wir auch, daß alles, was wirklich geschiehet, in der That mit ihr übereinstimme, ob wir gleich den Zusammenhang davon selten einsehen. Denn das, was uns zu dieser Voraussetzung bestimmt, ist nicht die Einsicht dieses Zusammenhanges, sondern allein die in uns aufgeregte moralische Natur, die ein ganz anderer, von aller anschaulichen Einsicht verschiedener, aber eben so vernünftiger und hinreichender Grund des Fürwahrhaltens ist.

Ich bin also wirklich von einer sittlichen Ordnung aus moralischen Gründen fest überzeugt. Ich glaube, daß Alles in der Welt, durch ein verborgenes morali-

sches Princip bestimmt wird, daß die Naturgesetze nur deshalb mir bisweilen den moralischen Zwecken zuwider zu seyn scheinen, weil ich diese in ihrem ganzen Umfange nicht einsehen kann, weil ich im Grunde gar nicht aus der Betrachtung der Natur, einen solchen sittlichen Zusammenhang erschließen kann; die Einsicht in das moralische Reich selbst aber, mir gänzlich verschlossen ist. Die Gewißheit des moralischen Gesetzes zieht den Glauben an die wahre Würde, an den hohen Rang moralischer Wesen nach sich. Ich werde nicht erst durch die Erkenntniß, daß eine sittliche Ordnung sey, von meiner Pflicht gewiß, sondern umgekehrt: das gewisse Bewußtseyn meiner Pflicht bestimmt mich, das Moralische selbst für das Letzte in der Ordnung der Dinge zu halten, und so an eine sittliche Ordnung zu glauben, weil dieses in der Vorstellung des hohen Werthes der moralischen Gesetze selbst liegt. Folglich liegt der Grund meines Vertrauens und die Wahrheit des Pflichtgebotes nicht in der Vorstellung, daß eine sittliche Ordnung sey, sondern jenes Fürwahrhalten ist ursprünglich und der Glaube an die Realität eines Sittenreiches entspringt aus ihm, sobald ich das, was mir das Sittengesetz gebietet, näher überdenke, indem ich darin auch die Möglichkeit des Gegenstandes dieses Gesetzes, d. h. des höchsten Gutes setze, welches aber eine moralische Ordnung der Dinge voraussetzt.

Vierter Abschnitt.

Ich glaube an einen Gott.

Wenn ich glaube, daß eine moralische Ordnung wirklich sey, so glaube ich auch an das, ohne welches ich sie mir gar nicht als möglich denken kann. Denn indem ich etwas denke, denke ich auch einen hinreichenden Grund dazu. Nun ist eine allgemeine moralische Ordnung nicht denkbar, wenn man nicht ein Princip voraussetzt, welches Alles, was da ist, moralischen Gesetzen unterworfen hat. Indem ich also an eine moralische Ordnung glaube, glaube ich auch an ein oberstes sittliches Princip, d. h. an einen Gott.

Ein solches Princip ist nichts Sinnliches. Denn in der Sinnenwelt wird überall nichts Sittliches wahrgenommen. Weder der Mechanismus noch die Kunstzwecke in der organischen Natur, noch irgend ein Ding oder ein Verhältniß, das man sich in der Natur vorstellen mag, kann die Stelle eines sittlichen Princips vertreten. Dieses muß eben so gewiß, als verschieden von der Natur, die wir erkennen, gedacht werden, als die Freiheit in uns. Es gehört, wie diese, zu dem sittlichen unsichtbaren Reiche. Und so wie wir nur allein durch das Bewußtseyn des Sittengesetzes bestimmt werden, an ein solches unsichtbares Sittenreich zu glauben, so ist es auch dieses, das uns bestimmt, ein Prin-

cip anzunehmen, wodurch daſſelbe als möglich gedacht werden kann.

Sollen wir uns ein moraliſches handelndes Princip denken, ſo können wir dieſes nicht anders, als durch den Begriff der Vernunft. Denn nur vernünftige Weſen ſind ſich der moraliſchen Geſetze bewußt, und in ihnen läßt ſich eine moraliſche Handlung als möglich vorſtellen, weil die Vernunft eben das Vermögen iſt, ſich allgemeine Geſetze vorzuſtellen, und darnach zu handeln. Wir müſſen alſo das moraliſche Princip, welches wir uns, als den Grund der Möglichkeit eines Reichs der Sitten vorſtellen, als ein vernünftiges Weſen denken, das alle Dinge nach der Vorſtellung ſittlicher Geſetze wirkt und ordnet, d. h. als ein Weſen, das Verſtand und Willen hat, und durch beide Urheber der ganzen Natur iſt.

Erſter Urheber der ganzen Natur, oder Weltſchöpfer muß ein ſolches Weſen ſeyn. Denn wenn die Natur in irgend einem ihrer Theile entweder durch ſich ſelbſt, durch eine blinde Nothwendigkeit, oder durch eine fremde, nicht moraliſche Urſache, wirklich wäre; ſo würde ſie in dieſem Stücke unabhängig von dem moraliſchen Princip ſeyn, folglich wäre eine Möglichkeit da, daß ſie die moraliſchen Zwecke unausführbar, folglich die moraliſche Welt unmöglich machte. Es würde alſo ein ſolches Princip, nicht als ein hinreichender Grund einer moraliſchen Welt gedacht, welches es doch nach der Vorausſetzung ſeyn ſoll. Gott würde durch die Materie eingeſchränkt ſeyn, wenn nicht die ganze Na-

tur und das Wesen derselben von ihm abhängig wäre. Denn nur unter dieser Bedingung läßt es sich denken, daß er sie nach moralischen Zwecken, so wie sie in einer moralischen Ordnung seyn sollte, eingerichtet hat, so daß sie sich mit allen ihren Gesetzen nach dem Sittlichen fügen muß, so wenig dieses auch den äußeren Anschein haben mag. Ich muß also nach moralischen Gründen nothwendig, Gott nicht blos als einen Weltbaumeister und Welterhalter; ich muß ihn als einen Weltschöpfer denken, wenn sein Begriff zur Vorstellung der Möglichkeit einer moralischen Welt zureichen soll.

Soll Gott die moralische Welt wirklich machen können; so muß er von Seiten seiner Macht nothwendig völlig uneingeschränkt, d. h. er muß allmächtig seyn. Denn man setze, es wäre irgend ein Macht, die ihm Widerstand leisten könnte, irgend etwas, das seinem Willen und seiner Macht nicht unterworfen wäre; so stünde es nicht in seiner Gewalt, dieses der moralischen Ordnung gemäß einzurichten; es würde das Sittliche unterbrechen, es zerstören, oder wenigstens einschränken können, und es wäre also keine durchgängig moralische Welt durch einen Gott möglich, welches sich, da er eben als ein hinreichendes Princip einer durchgängigen sittlichen Ordnung gedacht ist, widerspricht. Ich glaube also, daß Gott allmächtig sey, eben so gewiß, als daß er überhaupt wirklich sey.

Indem ich Gott als die höchste moralische Ursache denke, denke ich seinen Willen als heilig, d. h.

als dem Sittengesetze vollkommen gemäß, ohne alle auch nur mögliche Abweichung; ich denke seinen Willen als das, ohne alle Schranken wirkende, Sittengesetz selbst. Sein Wille ist also vollkommen gut, in ihm ist nichts falsches, er ist der Urquell der allerreinsten Moralität. An ihn ergeht kein Sollen; er nöthiget sich nicht selbst durch die Pflicht. Aus seinem freien Wollen geht nichts, als das reine Gute hervor. Sein Wille ist ohne Schranken, heilig, und das Böse durch ihn nicht einmal denkbar. Also ist auch die Welt, die er hervorgebracht hat, gut, ein Abdruck seines Willens. Die Güte der Natur besteht aber darin, daß sie zu moralischen Zwecken tauglich ist, und einer möglichen sittlichen Ordnung nicht widerstreitet. Der gute und böse Wille der sittlichen Wesen außer ihm, ist aber nicht sein Werk. Sein Wille ist, daß freie Wesen auch frei handeln sollen, und daher eben so gut einen bösen als guten Willen haben können. Er will nur, daß sie einen guten Willen haben sollen, aber er will sie nicht zwingen, ihn zu haben. Dieses würde auch schon dem Begriffe eines freien Wesens widersprechen.

In dem Begriffe von Gott, finde ich also den Begriff des höchsten Gutes; in ihm ist es wirklich. Denn in ihm ist ein vollkommen guter Wille, und seine Wirkungen stimmen in allen Stücken mit ihm überein, weil seine Macht uneingeschränkt ist. Ein höheres Gut, als einen heiligen Willen und dessen uneingeschränkte Wirksamkeit, giebt es nicht. Seine Wirkung ist die moralische Welt, d. h. die Natur, als ein Mittel, ein-

geschränkten moralischen Wesen ihre Wirksamkeit möglich zu machen, und ihnen einen Platz anzuweisen, worin sie ihre freie Thätigkeit äußern können. Die Materie ist durch ihm geschaffen, d. h. ursprünglich hervorgebracht, aus Nichts gemacht; die Gesetze der Natur sind seine Einrichtung. Die Sonnensysteme bis auf die kleinsten Stäubchen herab, sind durch ihn; damit alles zu sittlichen Zwecken gebraucht werden möge. Sein Zweck kann kein anderer seyn, als das höchste Gut auch außer sich hervorzubringen, so weit es möglich ist. Das höchste Gut außer Gott, ist aber eine moralische Welt. Zu dieser gehört aber nicht blos Natur, sondern es gehören auch eingeschränkte moralische Wesen dazu, die sich in ihr thätig beweisen. Soll daher das höchste Gut außer Gott zu Stande kommen; so gehört nicht nur dazu, daß die ganze Natur nach einer Idee eingerichtet ist, in welcher die Natur Mittel, und die vernünftigen Wesen die letzten Zwecke sind; es gehört auch dazu, daß die eingeschränkten moralischen Wesen selbst einen guten Gebrauch von der Natur machen, daß sie sich durch Freiheit einen guten Willen erwerben, und nach ihm nicht blos streben, sondern ihn wirklich erreicht haben. Es gehört dazu, daß alle endliche moralische Wesen nur das Gute, aus Freiheit wollen, daß also der gute Wille das allgemeine Gesetz sey, wornach alle moralische Wesen ohne Ausnahme handeln. Eine Welt, in welcher alle freie Wesen ohne Ausnahme durch das Sittengesetz bestimmt werden, und welche so eingerichtet ist, daß sie in allen Stücken

mit dem moralischen Wollen übereinstimmt, ist das, wornach ein jeder guter Mensch streben, und die ein jeder, so viel an ihm ist, wirklich machen soll, welches dadurch geschieht, daß er wirklich gut handelt.

Eine solche Welt ist aber nicht allein und ausschließend die Wirkung Gottes. Von ihm rührt nur die Natur her, deren Schöpfer er ist, aber nicht der gute Wille in endlichen moralischen Wesen. Denn diese mußte er frei erschaffen, und die Hervorbringung des guten Willens muß daher in einer sittlichen Ordnung lediglich und allein von ihnen abhängen.

So haben wir denn zwar ein höchstes Gut wirklich in Gott, aber das höchste, vollendete Gut außer Gott, eine moralische Welt, die aus lauter guten Wesen besteht, haben wir nicht wirklich. Die Vorstellung davon ist eine bloße Idee, deren Gegenstande ein jeder Mensch aus allen Kräften nachstreben, und ihn, so viel er vermag, verwirklichen soll. Er macht ihn aber, so viel er kann, wirklich, wenn er den guten Willen in sich hervorbringt; das einzige, was vollkommen und allein in seiner Gewalt ist. Denn was das übrige anlangt, nämlich die Uebereinstimmung der Natur mit seiner sittlichen Bestimmung; so kann er diese von dem uneingeschränkten moralischen Urheber derselben, mit der größten Gewißheit erwarten, da er weiß, daß dieser keine andern, als moralische Zwecke bei Hervorbringung der Welt gehabt hat. Daß er aber seinen Willen gut machen solle, kann er nicht von ihm erwarten. Denn daß ein anderer

einen freien Willen gut mache, ist ein Gedanke, der sich selbst vernichtet.

Daß also der Wille aller moralischen Wesen vollkommen gut werde, das ist das einzige, was zur Realität des höchsten Gutes außer Gott noch fehlt. Dieses nun an seinem Theile wirklich zu machen, damit es wenigstens nicht an ihm fehle, wenigstens er der Wirklichwerdung des höchsten Gutes keine Hindernisse in den Weg lege, ist eines jeden Menschen unnachlaßliche Pflicht. Wenn die andern dieses nicht thun; so kann ihm dieses doch nicht zugerechnet werden, und er hat das höchste Gut wenigstens in sich erreicht, wenn er einen vollkommen guten Willen hat. Wenn nun gleich die Welt keine vollkommen gute Welt ist, indem auch moralischböse Wesen in ihr möglich und wirklich sind; so ist sie doch eine sittliche Welt. Das heißt, es werden im Grunde doch alle natürlichen Begebenheiten und Schicksale durch moralische Zwecke bestimmt und regiert. Denn einen moralischen Gott muß ich nothwendig denken:

I. Als ein Wesen, dessen heiliger Wille Gesetz für die ganze Natur eben so wohl als für alle freie Wesen ist. Die Natur erschaft er so, wie sie zu moralischen Zwecken tauglich ist. So wie sie ist, so soll sie seyn. Es ist nichts ihr selbst überlassen. Sie ist alles, was sie ist, durch Gott. Den freien Wesen giebt er zwar nicht solche Gesetze, die sie, wie die Natur die ihrigen, befolgen müßten; aber da sein Wille stäts und unbedingt moralisch gut ist, und das Gute ihr eignes höchstes Gesetz ausmacht; so müssen sie sich seinen Willen

auch nothwendig zum Gesetze machen. Sie sollen also das thun, was er will. Er will es auch, daß sie es sollen. Denn er kann nicht anders, als wollen, daß das Gute geschehe. Folglich muß es sein Wille seyn, daß jedermann seine Pflicht thue. Gott ist also der Gesetzgeber für alle moralische Wesen. Er giebt ihnen eben die Gesetze, welche jedes moralische Wesen auch aus sich selbst für die seinigen erkennt, die sich jedes vernünftige Wesen selbst auflegt. Denn die moralischen Gesetze findet jedes freie Wesen in sich, jedes erkennt sich dadurch verpflichtet. Eben diese Gesetze muß es aber auch für die göttlichen erkennen.

Daß aber Gott als der alleinige und eigentliche Gesetzgeber gedacht werden muß, ohnerachtet er den moralischen Wesen keine andern giebt, als die ein jedes sich auch selbst auflegt, kommt daher, weil er der einzige ist, aus dessen Willen das Sittengesetz rein hervorgeht, und der zugleich seinen Gesetzen einen unwiderstehlichen Nachdruck geben kann. Denn ob es gleich nicht sein Wille ist, mit Gewalt zu bewirken, daß jeder seinen Willen befolge; so kann doch auch Niemand, der seinem Willen entgegen handelt, erwarten, daß ihn die Natur, die ein Werk Gottes ist, seines unmoralischen Wollens wegen, begünstigen werde. Denn diese soll ja zu moralischen Zwecken dienen. Unmöglich kann er also aus sittlichen Gründen glauben, daß sie ihn in seiner Unsittlichkeit unterstützen werde. Vielmehr muß man in dem Begriffe einer sittlichen Ordnung voraussetzen, daß alle Güter der Welt, nach einem sittlichen

Maaßstabe vertheilt werden, und also kann man auch keine andere Austheilung von Gott erwarten. Wir müssen daher

H. Gott auch als den unbeschränkten Weltregierer und Welterhalter denken. Er regiert und erhält die Welt nach moralischen Gesetzen, d. h. er lenkt alle Ereignisse und Begebenheiten in derselben zu moralischen Zwecken, und erhält sie, als den einzigen Schauplatz, der eingeschränkten moralischen Wesen Thätigkeit verschaffen und zur Aeußerung ihres freien Willens Gelegenheit geben kann. Wir können also von ihm alles erwarten, was mit unsern moralischen Foderungen übereinstimmt. Denn diese wird er gewiß erfüllen. Dennoch aber müssen wir seine Erhaltung und seine Regierung für lauter Güte halten. Denn woher könnte ein Recht für uns entspringen, unser Daseyn, unsre Kräfte und unser Glück von ihm zu fodern? Nur aus seinem heiligen Willen schließen wir, daß Alles so erfolgen werde, wie wir es moralischer Weise erwarten können. Nur auf ihn gründen wir unsre Hoffnung, daß alle Ereignisse der Welt, wenn sie auch unsern natürlichen Wünschen und Begehren, noch so sehr entgegen sind, dennoch auf einen moralischen Zweck hinwirken, ob wir gleich die Art, wie dieses möglich sey oder geschehe, nicht begreifen. Wenn wir sehen, daß eine Reihe angenehmer Empfindungen, und alle Güter, die man in dem Namen der irdischen Glückseligkeit zusammenfaßt, sich mit dem Laster verknüpften; so können wir so wenig glauben, daß dieses um des Lasters willen ge-

schehe, als wir glauben können, daß das Unglück, welches den Tugendhaften trift, ihm um seiner Tugend willen widerfahre. Wir müssen bei dieser scheinbaren moralischen Unordnung vielmehr voraussetzen, daß jene angenehmen oder unangenehmen Empfindungen zunächst nur auf einen natürlichen Zweck gehen, der aber wieder mit dem Moralischen als Mittel zusammenhängt. Ein Tugendhafter kann von der gütigen Weltregierung eines heiligen Gottes, nichts anders erwarten, als einen mit seiner innern moralischen Gesinnung übereinstimmenden Zustand, der, inwiefern er von einem moralischen Gemüthe für wünschenswerth erkannt wird, moralische Glückseligkeit heißen muß. Ein Lasterhafter kann von einem heiligen Gotte, sich ebenfalls nichts anders versprechen, als einen mit seiner bösen Gesinnung übereinstimmenden äußeren und innern Zustand. Ein solcher kann aber von einem moralischen Wesen unmöglich für wünschenswürdig erkannt werden, vielmehr muß ihn jeder moralischgesinnte verabscheuen, und er muß deshalb das Gegentheil sittlicher Glückseligkeit, er muß ein unglücklicher Zustand seyn. In einer moralischen Ordnung kann also nur der Tugendhafte des Glücks würdig erkannt werden, der Lasterhafte ist desselben unwerth, er verdient Weh und Unglück. Sind diese Begriffe von Gott richtig; so muß er auch

III. als ein gerechter Richter gedacht werden. Denn sein heiliger Wille will die moralische Welt, so weit es möglich ist, realisiren. Nun kann er zwar den Willen anderer nicht gut machen, aber doch die

Güter

Güter in der Welt nach moralischen Grundsätzen vertheilen, und jedem vergelten, was seine Thaten werth sind. Wenn daher die Glückseligkeit ein Gut ist, das die Menschen von der allgütigen Vorsehung erwarten müssen; so können sie es doch von ihr unter keinen andern Umständen erwarten, als inwiefern sie sich durch ihre moralische Gesinnung derselben würdig gemacht haben, und wenn ein jeder so handelt, daß er sich in einem sittlichen Reiche, der Glückseligkeit oder seines von ihm gewünschten Gutes würdig macht; so handelt er gut. Dagegen können sich die Bösen in einer sittlichen Ordnung kein Heil versprechen, sondern müssen in derselben, wenn sie auf die Beschaffenheit ihrer Gesinnung sehen, Uebel erwarten; das Glück aber, das sie trift, können sie blos als zufällig und vorübergehend ansehen, das ihnen nicht um ihrer Thaten, sondern um anderer Zwecke willen, wiederfahren ist. Zu dieser Ausübung des göttlichen Richteramtes gehört Allwissenheit, welche die innersten Gründe der Handlungen und den Antheil der Freiheit auf das allergenaueste kennt, um das Schicksal eines jeden, seinem Verdienste oder seiner Schuld gemäß, einrichten zu können.

Mein moralisches Bewußtseyn ist es also, das den wahren reinen Begriff Gottes in mir erzeugt, und in dessen Vertrauen ich das für wirklich halte, was dieser Begriff enthält. Das Sittengesetz setzt, wenn ich es als übereinstimmend mit der Vernunft erkennen soll, voraus, daß die sittlichen Wesen auch wirklich das Ab-

olute und die letzten Zwecke sind. Dieses ist unmöglich, wenn nicht die Natur den sittlichen Wesen untergeordnet und selbst nach moralischen Gesetzen eingerichtet ist. Die Welt ist moralischen Gesetzen unterworfen, heißt aber eben so viel, als: ein sittliches Urwesen hat sie hervorgebracht, und hat alle Theile und Ereignisse in derselben, sittlichen Gesetzen gemäß geordnet. Ein solches Princip heißt aber Gott. Folglich muß derjenige, der an die Verbindlichkeit des Sittengesetzes glaubt, und mit sich selbst übereinstimmend denken will, Gott als wirklich zum voraus setzen, d. h. er glaubt an dessen Daseyn.

Fünfter Abschnitt.

Ich glaube an die Unsterblichkeit des menschlichen Geistes.

Ist eine sittliche Ordnung da; so ist auch mein Geist oder mein moralisches Wesen unsterblich. Denn in einer solchen Ordnung bin ich etwas absolutes, und mein Zweck, nämlich, moralisch vollkommen zu werden, hört niemals auf. Die Natur ist mit um meinetwillen da. Denn sie ist Mittel zu moralischen Zwecken. Ich darf also nicht fürchten, daß sie meinen Geist zerstören oder vernichten werde. Mein moralisches Wesen ist etwas übersinnliches, folglich unabhängig von den Veränderungen in der Zeit, und was diesen unterworfen ist, gehört nicht zu meinem moralischen Seyn. Meinen Körper können die Pfeile des Todes wohl treffen; die Natur kann machen, daß ich auf der Erde meine Wirksamkeit verliere, daß ich keine Veränderungen mehr in ihr hervorbringen kann, daß ich nicht mehr als ein Theil der Sinnenwelt erscheine. Aber der Staub, der hier meinen Geist umgiebt, die Knochen, die er gebraucht, die Nerven, durch welche er an diese Erde gekettet wird, sind nicht mein Ich. Ich erkenne euch nur für Instrumente, welche mir die wohlthätige Natur eine Zeitlang verlieh, um meine Erhabenheit auf der Erde zu zeigen. Sind sie abgenutzt, oder findet die Natur für gut, sie zu zerstören, um die Materie vielleicht zu andern Zwecken zu gebrauchen; so erwar-

te ich von ihr andere, die wohl noch besser zu meinen Zwecken sind, als die bisherigen. Denn in einer moralischen Ordnung kann das Feuer, das Wasser, die Luft, oder wie die todten Elemente sonst heißen, unmöglich Herr über ein moralisches Wesen seyn. Sokrates ist in einer solchen Ordnung mehr als der Giftbecher, der ihn tödtete; die Fieber sind nicht so viel, als die Menschen, welche sie umbringen. In der Natur können sie zwar eine größere Macht haben, aber keinen größeren Werth in der Idee des Herrn der Natur; habe ich aber einen größeren Werth in der Idee des Allmächtigen Schöpfers und Regierers der Welt; warum sollte ich denn fürchten, daß ich ihr möchte aufgeopfert werden? Ist er nicht weise und gütig zugleich? Und fehlt es ihm etwa an Macht, das zu thun, was er will? Nein, gewiß! er kann die moralischen Wesen erhalten, wenn er will, und daß er wolle, daran können wir nicht zweifeln, weil sein Wille heilig ist, und die sittliche Ordnung zum Gegenstande hat. Nur ein absolut böses Wesen könnte sich von ihm, ewigen Tod versprechen. Denn in einem solchen würde gar keine Möglichkeit seyn, daß es sich dem höchsten Gute näherte. Und wir können daher nicht begreifen, wozu in einer sittlichen Ordnung das Daseyn eines Wesens dienen sollte, dessen Wille ihr in alle Ewigkeit widerstrebt. In wiefern daher das Daseyn eines solchen Wesens von der Natur abhängt, ist kein Widerspruch in einer sittlichen Ordnung, wenn ihm diese ihren Beistand zu seiner Existenz versagte. Denn möglich muß

doch wenigstens der gute Wille eines Wesens seyn, das in einem moralischen Reiche eine Stelle verdienen soll.

Also wächst auch meine Hoffnung zur Unsterblichkeit mit der Vergrößerung der Güte meines Willens. Je besser ich werde, desto sicherer kann ich meiner künftigen Fortdauer seyn. Denn als ein freies Wesen bin ich zur moralischen Thätigkeit zur Hervorbringung des guten Willens in mir bestimmt. Diese Bestimmung kann aber in keiner Zeit vollendet werden. Es ist eine Bestimmung für die Ewigkeit. Je mehr ich diesen meinen Zweck erfülle, desto mehr kann ich in einer sittlichen Ordnung Gelegenheit und Beistand erwarten; je mehr ich davon abweiche, desto mehr muß meine Furcht zunehmen, daß mir ihr Beistand zu meiner ferneren unsittlichen Wirksamkeit versagt werden wird; je besser ich bin, desto mehr Güter; je schlimmer, desto mehr Uebel habe ich von ihr zu erwarten. Je moralisch vollkommner ich also werde, desto fester wird mein Glaube an meine Unsterblichkeit vernünftiger Weise seyn; je verderbter mein Wille ist, desto schlechter werden vernünftiger Weise meine Aussichten für die Zukunft, desto mehr nähere ich mich der Furcht einer gänzlichen Vernichtung in einer moralischen Welt. Denn immer habe ich meine Fortdauer nur als das Geschenk einer gütigen Vorsehung anzusehen. Was kann ich aber noch für Wohlthaten von einem Wesen erwarten, wenn ich mit bösen Willen, seinen Gesetzen entgegen arbeite? Kann ich mich über Uebel beklagen, die mich dann treffen? Muß ich nicht selbst erkennen, daß ich nichts besseres verdient habe?

In dem menschlichen Geiste verlöscht die Achtung gegen die Pflicht nie ganz; sein Wille ist nicht an sich böse; er will nicht das Böse, weil es böse ist; sondern er läßt sich nur durch das Angenehme, das ihm anhängt, dazu verleiten. In ihm ist also die Möglichkeit nicht verloren, daß er zu seiner Pflicht zurückkehre, wenn er auch abgewichen ist. Also gilt die Hoffnung der Unsterblichkeit für alle Menschen, obgleich die Furcht vor Uebeln in demjenigen bleibt, der sich in diesem Leben durch sein unmoralisches Betragen derselben würdig gemacht hat.

Ich bin also sicher vor deinen Stürmen Natur! Der Tumult deiner Kräfte schreckt mich nicht. Du kannst mich zwar in dem Strudel der Zeit mit fortreißen, so weit ich selbst ein Theil von dir und von deinen Gesetzen abhängig bin. Aber mein moralisches Ich ist über alle Zeitveränderungen erhaben. Ich bin ewig, und mein Wirken ist ein höherer Zweck in dem Sinne dessen, der dich erschuf, als dein blinder Lauf. Bist du zu meinem ferneren Seyn und Wirken nothwendig; so wirst du dich nach mir fügen müssen, und dein scheinbares Sträuben gegen mein Daseyn wird dir nichts helfen! — Ob ich dich gleich nicht anschaue, und erkenne, du edleres, geistiges Wesen in mir, das mein Bewußtseyn mit einer solchen Erhabenheit erfüllt! Ob ich gleich nicht weiß, ob du einfach oder zusammengesetzt, groß oder klein seyst, was du für eine Gestalt und Beschaffenheit habest; ob ich gleich weiß, daß, wer dich nach diesen Begriffen suchen würde, in sinnlose Behauptungen verfallen, und sich selbst unverständlich werden

müßte; so kenne ich doch dieses unerforschliche Ich, das sich meinen Blicken nur um so mehr entzieht, je mehr ich es suche. Dieses geheimnisvolle und räthselhafte Ich kenne ich doch durch Ein Merkmal gewiß. Ich weiß nämlich, daß es Pflichten hat, ich weiß, daß es ein moralisches Wesen ist, und hierdurch weiß ich auch, und weiß es ganz allein hierdurch, daß es ewig und unsterblich ist.

Ob die Natur auch nach dem Tode noch in meinen Diensten stehen, in welche Formen und Gestalten sich mein Geist, ihren Gesetzen gemäß schmiegen wird, wie weit mich die Bedürfnisse dieser Erde begleiten oder verlassen werden; ob ich einen neuen Körper erhalten, und ob dieser abermals so vergänglich seyn werde, als mein jetziger, ob dieses ins unendliche abwechseln, und jeder den Samen zu einer feineren Organisation für mich enthalte, ob ich durch mehrere Erden und Sonnen wandeln soll, oder ob mir ein ganz neues Reich zu meiner Wirksamkeit angewiesen werden wird. Von dem allen weiß ich nichts, von dem allen kann ich nichts errathen. Blindlings überlasse ich mich deiner Güte, du Heiliger, Allmächtiger und Weisester Vater der Menschen! Mit unerschüttertem Muthe werfe ich mich in das grausenvolle Meer der Nacht, wenn du es verlangst, lasse die Sinne verschwinden, gebe dem Gebrauche meines Verstandes und selbst meiner edlen Vernunft Abschied, sicher, daß du mich wieder in das Reich des Lichts zurückbringest, und mir alles in reichlichem Maße ersetzest, was mir in diesem Kampfe mit der blinden, aber doch von dir regierten Natur verloren gieng!

Sechster Abschnitt.

Religion.

Wer alle Pflichten, die ihm seine moralische Vernunft auflegt, zugleich für göttliche Befehle hält, und glaubt, daß durch Gott eine sittliche Ordnung wirklich sey, der hat Religion. Denn ist Gott ein moralisches Wesen: so können seine Gesetze keine andern als sittliche Gesetze seyn. Und da seinem Willen kein Hinderniß im Wege steht; so muß das seyn, was er will. Durch ihn kann also nichts anders wirklich seyn, als was mit der moralischen Natur übereinstimmt. Mit der größten Gewißheit erwartet daher der Mann von Religion, alles, was durch eine höchste sittliche Ursache als nothwendig gedacht werden muß, und setzt nichts voraus und fürchtet nichts, was einer moralischen Ordnung der Dinge zuwider ist. Die wahre Religion in dem Herzen der Menschen ist also nichts anders, als der Glaube an ein Reich Gottes. Je fester und je stärker dieser Glaube in uns ist, desto fester und stärker ist unsre Religion. Ein solcher Glaube ist aber in unsrer sittlichen Natur gegründet, und gehet mit der Entwickelung derselben von selbst hervor. Nicht scharfsinnige Zergliederungen der Begriffe, nicht gelehrte Beweise können ihn wecken, ernähren und befestigen. Die gütige Natur hat ein so wohlthätiges Ge-

schenk, als die Religion ist, nicht von vorzüglichen Talenten oder von tiefen, künstlich erworbenen Erkenntnissen abhängig gemacht. Sie senkte den Samen derselben mit den Befruchtungsmitteln zugleich, in die Brust eines jeden Menschen, und traf selbst Anstalten in großer Menge, um ihn zu befeuchten und zum baldigen Keimen zu wecken. Kaum ist der Mensch erwacht; so fühlt er auch in sich die Stimme der Pflicht, setzt durch sie in das Sittliche den höchsten Werth, und fühlt sich verbunden, an dem höchsten Gute zu arbeiten. In dieser Erkenntniß setzt er aber auch die Möglichkeit des Gegenstandes, wornach er strebt, zum Voraus, urtheilt also in seiner sittlichen Stimmung, daß Alles in der Welt moralischen Gesetzen unterworfen sey, und daß auch das Schicksal der Menschen darnach entschieden werde, ob er dieses gleich nicht siehet; er fodert es nur, vermöge seines moralischen Bewußtseyns und glaubt es in demselben. So gelangt er zum Glauben an Gott und Unsterblichkeit, welche beide in dem Begriffe einer moralischen Ordnung enthalten sind, oder welche beide von der Vernunft dadurch vorausgesetzt werden, daß sie dem Sittengesetze, welches die moralischen Wesen als das Höchste und Absolute zu achten gebietet, Wahrheit zugesteht.

So wie nun in dem Kindesalter der Menschheit das moralische Bewußtseyn noch unvollkommen, durch Begierden und Leidenschaften erstickt und verdorben ist; so sind auch die moralischen Begriffe mangelhaft, dunkel, und durch eine Menge sinnlicher Merkmale ver-

fälscht, und da von der moralischen Entwickelung des menschlichen Geschlechts größtentheils die Ausbildung und Erhellung der religiösen Begriffe und Erkenntnisse abhängt; so ist es begreiflich, wie auch die Religion unter so mancherlei Misgestalten erscheint. So wie aber die sittlichen Begriffe oft reiner und richtiger im Herzen der Menschen wirken, als sie ihr Verstand zu denken und mitzutheilen vermag; so gehet es auch mit der Religion, und es trift sich nicht selten, daß der Mensch eine weit wahrere und richtigere Religion im Herzen hat, als die deutliche Erkenntniß ist, die er davon besitzt.

Die Religion des Herzens lernst du aus der sittlichen Handlungsweise eines Menschen erkennen. Kömmt dir ein Mann vor, der so handelt, daß man siehet, er schätze Recht und Gerechtigkeit über alles, der die Menschheit ehrt, und eher das Aergste über sich ergehen läßt, als sich einen Betrug, eine Arglist oder sonst etwas erlaubt, was die Pflicht verbietet, der nie weder für sich noch für andere, auch bei dem Reitze der größten Vortheile, ein Werkzeug der Ungerechtigkeit ist, der alles gern hingiebt, wenn es darauf ankömmt, etwas zu thun, was die Menschheit in ihrer moralischen Vollkommenheit weiter bringen und seinen guten Charakter erhöhen kann; der immer so zu Werke geht, daß, wenn ein allsehender und gerechter Richter da wäre, er von demselben nichts zu befürchten hätte; der eben so viel Schmerz über einen unsittlichen Gedanken empfindet, welcher in dem Innersten seines Gemüths bleibt, als wenn ihn jedermann in ihm

sähe. Wenn du einen solchen Mann findest: so denke nur sicher, er habe Religion. Dabei könnte es dennoch um die Religion des Kopfes eines solchen gutgesinnten Menschen sehr übel stehen, ich meine um die Erkenntniß, die er selbst von dem Zustande seines Herzens hat. Vielleicht weiß er auf deine Frage, was er eigentlich glaube und worauf sich sein Glaube stütze, wenig oder nichts zu antworten. Vielleicht sind seine Aussagen dunkel oder verworren. Vielleicht theilt er dir Phantasien mit, die nichts mit der Religion seines Herzens zu thun haben, und die er doch fälschlich für Gründe derselben hält. Vielleicht läugnet er sich gar durch Vernünfteleien seinen eignen Glauben im Kopfe ab, den er doch im Herzen behält. Aber, mein Freund, kehre dich an die Worte eines solchen nicht. Sein Verstand geht nur irre, und nicht sein Herz. Er hat den wahren Glauben, unerachtet er es nicht weiß. Der Blick des Menschen irret leichter, wenn er in sich selbst etwas lesen soll, als wenn ihm Gegenstände von außen vorgehalten werden. Aber so wie das Wasser seine Kraft behält, wenn auch der Baumeister, der es zu einem Mühlwerke berechnet, eine falsche Vorstellung davon hat, und so wie dieses die Rechnung des Künstlers durch seine Wirkungen beschämt; so bleibt auch die Religion im Herzen dieselbe, der Kopf mag sie erkennen oder nicht, und macht die falschen Klügeleien des vernünftelnden Verstandes zu Schande.

Diese wahre ächte Religion des Herzens wollen wir kennen und durch deutliche Begriffe denken lernen,

damit der Verstand mit ihr in Harmonie komme. Die Religion muß mit der Religionserkenntniß nie verwechselt werden. Viele haben die wahre, ächte Religion und kennen sie nicht. Viele haben gar keine Religion und kennen sie nur. Die Religion ist eine moralische Gemüthsstimmung, in der man die moralischen Gesetze, als die einzigen wahren, die für das Handeln gelten, voraussetzt, in der man alle Dinge den moralischen Wesen unterordnet, und an ein Wesen glaubt, das ein hinreichender Grund einer solchen Ordnung ist; sie ist daher eine Quelle edler und großer Thaten, erzeugt durch den moralischen Geist des Menschen selbst. Denn indem dieser die Nothwendigkeit der Pflicht vernimmt, und mit Ernst auf die Ausübung dessen bedacht ist, was sie gebietet, setzt er auch voraus, daß das Ziel, welches ihm als das einzige vorgehalten wird, nach dem er streben soll, keine Chimäre sey, und nimmt also das an, was er zur Möglichkeit desselben denken muß, d. i. eine moralische Welturſache oder einen Gott, dessen Idee im Stande ist, allen Triebfedern zu widerstehen, welche in ihm aus den Einwürfen und Zweifeln gegen die Möglichkeit des Gutes, das er als das Höchste annehmen soll, entspringen, und die durch das Blendwerk seiner sinnlichen Begierden einen Schein von Wahrheit erhalten könnten. Die ganze Religion hat daher nur als ein, sinnlichen Triebfedern entgegen wirkender Gemüthszustand, also in sittlicher Rücksicht einen Werth. Wer sich einbilden wollte, in ihr wäre eine Quelle von Belehrungen über die Natur des Uebersinnlichen enthalten, wer von ihr Aufschlüsse des

Geisterreichs oder der göttlichen Natur erwartet, wer durch sie gelehrter zu werden hoft, und von ihr Erweiterung seiner Erkenntnisse über die Gegenstände erwartet, wovon sie die Ideen herbeiführt, der irrt sich, der verkennt ganz und gar den wahren Geist und das Wesen der Religion. Sie ist ein Bedürfniß des Herzens; der Verstand hat sie zu seinen Zwecken nicht nöthig. Der Glaube an eine moralische Welt, an Gott und an Unsterblichkeit, welcher aus der sittlichen Gemüthsstimmung des Menschen von selbst hervorgeht; das ist die Religion, die einzige wahre Religion, die es giebt, und der Grund ihrer Wahrheit und unsrer Gewißheit ist nicht, wie bei der Erkenntniß der Natur, die Anschauung der Dinge, oder die auf anschauliche Erkenntniß der Gegenstände gebaueten Schlüsse; sondern das moralische Gesetz in uns, und der ernstliche Wille, ihm zu folgen. Wollt ihr also Religion in euch, oder andern hervorbringen oder befördern; so erweckt das Bewußtseyn der Pflicht, und macht, daß es wirksam werde. Der gute Mensch ist auch der religiöse Mensch, wo nicht immer im Wissen, doch allemal im Handeln. Denn er verfährt immer so, als ob eine moralische Ordnung, ein Gott und eine Unsterblichkeit wäre. Sicher muß er es also auch in seiner moralischen Stimmung voraussetzen, was auch sein klügelnder Verstand, der die Quellen dieser Voraussetzungen sucht, und sie nicht findet, dagegen einwenden mag.

Religion ist praktische Erkenntniß, ein Inbegriff von Ideen, erzeugt in und durch die sittliche

Vernunft, die uns nicht über Dinge belehren, uns keine Einsicht in das Wesen ihrer Gegenstände verschaffen, sondern nur bewirken sollen, daß wir die Gesetze der Freiheit zur beständigen Triebfeder unsers Handelns machen können, ohne dadurch mit uns selbst in Widerspruch zu gerathen, indem sie uns die reelle Möglichkeit des Gegenstandes denken lassen, den die sittlichen Gesetze uns als das höchste, begehrungswürdigste Gut anweisen.

Diese praktische Erkenntniß, Religion genannt, liegt gänzlich außer der Sphäre des die Dinge erkennenden Verstandes, und ist von dem, was man Spekulation nennt, unerreichbar. Diese richtet in der Religion nur Verwirrung an, vermischt die Begriffe und entstellt die religiösen Sätze, so daß dasjenige, was im Herzen gewiß ist, vor dem Auge des Verstandes als ungewiß und wohl gar als falsch erscheint, wenn man es durch das Fernrohr der Spekulation betrachtet. Wir müssen also das Heiligthum der Religion gegen die spekulativen Beurtheiler zu sichern suchen. Dieses darf aber nicht dadurch geschehen, daß wir ihnen den Zutritt verwehren, sondern daß wir ihnen ihr eignes Blendwerk aufdecken, damit sie den Schein kennen lernen, der sie umgiebt, und der ihre ganze Ansicht der sittlichen Natur verdirbt; damit sie sich durch bessere Einsicht belehrt, entschließen müssen, Urtheile aufzugeben, die auf so nichtigen Gründen beruhen. Aber lasset uns jetzt noch diese Untersuchung der Irrwege des menschlichen Geistes aussetzen. Wir wollen die Sprache unseres Herzens erst ganz verstehen lernen, unsrer mo-

räliſchen Stimmung folgen, was auch Vernünftler dagegen einwenden mögen. Es hat Leute gegeben, die auf ein Haar zu demonſtriren wußten, daß, Luſt genießen, Tugend, und Schmerzen leiden, Laſter ſey. Denkſt du aber, daß je ein Menſch von Verſtande daran geglaubt hat? Wenn Hippias die Tugend des Agathon verſpottet; ſo zwingt er das ironiſche Lächeln blos ſeinem Munde ab; gelangt ſein Herz zur Ruhe; ſo findet er eine ganz andere Stimmung in ſich. Der Sophiſt wird durch ſich ſelbſt gezwungen, die Hoheit der Grundſätze ſeines jungen Freundes zu bewundern, und ſich zu verdammen, daß er nicht ſo iſt, wie ſein junger Held ſeyn will. Nur das Bekenntniß trotzt er ſich ab, daß eine ſolche Tugend nicht möglich ſey, vor welcher er mitten unter ſeinen Angriffen auf ſie, die Knie beugen muß. Sage nicht: dies ſind Vorurtheile der Kindheit, die nur beim Schlummer der Vernunft erwachen. Iſt die Achtung gegen die Tugend ein Irrthum; ſo iſt es die Menſchheit ſelbſt in ihren urſprünglichen Anlagen. Aber dieſe ſind unerſchüttert, und bleiben in ihrer ewigen Wahrheit, du magſt ſie erkennen oder nicht.

So gewiß wie die Tugend, wohnt auch die wahre Religion in dem Herzen der Menſchen. Eine ſchöne Göttin! Ihr Antlitz verräth innere Würde; kein Heiligen-Schein umgiebt ihr Haupt. Ein kleines, aber reines und helles Licht hält ſie in ihrer Hand, die Mitgift ihrer Mutter, der Tugend. Kein glänzendes Ceremoniel ſagt dir, wer ſie ſey, kein Hofſtaat umringt ſie, kein Kloſter, keine Prieſterſchaft, kein Fürſten-

thron ist zu ihrem Schutze errichtet. Ihr einziger Tempel ist das Herz guter Menschen; sie wird gelehrt durch Vernunft und Tugend. Du erkennst sie an dem heiteren, zufriedenen Blicke, mit dem sie in die Welt hineinsieht, an der Festigkeit, mit der sie der Zukunft trauet, an dem Muthe, mit welchem sie auch das Gefährlichste unternimmt, was ihr die Pflicht befiehlt, und an der Ruhe, mit der sie der empörten Natur zusieht, die Stürme des Schicksals, und die wüthendsten Anfälle des Lasters aufnimmt. An ihr siehst du kein verdrehetes Auge, das abwärts gekehrt von der schönen Natur, nach übersinnlichen Erfahrungen herumschwärmt; keine Verachtung des handelnden Lebens, kein thatenloses Sehnen nach den Gefilden einer besseren Welt. Mit froher Zufriedenheit arbeitet sie mit aller Macht an dem höchsten Gute auf der Erde, und erwartet das, was sie nicht vermag, mit der größten Gewißheit von der allwaltenden Güte. Sieh, wie sie jenen frommen Mann gegen die Uebel, die er vor sich siehet, mit Muthe erfüllt, und ihn in der Tugend befestiget! Dort winkt ihm das Laster, die reitzende Wollust zur Seite, und bietet ihm Gold, Ordensbänder und Sterne, die es im Ueberflusse vor sich hat; der Weg zu ihm, ist blumicht und mit lockenden Genüssen besetzt. Hier sitzt die Tugend, in stiller Erhabenheit, aber entblößt von allem irdischen Glanze. Entschlossene Bösewichter halten mit gezückten Dolchen den Weg zu ihr besetzt, und lauren, den zu verderben, der sich ihr nähern will, und selbst das tückische Schicksal hält einen großen Köcher,

mit

mit allerlei Waffen für sie bereit, und erregt Blitze und Stürme auf dem Wege der Tugend. Aber siehe! der wackere Mann bedenkt sich nicht, welchen Weg er nehmen soll. Der liebreiche Blick der erhabenen Göttin hat ihn mit Stärke erfüllt. Mit tiefer Verachtung wendet er sich von den Lockspeisen des Lasters, und hohen Muthes geht er, in ihrer Gesellschaft, den drohenden Gefahren entgegen. Nun treffen ihn Blitze, die Stürme fahren auf ihn los; die Mörder fallen ihn an, mit unerbittlicher Wuth; — er kämpft wie ein Löwe; die Religion verläßt ihn nicht. Jetzt sinkt er in tiefe Nacht. Ach! Ist der Edle verloren? Nein, sehet dort tritt er in einer neuen Gestalt hervor. Jeder Blitz, der ihn traf, hat ihn erhabner gemacht; jeder Dolchstich, den er empfieng, hat ihn verschönert. Selbst die Bösewichter erstarren vor dem Göttlichen, das aus seiner Gestalt blickt. Sein Schicksal erheitert sich. In den Armen der Tugend und der Religion rüstet sich der Held zu noch größeren Thaten.

So erscheint dir die wahre Religion. Rund um sie her siehst du Tempel in großer Menge errichtet, wenige in ihrer Nähe, mehrere in größerer Ferne. In allen sitzen Frauen, Kirchen genannt, in den verschiedensten Formen und Gestalten, und haben Haufen von Menschen um sich versammelt, sie die wahre Religion kennen zu lehren. Einige Kirchen in den kleineren, kaum sichtbaren Tempeln, die ihr nahe stehen, siehst du, als bescheidene, fromme Frauen, ihre Bestimmung erfüllen. Sie lenken die Augen der Versammlung nach der wah-

ren Religion hin, und lassen den Weg nach ihr offen, und das Auge ihrer Schüler frei. Die entfernteren geben sich schon ein größeres Ansehen. Sie haben Brillen und Ferngläser von allerlei Farben und Formen, ihre eigne Erfindung. Diese theilen sie unter das Volk aus, die Religion desto bequemer und besser zu beschauen, und siehe! die Kurzsichtigen freuen sich über die bunte und verzogene Gestalt, in der sich die Göttinn ihnen darstellt, und verlieren alle Lust, sie durch ihr natürliches Auge zu betrachten, und spotten und höhnen alle, die ohne Glas die Heilige sehen wollen. Immer feierlicher und stolzer werden die Kirchen, je weiter sich die Tempel von der wahren Religion entfernen. Dort sehe ich eine große Menge prächtiger und glänzender Gebäude, lauter Tempel, alle mit der blitzenden Ueberschrift: Hier allein wohnt die wahre Religion. Ich gehe hinein, und finde eine stattliche feierliche Frau, vergrößert durch den Nimbus des Ceremoniels, die sich für die wahre Religion ausgiebt. Es ist die Kirche selbst, die ursprüngliche Dienerin der Religion, jetzt in das Gewand der Göttin gekleidet. Stolz zeigt sie auf ein Buch, das zu ihren Füßen liegt, und den goldenen Titel führt: Der alleinige wahre Glaube: ihr eignes Machwerk, das sie aber für göttlich ausgiebt. So find' ichs in allen diesen Tempeln, und in jedem ist der Glaube ein anderer. Um den Altar, auf den Zinnen und an den Pforten stehen Priester und rufen der umherstehenden Menge mit greller Stimme zu:

Hier allein ist Seligkeit zu finden. Höhnisch zeigen sie auf die Ueberschriften der übrigen Tempel, unterdessen andere von ihren Genossen, geschäftig sind, Waffen zur Vertheidigung ihres Pallastes, oder gar zum Angriff der übrigen zu schmieden. Um sie herum siehst du eine große Menge Festungen und Waffenplätze, die schon seit Jahrhunderten den kühnsten Angriffen widerstanden haben. Große Schaaren von Vertheidigern liegen in ihnen, in verschieden Formen gekleidet, alle genährt und belebt durch den Geist des Pfaffenthums, und zu jedem Dienste der Kirche bereit. Waffen aller Art sind darin vorräthig. Hier ungeheure Bände voll dialektischer Schlüsse, künstlicher Sophismen und spitzfindigen Unterscheidungen; dort Verläumdungen, Schwerder, Bannstrahl und Fluch. Mit einer starken ehernen Kette suchen sie die Thronen der Könige an sich zu schmieden, so daß jede ihrer Erschütterungen die Fürsten mit ihr empfinden, damit sie auf ihren Wink bereit seyn, mit weltlicher Macht ihr Ansehen zu schützen. So sitzen sie alle, die falschen Religionen, eifersüchtig gegen einander, aber alle bieten sich einander freundschaftlich die Hände, wenn es darauf ankömmt, den Weg zur wahren Religion zu versperren, und diejenigen zu unterdrücken, welche ihr Blendwerk aufdecken wollen.

Siebenter Abschnitt.

Meine Bestimmung.

Wozu bin ich da? Was wird aus mir werden? Wie soll ich das, was mir hier anvertrauet ist, gebrauchen, um meine Bestimmung zu erreichen? Habe ich auch überall eine Bestimmung, einen Endzweck in mir selbst? Oder bin ich, wie der Tropfen im Meer, wie die Blume auf dem Felde, die im Wirbel der Zeit entstehen und vergehen, weil es der Lauf der Natur nach dem Gesetze der Nothwendigkeit also verlangt? die keine Bestimmung in sich haben, sondern nur hervorgebracht sind, um eine Lücke in der Natur auszufüllen, und die in ihr Nichts zurücksinken, sobald ihre Stoffe zu neuen Formen gebraucht werden sollen?

Wäre meine Natur nichts, als ein Theil der Sinnenwelt; wäre der Körper, den ich an mir wahrnehme, die sinnlichen Vorstellungen, die Einbildungen, der Witz, die Urtheile und Schlüsse, die Neigungen, Begierden und Leidenschaften und alle Vermögen, die sich meinen innern und äußeren Sinnen durch ihre Wirkungen offenbaren, das, was mein inneres Wesen ausmacht und erschöpft; wäre ich also ganz sinnliche Natur, mein Körper der Gegenstand der äußeren, mein Geist der Gegenstand des inneren Sinnes; so würde ich in der That an einer Bestimmung meines Selbsts,

die weiter hinausgienge, als eine Spanne Zeit auszufüllen, den vorhergehenden Ursachen zu gehorchen, und die folgenden Wirkungen hervorzubringen, verzweifeln müssen. Ich würde in mir keine andere Bestimmung entdecken können, als in der Mücke, die in der Freude über ihr Daseyn, der Raub einer Schwalbe wird, oder in dem Grashalm, der dem Viehe zum Futter dient. Beide scheinen nur da zu seyn, um die Mannichfaltigkeit der Naturdinge zu vermehren, und neue Gegenstände ihrer Art zu erzeugen. Ihr Leben und ihr Tod, ist eine gleich gewisse und gleich nothwendige Folge der Naturgesetze. Das eine erzeugt und erhält die Natur durch empfindungslose Triebe, das andere durch süße Instinkte. Diese scheinen also nur die verschiedenen Mittel zu seyn, deren sich die Natur bedient, dergleichen mannichfaltige Gegenstände zu Stande zu bringen und zu erhalten. Und wie kann ich überall da von Zwecken reden, wo ich nichts, als blindwirkende Natur sehe? Sind nun alle meine Kräfte ebenfalls den Naturgesetzen unterworfen; bin ich, wie alles, was ich um und in mir wahrnehme, dem Wechsel und der Reihenfolge der Ursachen unterworfen; was habe ich für Gründe zu hoffen, daß ich besser seyn werde, als alle die anderen Naturdinge? Gleich ihnen werde ich geboren, und wer weiß, ob nicht mehr Kraft dazu gehört, den Leib eines Elephanten hervorzubringen, als den meinigen; ob die Natur nicht mehr Kunst anwenden muß, um einer Milbe, als einem Menschen sein Daseyn zu geben? Die Vernunft, worauf der Mensch

so sehr stolz ist, wenn sie doch weiter nichts, als eine Naturkraft wäre, würde doch eben so, wie der Glückseligkeitstrieb, nur ein Mittel seyn, um eine besondere Art von Individuen zu erhalten, deren Reihe einmal mit in die Reihe der Weltdinge gehörte. Vernunft und Glückseligkeitstrieb bleiben als zwei große Räder der Natur, wenn auch gleich die einzelnen Wesen, welche die Natur ihnen zu folgen zwingt, unaufhörlich wechseln. So wie die Mühle fortgetrieben wird, wenn gleich die Wellen, die das Rad in Bewegung setzen, stets wechseln, und sich, nachdem sie ihren Dienst verrichtet, in Dampf auflösen; so kann auch Verstand und Wille fortwirken, wenn sie gleich von einem Geschlecht zum andern wandern, und nie wieder zu dem vorhergehenden, das, nachdem es eine Zeitlang jenen Kräften zur Hülle gedient, in Staub verwandelt ist, zurückkehren. Woher soll ich also wissen, daß ich zu etwas Höheren bestimmt bin, als zu einem Mittel in der Natur, welches diese, nachdem sie es eine Zeitlang genützt hat, zerstört, um neuen Platz zu machen? Man redet zwar gemeiniglich von schönen Anlagen, die dadurch verloren gehen würden, und zieht den Schluß, daß ein Wesen von so herrlichen Anlagen zu etwas höheren bestimmt seyn müsse, als für diese Welt, wo sich diese Anlagen nicht zur Hälfte entwickeln könnten. Aber dieser Schluß scheint mir äußerst schwach zu seyn. Denn die Natur ist gar nicht karg in Erzeugung solcher Anlagen, die nie benutzt werden. Die Sonnenhitze verbrennt Millionen organischer Keime, in denen die besten

Anlagen zu den schönsten Pflanzen waren. Millionen Thierchen zerstört die Natur durch die Kälte in einem Nu. Glaubt ihr, daß sie wieder erwachen werden, damit alle ihre Anlagen ausgebildet werden können? Und was könnte sich der Mensch für einen Vorzug vor der vegetabilischen und thierischen Schöpfung anmaßen, wenn er eben so gut, wie jene blos den Naturgesetzen unterworfen ist? Wo zeigt sich irgend eine Erscheinung in der Natur, welche auch nur einen einzigen Grund der Wahrscheinlichkeit zu dem Gesetze enthielte, „daß ein Ding, welches die Zeit einmal zerstört hat, wieder zum Vorschein käme, um sich in einer andern Zeit weiter auszubilden?" daß die Geschichte des Schmetterlings hieher nicht passe, wird jeder gestehen müssen, der erwägt, 1) daß hier die Organisation fortdauert, bei dem Menschen aber eine gänzliche Auflösung derselben erfolgt, 2) daß die Raupe sich nur zu einem neuen Zwecke der Natur, nämlich zur Fortpflanzung ihrer Art verwandeln muß; und 3) daß hieraus gar nicht begreiflich wird, wie aus dem zerstörten irdischen Wesen des Menschen, je etwas überirdisches hervorgehen könne. Schwerlich also würden wir mehr, aus der Betrachtung der bloßen körperlichen und geistigen Natur des Menschen, in wie fern beide einen Theil unsrer Wahrnehmung ausmachen, folgern können, als daß wir, so wie alles übrige, was wir in der Welt sehen und fühlen, bestimmt sind, einen Theil der Zeit zu erfüllen, in dem wir unser Heil, so gut als wir können, besorgen mögen, sodann aber mit allem Vergangenen in das große Meer der Zeit zu versinken.

Aber es regt sich etwas in mir, das meine Seele mit Erhabenheit erfüllt, ohne sie stolz zu machen, und das mich über Alles, was je die Sinne berühren und die Vernunft aus sinnlichen Dingen erschließen kann, erhebt. Dieses ist mein moralisches Ich. In ihm lese ich meine Bestimmung für Zeit und Ewigkeit, so klar und deutlich, daß ich unmöglich darüber zweifelhaft bleiben kann. Aus diesem meinem moralischen Bewußtseyn, oder aus dem innern Zurufe der Pflicht ist mein Glaube an eine moralische Welt, an Gott und an meine Unsterblichkeit entsprungen. Durch dasselbe weiß ich, daß ich ein freies Wesen, und über die ganze Natur erhaben bin, daß die Natur in meinen Diensten stehet, ich nicht in den ihrigen, daß das, was die Natur mir verliehen hat, nur ein zufälliger Theil von meinem Ich ist. Diesen kann sie mir nehmen, aber mein Ich, meine Person kann sie nicht zerstören. Diese ist über alles, was in der Zeit ist, erhaben, von allen Veränderungen in derselben unabhängig und muß es seyn, sobald sie wirklich ein moralisches Wesen ist. Denn ein solches darf von Begebenheiten in der Zeit nicht können gezwungen werden.

Um meine Bestimmung zu finden, bedarf ich keiner weitläuftigen Erkenntnisse. Ich habe nicht nöthig, mit dem anatomischen Messer, Muskeln, Nerven und Gehirn zu zergliedern, um den Nutzen jedes Theilchens kennen zu lernen, nicht nöthig, die Gesetze des Verstandes, der Sinne, des Begehrungsvermögens u. s. w.

zu erforschen. Die Quelle, aus welcher ich diese Erkenntniß schöpfe, liegt mir viel näher, und ist viel reiner und klärer, als jene Betrachtungen. Das moralische Bewußtseyn sagt mir, was ich soll, und was aus mir werden wird, wenn ich das thue, was ich thun soll. Ich soll meine Pflichten erfüllen. Das ist die unbedingte Foderung, welche meine sittliche Vernunft an mich thut. Das ist also auch meine Bestimmung, in wie weit sie von mir selbst abhängt. Ich lerne hierdurch in mir ein Wesen kennen, das mich zum Zwecke, und die Natur zum Mittel macht, das mich zur Voraussetzung einer moralischen Ordnung der Dinge, eines sittlichen Reiches berechtiget, welches durch Sinne nicht empfunden werden kann. Ist aber ein moralisches Reich wirklich, wie es meine sittliche Vernunft fodert und voraussetzt; so kenne ich meine Bestimmung in demselben so gewiß, als ich meine Pflichten kenne. In einem solchen Reiche ist alles nach sittlichen Gesetzen eingerichtet, und wenn eine Natur zu dieser Ordnung nöthig ist; so muß diese selbst dem Moralischen unterworfen seyn. Ich weiß also, was ich in einem solchen Reiche bin, was aus mir werden wird, welchen Kräften ich mich unterwerfen muß, und welches Schicksal ich zu erwarten habe. Ich bin in einem moralischen Reiche dazu bestimmt, ein freies absolutes Wesen zu seyn, das den Naturkräften nicht unterworfen ist. Ich soll nach Gesetzen der Freiheit, d. i. nach Gesetzen der Tugend mich wirksam beweisen. Ich soll den guten Willen in mir, und alles, was demselben gemäß ist,

außer mir wirklich machen. Und wenn ich der natürlichen Kräfte, zu meinem Daseyn und zu meiner Wirksamkeit bedarf; so soll ich von diesen doch nur allein einen solchen Gebrauch machen, der mit den moralischen Gesetzen bestehen kann. Ich soll mich also der Natur so bedienen, wie es das Sittengesetz fodert und verstattet, und ich kann gewiß seyn, daß in einer solchen Ordnung Alles mit dem moralischen Werthe, den ich mir selbst erwerbe, in Uebereinstimmung kommen wird. Denn etwas anders kann ich in einer Welt nicht erwarten, der ich eine moralische Urquelle, oder einen Gott zum Schöpfer und Regierer gegeben habe. Auch kann ich als ein moralisches Wesen gar nichts anders wünschen, als eine durchgängige Harmonie der Dinge mit ihrem sittlichen Werthe, also auch eine Uebereinstimmung des Laufes der Natur und der davon abhangenden Schicksale der Menschen mit ihrer moralischen Würde. Mein höchster moralischer Wunsch ist, daß alle Menschen gut seyn möchten, und ich bin sicher, daß sodann auch die Natur das für sie thun wird, was ihr Werth in einer sittlichen Ordnung erheischt, da hingegen die Bösen sich keine Hoffnung machen können, daß sie von einer Natur, die in ihren letzten Gründen von einem sittlichen Urheber abhängt, begünstigt werden möchten.

Die Bestimmung eines moralischen Wesens kann keine andere seyn, als die, daß es nach Gesetzen der Freiheit sich wirksam beweisen, daß es gut seyn soll.

Dieses ist aber nicht anders möglich, als daß es selbst frei ist, und von der Natur nicht gezwungen werden kann, das Gegentheil von dem zu thun, was es selbst will. Steht nun ein solches Wesen dennoch mit der Natur in Verbindung, kann es nicht anders seyn und wirken, als durch die Natur, und hat es, für sich selbst, doch die Natur nicht in seiner Gewalt; so ist die Erreichung seiner Bestimmung nicht anders denkbar, als wenn die Natur selbst einen moralischen Urheber hat, von dem sie ganz und gar nach den moralischen Bedürfnissen eingerichtet, und den moralischen Wesen, als den letzten Zwecken in einem sittlichen Reiche unterworfen ist. Da wir uns nun mit unserer moralischen Natur auch zugleich unseres physischen Theils bewußt sind, da alles unser Wirken und Handeln nur dadurch möglich wird, daß uns die Natur ihre Kräfte dazu leihet, deren Seyn von unsrer Freiheit ganz unabhängig ist; so erhellet hieraus, daß die Erreichung unsrer Bestimmung nicht anders möglich seyn kann, als wenn die Natur, obgleich nicht vor unserm, doch von einem weit erhabeneren allmächtigen Willen, zu unsern moralischen Zwecken eingerichtet ist. Wozu wir also als moralische Wesen bestimmt sind, sagt uns unser moralisches Bewußtseyn, nämlich zum freien Handeln nach sittlichen Gesetzen. Wir sollen das höchste Gut in uns, d. i. den guten Willen, und das höchste Gut außer uns, d. i. die Uebereinstimmung der Dinge mit dem guten Willen, so viel wir können, möglich machen. Wir sind, wenn wir unserem moralischen Wesen glauben dürfen,

bestimmt, letzte absolute Zwecke zu seyn, auf welche sich die ganze äußere Natur bezieht. Wir sind also bestimmt, über der Natur zu seyn, sie als ein Mittel für unsre Absichten und Zwecke zu gebrauchen. Unser moralisches Wesen ist bestimmt, von den Schranken der Natur frei zu seyn. Die allgemeinen Schranken der natürlichen Dinge, sind aber die Zeit, welche ihren eisernen Scepter, alles was sinnlich ist, unterwirft, die alles, was in ihr zum Daseyn gelangt, wieder zerstört und vernichtet, um etwas neues daraus zu bilden. Diesem Tirannen soll mein moralisches Ich nicht gehorchen. Denn es ist frei, kann also von dem Strome der Zeit nicht mit fortgerissen werden, Soll dieses Wahrheit haben; so ist mein moralisches Ich von der Zeit unabhängig, d. h. ewig.

So redet mein moralisches Bewußtseyn in mir, und seiner Stimme traue ich so gewiß, als irgend einer andern. Es ist wahr, sie kömmt aus einem Lande, was ich nicht kenne, das meine Sinne nie erreichen; aber gerade das ist es, was mich in meinem Vertrauen so fest macht. Wäre das Sittengesetz ein Ausspruch, der mir etwas natürliches andeutete, der aus etwas ähnlichen von dem, was ich in der Sinnenwelt wahrnehme, zusammengesetzt wäre, oder überhaupt doch nach Naturgesetzen entstanden seyn könnte; so würde ich in Gefahr kommen, zu glauben, es sey ein Erzeugniß meiner Einbildungskraft, das mich mit meiner eignen Würde, mit einer eingebildeten Erhabenheit

täuschte; ich würde glauben können, Selbstliebe und Eigennutz überredeten mich von einem Vorzuge, der nirgends, als in meinem Gehirne Platz hätte. Aber so ist es mit den sittlichen Gesetzen und Begriffen nicht. Nirgends in der ganzen weiten Natur findet sich etwas, wovon sie abgeleitet seyn könnten. Vielmehr sind die moralischen Begriffe, durch welche wir hie und da die Natur denken, erst von uns selbst in sie hineingelegt, wie wenn wir sagen, daß die Natur eine Absicht habe, daß sie wohlthätig sey, daß sie in diesen oder jenen Stücken anders seyn sollte u. s. w. Aus diesem allen weiß ich, daß die moralischen Gesetze und Begriffe ihre eigenthümliche Quellen haben, die nicht Natur ist; sie sind eigne ursprüngliche Gesetze und Begriffe, und kündigen daher ein Wesen in mir an, das den Gesetzen der Natur nicht unterworfen ist, ob ich gleich gestehen muß, daß ich dasselbe nicht wahrnehmen, noch es mir, nach etwas ähnlichen von dem, was ich wahrnehme, vorstellen kann, daß es also gänzlich außer dem Kreise meines Erkenntnißvermögens liegt, da das letztere nur allein auf sinnliche Gegenstände eingeschränkt ist. Sind aber diese Begriffe dennoch keine Chimären, wie ich sie denn unmöglich dafür halten kann, da sie in meiner Natur eben so gewiß, als die physischen Begriffe gegründet sind: so kann auch das, was sie andeuten, keine leere Einbildung seyn. Folglich muß meine Bestimmung wahr und möglich seyn.

Nun hängt zwar der eine Theil meiner Bestimmung, nemlich, daß ich gut sey, daß ich allenthalben

mich allein an die Gesetze der Tugend halte, und mich die Natur nicht zwingen lasse, von ihnen abzuweichen, ganz von mir ab. Aber daß sich auch die Natur meinem innern Werthe gemäß füge, daß auch alles von außen mit dem Moralischen übereinstimme, daß sich die Gesetze der Natur unter die Gesetze der Freiheit beugen, und die ganze Natur den moralischen Wesen zu ihren Zwecken diene, das hängt nicht von mir ab. Dennoch ist dieses nothwendig erforderlich, wenn ich mir meine Bestimmung als erreichbar denken soll. Die Möglichkeit meiner Bestimmung erfodert also die Voraussetzung eines moralischen Reichs, in welchem ich allein meines fortdaurenden Daseyns oder meiner Unsterblichkeit und eines mit meinem sittlichen Werthe übereinstimmenden Schicksals gewiß seyn kann. Denn in ihm regiert ein Gott, ein moralisches Wesen, das die ganze Natur in seiner Gewalt hat, und alles sittlichen Gesetzen zu unterwerfen im Stande ist.

Nur in der Religion finde ich also Trost gegen die Zweifel, die mir gegen meine Bestimmung aufstoßen könnten. Zwar kann ich an dem einen Theile derselben, der in meiner Gewalt steht, nämlich daß ich Tugend üben soll, nie zweifeln. Denn mein inneres Wesen spricht zu laut, und alle Zweifel, ob ich dessen Zurufe auch wirklich folgen soll, werden von der Stimme des innern Richters in mir, der sich nie abweisen läßt, und mich unaufhörlich auf das sittliche Gebot verweiset, erstickt. Diesen einen Theil meiner Bestimmung,

welcher von mir selbst abhängt, kann und soll ich auch stets ausführen, ich mag mich unter Umständen befinden, unter welchen ich will, so lange ich mir nur des Sittengebotes selbst noch bewußt bin. Aber daß mir auch der andere Theil gelingen werde, daß nämlich das Moralische auch wirklich das Letzte und Absolute bleibe, daß sich in der Welt alles nach sittlichen Gesetzen füge, das kann ich durch meine Kräfte nicht bewirken. Das kann ich blos von einem moralischen Welturheber erwarten. Mit je größerer Gewißheit ich aber das Moralische in meine Gesinnung als das Absolute und Letzte in der Welt behandele, desto mehr steigt die Zuversicht, daß dieses auch wirklich so sey, desto stärker wird also mein Glaube an die sittliche Ordnung und an deren Urheber, Gott; desto sicherer werde ich also auch, daß meine Bestimmung von außen werde erreicht werden, wenn ich nur das dabei thue, was ich thun soll. Die Religion oder der Glaube, daß die sittlichen Gebote göttliche Gesetze sind, die mit unnachlaßlicher Strenge auch werden ausgeführt werden, denen die ganze Natur zuletzt gehorchen muß, so wie wir ihnen gehorchen sollen. Diese Religion ist es, welche uns in der Meinung von der Wahrheit unseres hohen Werthes befestiget, die uns gegen alle Zweifel rüstet, welche dagegen aufsteigen könnten, und die uns gegen alle Verführungen der Sinne, so wie gegen alle Angriffe der Spekulation unüberwindlich machen kann, und die den Grundsätzen der Tugend eine Stärke verleihet, welche alle Hindernisse zu besiegen im Stande ist.

Diese alleinwahre Religion ist kein Erzeugniß der Furcht, keine Folge sinnlicher Triebe, kein Mittel, das uns die Natur verleihet, der wankenden Tugend zu Hülfe zu kommen. Nein! Die Religion ist eine Tochter der Freiheit, erzeugt im Schooße der Tugend. Denn als die Tugend bemerkte, daß innere und äußere Feinde gegen sie kämpften und sie zu zerstören droheten, wurde sie zaghaft und zweifelte anfangs an ihrer eignen Macht. Da boten sich ihr eine Menge Diener und Dienerinnen an, die geschäftig waren, ihr zu helfen und ihre Dienste zu verrichten. Erst kam der Eigennutz, ein wackerer Gesell, mit erstaunlichen Kräften, und bat sie, sich mit ihm zu vereinigen. Siehe, sprach er, wie ich alle Leidenschaften zerdrücke, die mir zuwider sind! Dann trat der Ehrgeiz zu ihr, und bot ihr seine Dienste an. Ich bin rüstig und thätig, scheue keine Gefahren, und suche meinen Vortheil nicht. Weder die Liebe noch der Eigennutz kann mit mir im Kampfe bestehen, und mein Wille stimmt größtentheils mit dem deinigen überein. Was trägst du also für Bedenken, dich mit mir zu vereinigen? Aber die Tugend fühlte ihre eigne Erhabenheit, und wieß beide mit Verachtung ab. Zudringlich vor allen war die Selbstliebe, eine Tochter der Natur, von lieblicher Gestalt, welche selbst Philosophen so bezaubert hat, daß viele sie in das Gewand der Tugend gekleidet haben, und sie in dieser Gestalt, ihr eignes Machwerk, mit ihr, der erhabenen Göttin, verwechseln. Aber die Tugend bebte vor ihr zurück, und scheuete ihre Vereinigung vor allen. Von fern

ließen

ließen sich auch die Liebe, das Mitleiden und das ganze Chor der Leidenschaften sehen. Aber die Tugend merkte, daß ihr Sehnen nach äußerem Beistand sie verunreinigte, und eine Vereinigung mit natürlichen Trieben ihrer Würde widersprach. Sie richtete nun ihr Auge schärfer in sich selbst, und fand in sich den Saamen zur Religion, in deren Anlagen sie die größte Hülfe gegen äußere Angriffe entdeckte. Dieser Anblick erfüllte sie mit neuem Muthe, und sie fuhr fort, mit größerer Stärke zu handeln. Und siehe, ihr Wirken war die Nahrung des neuentdeckten Götterkindes. Je mehr die Tugend handelte, desto stärker wuchs ihr Kind, desto mehr nahm ihre Hoffnung zu, unüberwindlich zu werden. So wurde sie genährt und gepflegt die göttliche Religion, und nun steht sie da, mit der Tugend vereiniget. Beide Göttinnen erfüllen sich wechselseitig mit Kraft, und wachsen zum unüberwindlichen Ganzen zusammen. Und so ist es eins, ob du die Tugend, oder ob du die Religion handeln siehst, wenn nur die letztere eine ächte Tochter der Tugend ist. Denn sie hat ihre Kraft von der Tugend, folglich ist ihr Gesetz und das Gesetz der Tugend, eins. Die Religion ist keine Hülfe, welche die Tugend anderwärts erhält, sie ist eine Hülfe, die sie sich selbst giebt, sie ist ein Produkt der Tugend, folglich sind es auch alle Wirkungen, die sie hervorbringt. Die wahre Religion ist so rein, wie die Tugend selbst, und wer jene besitzt, hat diese gewiß. Die Tugend macht mich mit meiner Bestimmung bekannt; die Religion macht mich gewiß, daß ich sie erreiche,

wenn ich nur will. Die Tugend macht mir ihre Gesetze als meine eignen Gesetze bekannt, die ich mir selbst aus Freiheit gebe. Die Religion versichert mich, daß die Tugendgesetze zugleich göttliche Gesetze sind. Die Tugend sagt mir nur, was ich thun soll und kann, um ihre Gesetze zu befolgen; die Religion macht mich gewiß, daß auch die ganze Natur, moralischen Zwecken gehorchen muß, daß die Sinnenwelt an einem moralischen Angel befestiget ist, um den sie sich nach göttlichen Winken drehen muß; sie versichert mich, daß die moralischen Gesetze auch Naturgesetze sind, zwar nicht der sinnlichen, aber der moralischen Natur, welche eben so wahr ist, als jene, und wozu die sinnliche nur ein Werkzeug abgiebt. So will ich denn von Euch beiden Tugend und Religion! mit Gewißheit erwarten, daß ich meine Bestimmung erreiche.

Achter Abschnitt.

Das höchste Gut.

Wenn ich mir ein Wesen denke, das 1) einen vollkommen guten, d. i. einen heiligen Willen hat, und das 2) zugleich Macht genug besitzt, mit diesem Willen Alles in Uebereinstimmung zu bringen, welches Alles allein durch seinen moralischen Willen wirkt, und eben dadurch, daß Alles seiner Macht unterworfen ist, und Alles ihm sein Daseyn verdankt, eine durchgängige moralische Ordnung erzeugt; so ist die Idee eines solchen Wesens, die Idee des Allervollkommensten moralischen Wesens, es ist die Idee von Gott, und zugleich die Idee eines Gegenstandes, welcher das höchste und vollendete Gut genannt zu werden verdient. Denn es giebt kein höheres Gut, als einen vollkommen guten Willen, mit welchem alle seine Wirkungen, und alles, was außer ihm ist, auf das allergenaueste übereinstimmt. An ihm ist für die moralische Vernunft nichts zu begehren und nichts zu wünschen übrig. Der Begriff von ihm, ist also der Begriff des höchsten und vollendeten Gutes. Dieses Gut ist in ihm. Denn es ist sich seiner Heiligkeit und der Uebereinstimmung aller seiner Wirkungen mit seinem heiligen Willen bewußt. Ein solches Bewußtseyn kann nur in der Gottheit, nur in einem, ohne alle Schranken vollkommen

moralischen Wesen gedacht werden. Denn nur ein solches kann gewiß seyn, daß es mit seinem Willen nie von dem Sittengesetze abweichen kann, und dessen Wirkungen in allen ihren Folgen nothwendig mit seinem heiligen Willen übereinstimmen werden. Ein eingeschränktes Wesen äußert seinen Willen nur nach und nach; es kann also nie gewiß seyn, ob er nicht künftig einmal dem Guten untreu werden wird, da die Möglichkeit der Abweichung von dem Guten einem eingeschränkten Willen nothwendig anhängt. Es hat die Folgen seiner Handlungen nie ganz in seiner Gewalt. Diese hängen zugleich von fremden, von ihm unabhängigen Dingen, von der Natur ab, und es kann daher die Uebereinstimmung derselben mit seinem guten Willen nicht anders, als von einem obersten moralischen Weltregierer erwarten, der Alles moralischen Gesetzen unterworfen hat. Es kann sich also nie für den hinreichenden Urheber der Uebereinstimmung aller Dinge mit seinem moralischen Willen halten. Der Ausspruch der sittlichen Vernunft bewährt sich also: *Niemand ist gut, denn der einige Gott.* In ihm ist auch das höchste Gut wirklich, und unsre Idee hat einen Gegenstand, welchen für reell zu halten unsre sittliche Natur fodert.

Nur ein Umstand scheint mit der Annahme dieses höchsten Gutes zu streiten, nämlich der böse Wille eingeschränkter moralischer Wesen. Dieser, könnte man sagen, stimmt doch unmöglich mit dem Willen der Gott-

heit überein; zerstört also das Daseyn unmoralischer Wesen nicht das höchste Gut? Allein mit dem Begriffe des höchsten Gutes verträgt sich das Daseyn eingeschränkter freier Wesen vollkommen. Dann aber ist es dem Willen Gottes vollkommen gemäß, daß freie Wesen auch frei handeln sollen, und es ihnen also frei stehen müsse, einen guten oder bösen Willen in sich zu erzeugen. Es widerspricht also dem Willen Gottes nicht, daß freie Wesen, böse seyn können. Denn dieses liegt in ihrer Natur. Aber es würde ihm widersprechen, wenn die natürlichen Begebenheiten, welche das Schicksal dieser freien Wesen ausmachen, nicht mit ihrem selbst erworbenen moralischen Werthe zusammenstimmten. Denn ihr Schicksal hängt von Gott ab, dieses muß also durch moralische Ursachen bestimmt seyn. Der Wille Gottes kann also nur dahin gehen, daß in dem moralischen Reiche jeder empfange, was seine Thaten werth sind; diese Thaten selbst aber sind der Freiheit der moralischen Wesen überlassen, und was auch durch sie erfolgen möge; so wird dadurch die Harmonie in Gott nicht gestört.

Aber diese Idee des höchsten Gutes hat für uns noch einen andern Nutzen. Wir sollen in ihr nicht blos das Wesen, welches die Grundlage aller Religion ausmacht, denken und bewundern lernen. Sie soll auch zugleich Maaßstab, Regel und Triebfeder unseres eigenen Willens seyn. Es ist nicht genug, daß wir an die Wirklichkeit des höchsten Gutes außer uns glauben;

wir sollen es auch, so viel es möglich ist, in uns selbst wirklich zu machen suchen, und dadurch Gott ähnlich werden. Das ist das hohe Ziel, welches uns unsre sittliche Vernunft steckt, das ist der Inhalt des Sittengesetzes, das so tief und so unvertilgbar in unser Herz geprägt ist. Denn was heißt das anders, als wir sollen dem höchsten Gute nachstreben, wenn es uns zur Pflicht gemacht wird, das Sittengesetz in allen Stücken zu befolgen, alle Kräfte und Dinge, welche mit uns in Verbindung stehen, so anzuwenden und so zu gebrauchen, wie sie zu der Idee einer sittlichen Ordnung passen, wie sie nach allgemeinen Vernunftgesetzen eingeführt werden können? Der gute Wille und die Uebereinstimmung aller Dinge mit demselben, ist das höchste wünschenswürdige Gut für uns. Wenn es uns nun gleich versagt ist, den guten Willen in einer absoluten uneingeschränkten Vollkommenheit in uns hervorzubringen; so muß es uns doch möglich seyn, ihn immer mehr und mehr zu vervollkommnen, und seine moralische Güte täglich zu vergrößern. Denn die absolute Güte des Willens ist ohne Grad, und weder einer Zu- noch Abnahme fähig; sie ist ursprünglich vollkommen; ihr Wirken ist ohne Zeit, und die Heiligkeit des Willens ist daher nicht erst von nachfolgenden Handlungen zu erwarten. Eingeschränkte moralische Wesen aber sind in ihrem Wirken und Thun an die Zeit gebunden; ihr guter Wille kann sich daher blos durch die Handlungen offenbaren, welche sie in der Zeitfolge vollbringen. Je mehr derselbe gute Handlungen nach und nach wirklich macht,

desto bisser wird er, und desto mehr nimmt er an innerer Kraft zu. Denn mit der Menge guter Handlungen, die ein moralischer Wille hervorbringt, wächst auch die Hoffnung, daß er künftig ebenfalls gute Handlungen thun werde. Der Charakter gewinnt also um so mehr an Festigkeit und Stärke, je länger er im Guten beharret. Aber die Möglichkeit, von dem Guten abzuweichen, verliert ein beschränktes Wesen doch in keiner Zeit. Daher ist eine stäte Zunahme seiner moralischen Kraft möglich. Je länger es in der Zeit wirkt, desto vollkommner kann ein moralisches Wesen werden, wenn es will. Das Ziel, das wir uns, als moralische Wesen stecken, ist durch die Idee des höchsten Gutes bestimmt. Wir sollen den guten Willen auch in uns durch Freiheit hervorbringen, und da wir nur dadurch unsere moralisch gute Denkart beweisen können, daß wir in jedem Augenblicke unseres Lebens, den moralischen Vorschriften getreu bleiben, und darnach handeln; so folgt, daß in der Idee des höchsten Guts uns ein Ziel gesetzt ist, dem wir in allen Zeiten ohne Aufhören nachstreben und entgegen arbeiten sollen. Wir sollen uns dem höchsten Gute immer mehr und mehr näheren, dadurch, daß wir durch alle Zeitläufte hindurch und durch alle Momente unseres Daseyns einen moralischen Willen in unsern Handlungen offenbaren. Je mehr gute Handlungen wir in der Welt und während unserm Daseyn hervorbringen, je weniger sie von unsittlichen Handlungen und Gesinnungen unterbrochen werden, und je fester der Grundsatz in uns wird, auch in Zukunft lauter

gute Handlungen zu begehen, und das moralische Gesetz in uns zur obersten Triebfeder zu erheben; desto mehr näheren wir uns dem höchsten Gute, ohne es jedoch in irgend einer Zeit zu erreichen. Denn dieses ist selbst außer aller Zeit, und von allen Schranken der Zeit gänzlich unabhängig. Das Daseyn eingeschränkter Wesen, ist aber immer an die Zeit oder an die Natur gebunden. So lange daher unser moralisches Wirken in der Zeit dauert; so lange ist auch das stätige Zunehmen der Güte unseres Willens möglich, und da die Zeit ohne Grenzen ist, und in ihr nie etwas Absolutes angetroffen wird, sondern alles beschränkt ist; so werden wir unsern moralischen Charakter, der zwar nicht selbst in der Zeit ist, aber doch in ihr seine Wirkungen offenbaret, in stets zunehmenden Graden, bis ins Unendliche in ihr vervollkommnen, und so uns dem höchsten Gute unaufhörlich nähern können, ohne doch uns Hoffnung zu machen, es jemals gänzlich zu erreichen.

Unerachtet nun unser moralischer Wille keine physische Kraft besitzt, auch die Natur mit sich selbst in Harmonie zu setzen, und also der andere Theil von dem, was zur Annäherung des höchsten Gutes gehört, nämlich die Harmonie der äußeren Begebenheiten mit der Moralität nicht in unserer Macht steht; so können wir doch, vermöge unseres Glaubens an die Wirklichkeit des höchsten Gutes oder des höchsten moralischen Wesens, sicher seyn, daß alles so erfolgen werde, wie es die Gesetze

der moralischen Ordnung fodern, und daß sich die Natur unter das Reich der Sitten beugen müsse. Es ist also in der That eine Verknüpfung zwischen unserer moralischen Handlungsweise und den Begebenheiten, die unser Schicksal ausmachen, zwar nicht eine solche, daß unsere moralische Denkart einen physischen Einfluß auf die Weltbegebenheiten hätte, um sie so zu ordnen, wie es dem jedesmaligen Werthe derselben angemessen wäre. Aber es ist eine idealische Verknüpfung unter ihnen, d. h. eine solche, wo die Kenntniß meines moralischen Werths den Schöpfer bestimmt, den natürlichen Lauf der Welt so zu regieren, daß er zu meinem sittlichen Zustande paßt, welche Anordnung nach Gesetzen geschieht, die in tiefes Dunkel gehüllt sind, und die Niemand erkennen kann, als wer den Grad der Moralität und den ganzen Lauf des Schicksals eines moralischen Wesens durch alle Zeiten hindurch mit der größten Deutlichkeit und Gewißheit erkennt. —

Ich werde also mit Sicherheit und gutes Muthes dem höchsten Gute entgegen gehen. Ich kann als ein moralisches Wesen nichts mehr verlangen, als daß alles moralischen Gesetzen unterworfen werde, und ich glaube festiglich, daß dieses geschehe. Ich traue dem Gesetze in mir. Mein erstes und nothwendigstes Geschäft ist daher, daß ich mich täglich sittlich vollkommner zu machen suche, daß ich meinen Willen stets bessere, und ihn von unmoralischen Neigungen und schmutzigen Begierden reinige, daß ich mit allen meinen Kräf-

ten stets das thue, was ich thun soll. Dann bin ich sicher, daß auch alles außer meinem moralischen Ich mit dem sittlichen Werthe, den ich mir erwerbe, in Harmonie kommen wird, ob ich gleich weder genau weiß, was zu einem solchen moralischen Ebenmaße gehört, noch selbst im Stande bin, es hervorzubringen. Ich verlasse mich hierin aber auf den, an welchen ich glaube. Die moralische Ordnung zu wollen, ist meine Sache; sie durchgängig wirklich zu machen, hängt von der Wahrheit des höchsten Gutes ab.

So ist also die Idee des höchsten Gutes für uns ein sehr nützlicher und nothwendiger moralischer Begriff. Er ist ein Maasstab, welcher zur Ausmessung und Beurtheilung unserer moralischen Vollkommenheit dient. Denn nur so viel moralische Güte ist in uns, als unser Wille mit dem heiligen Willen der Gottheit übereinstimmt. So viel Schuld laden wir auf uns, als wir von ihm abweichen. Er ist eine Triebfeder, uns immer höher zu schwingen, und das sittliche Streben in uns zu vermehren, das Mittel, uns dem höchsten Gute wirklich immer näher zu bringen, indem wir mit jeder guten That, die er uns auflegt, einen Schritt zu diesem Ziele zurück legen. Er stellt uns das höchste Gut, als den Punkt vor, der unsern moralischen Lauf stets richten und lenken soll. Dieses unendliche Fortschreiten zu ihm, dieses unaufhörliche Annähern; das ist eben unsere Bestimmung in allen Zeitpunkten unseres Seyns und unseres Lebens, in wie weit sie von uns selbst abhängt. Dieses fodert die morali-

sche Idee des höchsten Gutes von uns. Das aber, was wir noch begehren, daß nämlich auch alles mit dem sittlichen Werthe der Dinge übereinstimme, folglich auch unser Schicksal mit unserer Würde, erwarten wir von dem höchsten Gute selbst, dessen Realität unsre sittliche Vernunft voraussetzt, und uns davon überzeugt. So wie ich also in mir den einen Bestandtheil des Gutes, wornach meine moralische Vernunft strebt, nach und nach erzeuge, nämlich den guten Willen durch stäte Ausübung der Gesetze der Gerechtigkeit und Güte; so wird sich auch von außen ein meinem sittlichen Werthe angemessenes Schicksal mir zugesellen. Denn in einer moralischen Ordnung ist der moralische Gehalt der Dinge das Gesetz, welches alles übrige bestimmt.

Neunter Abschnitt.

Seligkeit und moralische Glückseligkeit.

Wir nennen einen Menschen, dem alles nach Wunsche geht, glücklich. Wenn wir uns nun ein Wesen denken, dessen Wollen durch und durch moralisch ist, und dessen Wille auch ohne irgend ein Hinderniß ausgeführt und wirklich gemacht wird; mit dessen Willen also alles, was geschieht, in der allervollkommensten Harmonie steht, weil Alles durch ihn selbst ist, und also nie eine Abweichung von ihm vorkommen kann, das also nie einen unbefriedigten Wunsch, nie ein Bedürfniß hat; so ist ein solches Wesen im allerhöchsten Grade, oder vielmehr ohne allen Grad, schlechthin und absolut glücklich zu nennen. Ihm fehlt nichts, es kann nichts hinzukommen, was es nicht schon hätte, es kann nichts von ihm genommen werden. Denn ein solcher Wille muß von allen Veränderungen von aller Zeitfolge als frei gedacht werden, und der Zustand eines solchen Wesens wird höchste moralische Seligkeit oder Allseligkeit seyn. Denn unter diesem letzteren Ausdrucke versteht man eben ein absolutes, ewiges, von allen äußeren Dingen unabhängiges Wohlbefinden.

Verlange nicht, daß ich über meinen Begriff der Seligkeit hinausgehen, und dir den Zustand selbst an-

schauen und empfinden lassen soll, den ich Seligkeit nenne. Dieses würde nicht anders möglich seyn, als wenn du diesen Zustand in dir selbst hervorbringen, d. h. ein Wesen von so unendlicher Vollkommenheit seyn könntest, welcher Gedanke sich durch die Betrachtung deiner Natur selbst zerstört. Denn wo kann eine so vollkommne Harmonie aller Wirkungen mit einem unendlich guten Willen anders angetroffen werden, als in dem heiligen Wesen, das diese Güte samt der Macht, ihn auszuführen, ohne alle Schranken besitzt? Also nur in dir, erhabener, unendlicher Urheber der Welt, ist jenes Wohlseyn ohne alle Schranken vereiniget! Nur in dir ist das höchste und vollendete Gut! Denn du bist heilig, allmächtig und selig.

Aber auch in einem eingeschränkten moralischen Wesen ist in einer sittlichen Ordnung etwas Aehnliches zu erwarten. Denn da in derselben Alles moralischen Grundursachen unterworfen ist, so ist auch nichts anders möglich, als was deren Gesetzen gemäß ist. Wenn nun der Zustand eines Wesens, in welchem das Aeußere mit dem guten Willen desselben harmonirt, moralisches Wohlseyn ist; so muß der gute Wille in uns, auch das Wohlseyn in uns herbeiführen. Denn wenn wir gut sind; so können wir nichts wollen und wünschen, als was mit dem guten Willen übereinstimmt. Diese Uebereinstimmung der äußeren Dinge mit dem guten Willen befriediget aber alles unser moralisches Wollen und Wünschen, und erfolgt bei der Voraussetzung einer

sittlichen Ordnung gewiß, weil hier alles dem moralischen Werthe der Dinge gemäß geschiehet. Eine solche Befriedigung und Ausführung aller unsrer sittlichen Wünsche, ist aber eben derjenige Zustand, der, Seligkeit, sittliches Wohlseyn, oder moralische Glückseligkeit heißt. Da aber der Wille eingeschränkter Wesen nie absolut gut seyn, da er nur durch stätes Fortschreiten im Guten immer mehr und mehr bis ins Unendliche erhöhet werden kann, ihm also an der absoluten und unbegrenzten Güte immer noch unendlich viel fehlen wird; so können dieselben auch in keinem Zustande ihres Seyns zu dem Genusse göttlicher Seligkeit gelangen. Aber so wie sie sich der göttlichen Güte des Willens näheren, so werden sie auch der göttlichen Seligkeit in einem moralischen Reiche immer näher und näher kommen, ohne sie jedoch jemals zu erreichen. Die moralische Glückseligkeit wird also mit der Güte ihres sittlichen Willens ebenmäßig steigen, und sie werden in dem Grade glücklich seyn, als sie gut sind. So wie also der Wille an innerer sittlichen Würde ins Unendliche zunehmen kann; so kann auch die moralische Glückseligkeit unaufhörlich mit ihr wachsen.

Ein böser Wille aber hat in einer sittlichen Ordnung nicht zu erwarten, daß die Natur ihn unterstützen, und seine unsittlichen Wünsche erfüllen werde. Sie wird vielmehr, da sie moralischen Gesetzen folgt, seinem Wollen widerstreben, und so mit ihm in Disharmonie und Zwiespalt gerathen. Seine unsittlichen Wün-

sche werden also in einem solchen nicht befriediget werden. Ein solcher Zustand aber, in welchem die Wünsche eines Wesens unbefriediget bleiben, wo seinem Wollen entgegen gearbeitet wird, heißt Unseligkeit, Unglück. Ein unmoralischer böser Wille hat daher in einer sittlichen Ordnung nichts als Unglück zu erwarten. Denn wie kann er hoffen, daß hier etwas nach seinen Wünschen erfolge, wo Alles sittlichen Principien folgt? Daß also böse Wesen unglücklich werden, stimmt mit dem Begriffe einer moralischen Welt vollkommen zusammen, und folgt aus demselben.

Ein jeder wird bemerken, daß der Begriff der moralischen Glückseligkeit und Unseligkeit bisher durch keine solche Merkmale bestimmt worden ist, welche aus dem Anschauen oder Empfinden dieser Zustände selbst hergenommen wären. Wir kennen ein solches moralisches Reich noch nicht aus der Erfahrung. Wir sehen es nicht, wir fühlen es nicht. Blos das sittliche Bewußtseyn, die moralischen Ideen in uns, vermögen uns, die Wirklichkeit desselben vorauszusetzen. Eben daher können wir auch den Zustand in demselben nicht ausmalen; oder ihn uns aus vergangenen Zeiten, wie in einer wiederholten Erfahrung, vorstellen, sondern wir müssen ihn noch erwarten, um ihn näher kennen zu lernen. Wir müssen schon die Idee davon in uns haben, wenn wir vergleichen wollen, ob vielleicht einer von den Zuständen, die uns sonst begegnet sind, oder die wir künftig antreffen, unter den Begriff einer mo-

ralischen Glückseligkeit passe. Nur so viel wissen wir aus der Idee einer sittlichen Ordnung, daß in derselben alle Ereignisse mit dem wahrhaftigen guten Willen zusammenstimmen, und mit dem bösen Willen im Widerspruche stehen müssen. Die Harmonie der von unserer Willkühr unabhängigen Begebenheiten aber mit unserm moralischen Wünschen ist eben der Zustand der moralischen Glückseligkeit in uns; so wie der Zwiespalt unsrer unsittlichen Wünsche mit dem von unsrer Willkühr unabhängigen Ereignisse einen unglücklichen Zustand in unmoralischen Wesen hervorbringen muß, weil alles, was unserm Wollen und Streben entgegen ist, in lebendigen Wesen eben dasjenige erzeugt, was Unglückseligkeit genannt wird.

Aus dem Bisherigen ist nun auch klar, daß die moralische Glückseligkeit in uns hervorzubringen, nicht anders in unserer Gewalt steht, als unter der Voraussetzung, daß ein moralischer Welturheber und Weltregierer wirklich ist, durch welchen ein sittliches Reich bestehet. Denn da wir selbst als eingeschränkte und sehr ohnmächtige Wesen, die Welt nicht nach unserm Belieben schaffen und einrichten können; so müssen wir die Uebereinstimmung der Begebenheiten in derselben mit unserm guten Willen, von einer von uns selbst verschiedenen Ursache erwarten. Dieses kann aber unmöglich der Zufall oder die blinde Natur seyn. Denn in dem Begriffe desselben wird kein hinreichender Grund einer moralischen Welt gedacht. Denken wir diesen,

so entspringt die Idee von Gott. Folglich ist zu der Vorstellung, daß die Weltbegebenheiten mit unserm sittlichen Werthe in Harmonie treten werden, die Voraussetzung des Daseyns Gottes nothwendig erfordert lich. Erst dann ist es begreiflich, wie Alles in der Welt, sich im Ganzen nach unserm moralischen Werthe richtet, und wie unsre sittliche Würde, die wir uns durch Freiheit erwerben, den Weltlauf bestimmen hilft.

Zehnter Abschnitt.

Belohnung und Bestrafung.

Wir nennen die Glückseligkeit, welche uns um gewisser Handlungen willen, wiederfähret, Belohnung, und das Uebel oder Unglück, welches uns um gewisser Handlungen willen zugefügt wird, Bestrafung. Beide setzen also voraus, daß die Güter und Uebel, welche das Glück und Unglück der lebendigen Wesen ausmachen, von einer Ursache vertheilt werden, welche die Handlungen kennt, und ihr Verdienst zu schätzen weiß.

Setzen wir eine moralische Ordnung der Dinge, so setzen wir auch Belohnung und Bestrafung. Denn in derselben folgt alles nach moralischen Gesetzen, folglich sind die guten Handlungen oder der gute Wille der Grund, weshalb alles übrige mit ihm in Harmonie tritt, d. h. um seinetwillen gesellet sich die ihm proportionirliche Glückseligkeit zu; und schlechte Handlungen oder der böse Wille ist der Grund, weshalb eine Disharmonie zwischen ihm und den Weltbegebenheiten, d. h. ein unglücklicher Zustand in dem handelnden Wesen entspringt. Das Gute wird also, bei der Voraussetzung einer sittlichen Ordnung, nothwendig belohnt, das Böse wird nothwendig bestraft, und Niemand kann hier etwas anders erwarten. Dieser Zustand der Be-

lohnung der Tugend und der Bestrafung des Lasters ist jedoch durch Niemanden anders möglich, als durch die göttliche Weisheit, die, in wiefern sie als Urheber der sittlichen Ordnung gedacht wird, die Güte, in wiefern sie aber das Gute belohnt, und das Böse straft, Gerechtigkeit heißt.

Weiter aber als die sittlichen Begriffe mich leiten kann ich nicht kommen. Frägst du mich, wenn und wo das göttliche Gericht gehalten werden wird, worin die Belohnung und Bestrafung näher bestimmt, bestehe, wie sie werden ausgeführt werden, wie die Glückseligkeit, die wir in dem Reiche Gottes genießen sollen, beschaffen sey u. s. w., so weiß ich auf alle diese Fragen nichts zu antworten. Ich müßte mich und dich in jenes Sittenreich selbst versetzen können, ich müßte mit dir Erfahrungen darin gesammelt haben, wenn ich jene Aufschlüsse geben wollte. Ich kann also nichts thun, als die schwachen Spuren, welche ich von dem Sittenreiche hier in der Sinnenwelt finde, aufsuchen, um dadurch meine moralischen Ideen von jener Welt zu beleben, ob ich mir gleich nicht schmeicheln darf, eine anschauliche Erkenntniß von jenen überirdischen Gegenständen dadurch zu erlangen.

Belohnung und Bestrafung ist in der moralischen Welt kein Zwangsmittel, das Gute zu erzwingen, und das Böse zu vermeiden. Denn beides ist unmöglich. Das wahrhaftig Gute besteht in dem guten Willen, der

aus Freiheit erzeugt seyn muß. Wenn also auch seine Wirkungen durch die Aussicht auf die mit ihnen verknüpfte Belohnung hervorgebracht würden, so wären sie nicht das Gute, welches in einer moralischen Ordnung allein Belohnung verdient. Die Ursache der Handlungen würde der Reitz der Aussicht auf Glückseligkeit, nicht die Idee des Guten selbst seyn. Dann hätte aber die Handlung keinen moralischen Werth in Beziehung auf das handelnde Wesen, folglich hätte sie auch keine Belohnung verdient, und der Begriff, daß die Belohnung ein Mittel seyn sollte, das Gute im Willen hervorzubringen, zerstört sich also selbst. Eben so wenig kann die Strafe als ein Mittel vorgestellt werden, das Böse zu verhüten. Denn gesetzt, die Furcht vor der Strafe, verhinderte den Ausbruch des bösen Willens, so würde doch der böse Wille selbst immer bleiben. Denn dieser kann durch keine äußere Ursache, sondern allein durch die Freiheit des handelnden Wesens selbst gehoben werden. Die Furcht vor der Strafe ist aber eine äußere, von der Freiheit ganz verschiedene Ursache, weil hierbei eigentlich die äußeren Verhältnisse meinen Willen bestimmen, die ich nicht in meiner Gewalt habe.

Belohnung und Bestrafung gehören also nicht deshalb zu einer sittlichen Ordnung, um den guten Willen hervorzubringen, und den bösen zu vertilgen, dieses würde ein unmöglicher Zweck seyn; sondern sie gehören dazu als nothwendige Bestandtheile und Folgen derselben, weil in einem sittlichen Reiche nothwendig alles

was geschieht, durch den innern sittlichen Gehalt der Dinge bestimmt werden muß. Daß der böse Wille in dem Reiche Gottes keine Wirkungen hervorbringen könne, welche die göttliche Ordnung aufheben, ist nothwendig. Daß er aber selbst gut sey oder gut werde, ist in derselben gar nicht nothwendig, sondern steht ihm frei. Er soll nur gut seyn, wird aber auf keine Weise dazu gezwungen, wenn er nicht selbst freiwillig will.

Es gehört daher auch gar nicht zu einer sittlichen Ordnung, daß die Belohnungen mit den gesetzmäßigen und die Strafen mit den gesetzwidrigen Handlungen nach physischen Gesetzen verknüpft sind. Denn eine solche Anordnung würde nur die Aeußerungen der Freiheit hemmen, indem die unmittelbare Aussicht auf die Belohnung, schon für sich ein hinreichender Grund wäre, die gesetzmäßige Handlung zu erzeugen, wobei also der freie Wille nichts zu thun hätte; eben so wie die Furcht vor der gewissen Bestrafung einer gesetzwidrigen Handlung schon allein hinreichend ist, sie zu verhüten. Die Erfahrung, in welcher wir uns Kenntnisse von den sinnlichen Dingen erwerben, die in der Zeit wechseln, kann uns daher nie diesen Zustand der Vergeltung darstellen. Er ist eine Idee, deren Gegenstand nicht anders erwartet werden kann, als wenn der moralische Charakter bestimmt und vollendet ist, der also über das Grab hinaus versetzt werden muß, ob er gleich moralischgewiß eintritt. Da aber doch Alles, was ist, als zur moralischen Ordnung gehörig, bei der sittlichen

Voraussetzung, daß sie Realität hat, gedacht werden muß; so können wir auch schon hier über das zufällige Schicksal der Menschen so nachdenken, daß wir es ihnen zur Belohnung oder zur Strafe anrechnen, je nachdem es mit ihrem moralischen Verdienste, oder mit ihrer Schuld übereinstimmt, ob wir gleich nicht erwarten können, daß uns die Erfahrung eine solche moralische Ordnung darstellen werde, so daß wir die Begebenheiten in der Welt nicht mehr nach natürlichen, sondern nach moralischen Gesetzen erwarten müßten. Der religiöse Glaube an einen Zustand der Vergeltung gründet sich also ebenfalls allein auf moralische Begriffe.

Eilfter Abschnitt.

Nähere Auseinandersetzung des Begriffes von Gott.

Nach dem bisherigen wird es nun nicht mehr schwer seyn, den Begriff von Gott deutlich und bestimmt mitzutheilen, und das Ungegründete aller Zweifel, welche uns gegen die Wahrheit und Realität desselben aufstoßen sollten, zu entfernen. Denn wir haben 1) die Quelle entdeckt, aus welcher dieser Begriff geschöpft ist, und die ihm allein die Grundlage verschafft, worauf alle Merkmale gebauet werden müssen. Dieses ist nämlich der moralische Theil des Menschen, welcher ein Wesen fodert, das alles sittlichen Gesetzen unterwirft, wenn er an seine eigne Würde glauben soll. Wir haben 2) gesehen, daß der Grund, einen Gegenstand für diesen Begriff anzunehmen, ebenfalls in dieser moralischen Gemüthsstimmung lag, als welche den Glauben an Gott immer mehr und mehr ernährt und stärkt. Der Begriff von Gott muß also, eben wie der Glaube, an das Daseyn dieses Wesens, lediglich und allein auf moralischen Grund gebauet, und von da aus alle seine Merkmale gesucht werden. Es liegt nämlich in dem Begriffe eines Wesens, das als die Ursache einer durchgängigen sittlichen Ordnung gedacht wird:

1) Daß es als der Weltschöpfer oder Welturheber gedacht werden müsse. Denn wenn Alles moralischen Gesetzen gehorchen soll: so ist es nicht genug, daß der rohe Stoff, ein nach seinen eignen Gesetzen existirendes Chaos, von einem moralischen Wesen in Ordnung gebracht, und der moralischen Ordnung, so gut es angeht, angepaßt werde. Denn ein solcher Weltbaumeister würde durch die Beschaffenheit der Materie, da deren Natur und Wesen nicht von ihm abhinge, nothwendig eingeschränkt seyn. Folglich wäre es zweifelhaft, ob durch ihn auch wirklich eine durchgängige moralische Ordnung zu Stande kommen könnte, ob die ewigen und nothwendigen von ihm unabhängigen Gesetze der Materie, nicht die Ausführung seines Plans unmöglich machen würden; ja es würde nicht einmal das Recht einleuchten, eine solche Materie moralischen Zwecken zu unterwerfen. Wollte man dennoch annehmen, daß die ewige für sich bestehende Materie so beschaffen sey, daß sie zu Erbauung einer moralischen Welt tauglich wäre; so würde man einen bloßen Zufall, eine blinde Nothwendigkeit, als den hinreichenden Grund der moralischen Natur einer solchen Welt denken müssen, welcher Gedanke entweder gar keinen Sinn hat, oder so viel heißt, daß der Zufall der Grund der moralischen Ordnung, d. h. kein Zufall sondern ein moralisches Princip wäre, und man würde also statt Eines, zwei moralische Urwesen setzen, das eine, welches einen zu einer moralischen Welt tauglichen Stoff, und das andere, welches diesen Stoff

geordnet und nach moralischen Principien eingerichtet hätten. Eine solche Annahme würde sich vielleicht als eine bloße spekulative Hypothese vertheidigen lassen. Aber wenn diese beiden Principien doch in ihren Wirkungen durchgängig zusammenstimmen müßten, um sich einander nie entgegen zu arbeiten; so wären sie in der Idee doch nur Ein Princip, das aber in zwei Wesen wirklich wäre. Eine solche Hypothese würde nichts, als ein mystischer Versuch seyn, die Natur und das Wesen der moralischen Weltursache zu bestimmen. Wir würden dabei von dem einzigen richtigen Wege, uns eine Vorstellung von Gott zu machen, nämlich von dem moralischen, abweichen. Unsre moralische Vernunft fodert durchgängige Einheit in der Wirkung, durchgängige Zusammenstimmung mit dem Moralischen, und diese Einheit ist es allein, welche wir von einem moralischen Welturheber fodern, denn sie gebührt ihm nothwendig, mag sich übrigens seine Natur in so viele Theile zerspalten, als sie will. Wir wollen nicht in die Natur seines Wesens eindringen, wollen nicht ihn als Gegenstand erforschen. Denn wir würden doch nur auf Gedankenspiele ohne Grund stoßen. Nur durch das, was die moralische Vernunft fodert, wollen wir ihn denken, sicher, daß wir auf diesem Wege nicht irre gehen, ob er uns gleich nicht zur anschaulichen Erkenntniß desselben führt. Ihn umschließt kein Raum und keine Zeit. Denn beide gehören zur Welt, und sind selbst durch ihn; er ist ohne Grenzen, unendlich und ewig, und kann daher weder von einem Sinne, noch von der

Einbildungskraft erreicht werden. Alle Mühe, das was nicht in der Zeit ist, und die Unendlichkeit mit unserer Erkenntniß zu erreichen, ist vergeblich.

Die schnellen Schwingen der Gedanken,
Wogegen Zeit und Schall und Wind,
Und selbst des Lichtes Flügel langsam sind,
Ermüden über dir, und hoffen keine Schranken.
Ich häufe ungeheure Zahlen,
Gebürge Millionen auf;
Ich wälze Zeit auf Zeit und Welt auf Welt zu Hauf,
Und wenn ich von der grausen Höhe,
Mit Schwindeln wieder nach dir sehe,
Ist alle Macht der Zahl, vermehrt mit tausend Malen,
Noch nicht ein Theil von dir,
Ich zieh sie ab, und du liegst ganz vor mir!

Der moralische Welturheber muß aber auch alle Macht haben, welche nöthig ist, um ein so erhabenes Ganze zu Stande zu bringen. Er muß nicht blos dieses und jenes wunderbare und unbegreifliche Ding hervorzubringen im Stande seyn. Er muß alles hervorbringen können, was er will. Seine Macht muß also grenzenlos, d. h. Allmacht seyn. Denn nur der Allmächtige kann alle Hinderniße besiegen, die einer moralischen Ordnung im Wege stehen; nur er kann alles so schaffen, und einrichten, wie es seyn soll. Die Allmacht gehört also wesentlich zu einem moralischen Gotte.

Da aber Gott ein moralisches Wesen ist, wir uns aber von einem solchen gar keinen anderen Begriff ma-

chen können, als in wiefern wir es uns, als nach sittlichen Ideen wirkend vorstellen; so werden wir uns dasselbe als eine Intelligenz oder als ein vernünftiges Wesen vorstellen müssen, welches mit einem uneingeschränkten freien Willen versehen ist. Denn das Vermögen der Ideen nennen wir Vernunft, und das Vermögen, die Gegenstände dieser Ideen nach derselben hervorzubringen, einen Willen. Wir werden also die Gottheit durch Verstand und Willen denken müssen, zwar nicht so, daß wir den Verstand und Willen, wie wir ihn in uns durch Erfahrung kennen lernen, in sie verlegten, und so ihre Natur zu erkennen glaubten, aber doch so, daß wir dadurch ihr moralisches Verhältniß zur Welt denken, welches allein nach der Analogie unseres eignen moralischen Ichs geschehen kann. Es geschieht dieses blos in der Hinsicht, um uns die Welt, als die Wirkung eines moralischen Wesens vorstellen zu können. In dieser Rücksicht werden wir uns also Gott auch als begabt mit der größten Weisheit vorstellen müssen, wodurch er sich aller Dinge, wie sie in ein System moralischer Zwecke passen, und ein sittliches Reich ausmachen können, auf das allervollkommenste vorstellt, um eine solche Welt erschaffen zu können, die mit seinem heiligen Willen übereinkömmt. Von ihm als Welturheber, werden auch alle Gesetze der Natur abhängen, und er wird nicht minder der Gesetzgeber der physischen als der moralischen Wesen seyn, nur daß die ersteren den Gesetzen, die er giebt, blindlings gehorchen müssen, und

er ihnen die Abweichung unmöglich macht; die letzteren aber, weil er will, daß sie freie Wesen seyn sollen, zur Beobachtung der moralischen Gesetze nicht gezwungen werden, sondern die Befolgung oder Nichtbefolgung derselben allein ihrer Freiheit überlassen ist. Die moralischen Wesen finden diese Gesetze in ihrer eignen Natur, betrachten sich als die Urheber derselben, und legen sich selbst die Verbindlichkeit auf, ihnen zu gehorchen. Sie entdecken durch dieselben, daß sie zu einem übersinnlichen Reiche, zu dem Reiche Gottes gehören, und daß ihre eignen moralischen Gesetze, eben die göttlichen Gebote sind, die er an alle vernünftige Wesen ergehen läßt, damit sie sich durch deren Befolgung zu würdigen Gliedern des Reiches Gottes erheben.

2) Soll nun das moralische Reich bestehen: so muß Gott auch als der Regierer der Welt gedacht werden. In allen Räumen und durch alle Zeiten hindurch, muß er die Weltbegebenheiten so lenken, ordnen und erhalten, daß sie zu der moralischen Ordnung zusammenstimmen. Wir müssen sicher seyn können, daß uns nichts gegen seinen Willen wiederfahren kann. Diesen stäten moralischen Einfluß der Gottheit auf alle Begebenheiten nennen wir die Vorsehung Gottes. Durch sie sind wir gewiß, daß uns nichts in der Welt wiederfahren kann, als was er will, und daß alles, was uns begegnet, mit unsrer moralischen Bestimmung harmoniren müsse. Durch sie allein ist es möglich, daß wir den Zweck unsres Daseyns nicht verfeh-

len, wenn wir nur das unsrige dabei thun. Er ist allgegenwärtig, d. h. es nicht möglich, daß in irgend einem Punkte des Raumes etwas vorfiele, wovon er nicht wollte, daß es vorfalle oder vorfallen könne. Wie könnten wir also fürchten, daß uns etwas begegnen könnte, das zu unsrer moralischen Bestimmung nicht paßte? Die Natur mit aller ihrer Macht ist stets in seinen Händen. Wie vermöchte sie also, etwas zu thun, das unser Daseyn vernichtete, wenn dessen ewige Dauer zur Erreichbarkeit des Zweckes unseres Daseyns gehört, wenn in der sittlichen Ordnung ein moralisches Wesen mehr gilt, als die Natur, und diese nur als Mittel für jene in derselben gedacht werden kann? Die Vorsehung gehört zur Möglichkeit eines sittlichen Reichs nothwendig. Denn sie ist eben das, wodurch ein Sittenreich als bestehend gedacht wird. Mit der Vorsehung bestehet die Freiheit eingeschränkter Wesen, d. h. solcher, die ihr Daseyn der Natur verdanken, sehr wohl. Denn daß diese durch Freiheit wirken sollen, ist in dem Plane der Vorsehung. Daß sie den moralischen Gang der Weltbegebenheiten nicht aufheben können, dafür ist durch die Naturgesetze gesorgt, welche zwar nicht verhindern, daß ein freies Wesen gut oder böse seyn kann, aber doch bewirken, daß durch den bösen Willen der moralische Weltplan nicht gestört wird. Denn sich selbst mögen vernünftige Wesen als gut oder als böse in der Welt zeigen. Diese Freiheit ist dem Plane Gottes vollkommen gemäß. Aber Gottes Ordnung in der Natur zu zerstören, dazu sind alle freie

Wesen zusammengenommen viel zu ohnmächtig. Denn so sehr sie auch die Natur zu ihren eignen unsittlichen Absichten mißbrauchen; so bleibt diese doch immer Natur, und befolgt die ihr von Gott vorgeschriebenen Gesetze, und da diese dem sittlichen Zwecke der Welt untergeordnet sind; so müssen sie sich zuletzt unter ihn beugen, so sehr es auch scheinen mag, daß ihm durch sie entgegengewirkt wird. Wie dieses alles geschehe, wie die große Weltmaschine zu dem moralischen Zwecke der Gottheit wirke, wie das wieder gut gemacht werde, was der böse Wille zu verderben scheint; wie die höchste Weisheit für das Allerkleinste, so wie für das Allergrößte in der Welt Sorge trage; wie es möglich sey, daß seinem Blicke nichts entgehe, daß seine Sorgfalt sich auf alles erstrecke; alle diese Fragen kann kein Sterblicher auflösen. Die sittliche Ordnung erfodert es, daß wir es annehmen, und so fest wir an jene, aus moralischen Gründen glauben, eben so fest ist unser Glaube an das, ohne welches eine solche Ordnung gar nicht alles möglich gedacht werden könnte, ohnerachtet wir nicht das geringste von der Art und Weise verstehen, wie eine solche Ordnung ausgeführt werden mag, und wie die Eigenschaften an sich, beschaffen seyn mögen, welche die Gründe derselben enthalten.

3) Die Ausführung des moralischen Weltplans erfodert, daß Gott auch als Weltrichter gedacht werde, der die moralischen Gesetze ausübt und vollstreckt. Die Welt, welche er schaft, bezieht sich auf

moralische Zwecke. Alle Begebenheiten in derselben, werden durch den sittlichen Werth der Dinge bestimmt; die moralischen Wesen selbst aber haben in einer solchen Anordnung den höchsten Werth; auf sie bezieht sich die ganze übrige Natur. Sie wird aber doch nur mit ihrem moralischen Willen übereinstimmen können. Denn Gott hat sie nur zu moralischen Zwecken eingerichtet; folglich wird sie mit dem unsittlichen Wollen in Streit gerathen. In diesem Verhältniß Gottes zur Welt, wornach er alles mit der moralischen Würde der Wesen harmonisch einrichtet, besteht seine Gerechtigkeit. Er wird durch den Begriff eines Richters gedacht, der alle Güter und Uebel genau, nach dem Maaße der moralischen Würdigkeit oder Unwürdigkeit eines jeden vertheilt. Dieser muß allwissend seyn, um theils den Grad des Verdienstes und der Schuld eines jeden moralischen Wesens in jedem Augenblicke, theils die Bestandtheile des Schicksals, welches seinem Werthe gebühret, genau zu kennen. Denn sonst wäre es möglich, daß er sich in der Vergeltung betröge, und dem einen ein besseres oder schlimmeres Schicksal wiederfahren ließe, als in einer sittlichen Ordnung möglich ist.

Das Bewußtseyn, daß er einen durchaus heiligen gütigen und gerechten Willen hat, durch welchen zugleich Alles nothwendig und unwiderstehlich geschiehet, was zu einer moralischen Weltordnung gehört, daß also alles, was geschiehet, durch ihn geschiehet,

und mit seinem Willen übereinstimmt, ist die Seligkeit in Gott. Diese wird durch die bösen Thaten, welche in der Welt geschehen, oder durch die unmoralische Denkart freier Wesen nicht unterbrochen. Denn obgleich diese weder seinem Willen gemäß, noch durch ihn bestimmt sind; so ist es doch seinem Willen gemäß und durch ihn bestimmt, daß sie sollen geschehen können. Denn wenn er wollte, daß freie Wesen seyn sollten; so mußte er auch in ihnen die Möglichkeit zu sündigen wollen, und es unterbricht daher der böse Wille anderer freier Wesen, die göttliche Seligkeit gar nicht. Denn daß sie sind, stimmt mit seinem Willen vollkommen überein. Er hat aber ihren eignen Willen nicht bestimmt. Folglich stimmt es auch mit seinem Willen überein, daß sie sich freiwillig entweder zum Guten oder zum Bösen bestimmen; und die Ehre Gottes wird durch die Aeußerung des bösen Willens freier Wesen, eben so gut gepriesen, als durch die Aeußerung des guten Willens, wenn man nämlich beides blos als eine Thatsache betrachtet, welche durch den Willen Gottes möglich gemacht ist, und nicht auf den moralischen Werth der Personen sieht, welche handeln. Daß der Böse nicht ein freies Wesen ist, und sich zum Bösen entschließen kann, ist Gottes Wille. Daß er sich aber zum Bösen entschließen soll, ist seinem Gesetze gerade entgegen. Wenn er sich aber dazu entschließt (welches die Gottheit zulassen will, eben weil er ein freies Wesen seyn soll), so macht er sich blos selbst niederträchtig, ohne daß er im Stande wäre, das geringste von dem, was in dem ewigen

Rathe Gottes beschlossen ist, zu verrücken. So besteht also die Freiheit moralischer Wesen, mit der göttlichen Vorherbestimmung alles dessen, was geschieht, auf das allervollkommenste, weil durch diesen Rathschluß, nicht die moralischen Gesinnungen, sondern nur die Begebenheiten in der Zeit bestimmt sind, die sämmtlich aus Gesetzen folgen, welche sich durch den freien Willen beschränkter Wesen niemals abändern lassen.

Wie aber Gott die Vergeltung eigentlich ausübe; wenn, wie und wo das Weltgericht gehalten werde? Das sind Fragen, die in sich unverständlich sind, weil sie nach Zeit und Ort, nach menschlicher Art und Weise fragen, wovon in Gott und in dem moralischen Reiche nichts statt finden kann. Alle nähere Belehrung über die Beschaffenheit dieses Zustandes ist uns gänzlich verschlossen. Die Idee desselben ist nur durch den Begriff des moralischen Reichs herbei geführt. Indessen enthält doch selbst dieser Begriff eine Idee, wornach wir uns einen Zustand der Vergeltung denken können, und sogar denken müssen. Denn wenn ein böser Wille sich lauter unmoralische Zwecke vorsetzt, und sich in lauter unsittlichen Wünschen äußert; so muß nothwendig in einer göttlichen Ordnung so viel Disharmonie mit seinem Wollen und Wünschen erfolgen, als diese unsittlich sind, weil in der moralischen Ordnung alles nur nach sittlichen Gründen erfolgt, welches dem bösen Willen nie gemäß seyn kann. Und wenn nun ein Zustand, in welchem die Weltbegebenheiten unsern Wünschen widersprechen, im allgemeinen Unglückseligkeit

heißt; so wird ein freies Wesen in einer moralischen Welt in dem Grade unglücklich seyn, als es unsittlich ist. Da ferner die Uebereinstimmung der Natur mit unserm Willen und Wünschen im allgemeinen, Glückseligkeit heißt; so wird ein freies Wesen, das einen guten Willen hat, in einer sittlichen Ordnung auch nothwenwendig in dem Grade glücklich seyn müssen, als es gut ist. Denn in einer moralischen Welt, geschehen alle Begebenheiten nach Gesetzen, die aus der ewigen Güte, aus dem heiligen Willen fließen. Diese aber müssen nothwendig mit dem Willen und Wünschen der guten Wesen übereinstimmen. Diese Uebereinstimmung ist aber eben der Zustand moralischer Glückseligkeit. So wird es also begreiflich, wie aus der moralischen Ordnung natürlicher Weise ein unseliger Zustand für die Bösen, und ein seliger, wünschenswürdiger Zustand für die Guten entspringt.

Zweiter Theil.

Religiöse Betrachtung der Natur.

Einleitung

Betrachtung der religiösen Gesinnungen der Frauen.

Einleitung.

Uebergang zur religiösen Betrachtung der Natur.

Ich glaube, daß du bist, Heiliges, Weises und Gerechtes Wesen, ob ich dich gleich weder sehe noch fühle, ob du mir gleich ganz unbegreiflich bist! ich glaube an dich, wenn auch gleich die Natur, die mich umgiebt, mir keine Beweise von deinem Daseyn gäbe. Ich trage einen Beweis in mir, der stärker ist, als alles, was mich die Natur über so ein unbegreifliches Gut lehren kann. Dieser besteht in meinem eignen sittlichen Wesen, das sich laut in mir ankündiget, und zugleich dein Daseyn, Allmächtiger! bezeuget.

Wenn du aber wirklich bist, Allgütiger, wenn deine Weisheit allenthalben wirkt; sollte ich dann nicht auch schon hier Spuren derselben antreffen können? Zwar wäre es möglich, daß deine heiligen Absichten vor meinen Augen so sehr verborgen wären, daß ich sie nicht entdecken könnte, daß mir so gar alles mit denselben im Widerstreite zu seyn schiene. Dennoch würde ich an deinem Seyn und an deinem Wirken nicht zwei-

feln. Denn meine Ueberzeugung von dir beruhet nicht auf dem Anschauen deiner Macht, sondern auf dem Zeugnisse in mir. Und was könnte meine Kurzsichtigkeit gegen diese unverwerfliche Stimme beweisen? Könntest du nicht die weisesten Gründe haben, warum du mir den Anblick deines moralischen Reichs entzogen, und meine Aufmerksamkeit auf etwas gelenkt hättest, was mit den Gesetzen desselben keine Aehnlichkeit hat? — Bin ich mir nicht meiner Unwissenheit und Eingeschränktheit zu sehr bewußt, als daß ich mir erlauben sollte, aus dem, was ich nicht sehe, zu schließen, daß es auch nicht sey, wenn ein so triftiger, starker Grund, als das moralische Bewußtseyn in mir ist, mich zum Gegentheile auffodert? Ich bin gänzlich unfähig, mir durch die bloße Idee einer moralischen Welt, eine solche in der Einbildungskraft zu erzeugen, und sie mir gleichsam so zu schaffen, wie sie seyn muß. Nicht eine einzige Begebenheit, nicht ein einziges Ding kann ich in derselben bestimmen. Denn das einzige Nothwendige, was ich von ihr weiß, nämlich, daß allen Dingen moralische Zwecke zum Grunde liegen müssen, reicht nicht zu, um diese Dinge selbst zu bestimmen. Ich mag mir also durch mein Dichtungsvermögen gar kein Bild von einer moralischen Welt schaffen. Denn es würde zu nichts dienen, als mich meine Schwachheit nur noch mehr empfinden zu lassen. Aber ich setze bei Betrachtung der wirklichen Welt aus moralischen Gründen schon voraus, daß Alles in derselben seinen guten und weisen Zweck habe, ich behaupte dieses selbst da, wo ich nicht

die mindeste Spur davon entdecke, und wo es sogar meiner Kurzsichtigkeit so vorkommt, als ob die Weltbegebenheiten den moralischen Zwecken zuwider liefen. Dieses Alles soll und kann mich nicht hindern, weise und gütige Absichten durchgängig in der Welt zu glauben, von denen mich mein inneres moralisches Wesen, unabhängig von allen äußeren Erfahrungen, überzeugt.

Aber daß ich bei dieser inneren Ueberzeugung das, was mich umgiebt, aus diesem moralisch-religiösen Gesichtspunkte betrachte, daß ich begierig bin, auch mit meinem Verstande Spuren in der Sinnenwelt zu entdecken, in welchen sich die vorausgesetzte sittliche Ordnung oder das Reich Gottes offenbaret. Dieses ist die natürlichste Folge einer moralisch-religiösen Gemüthsstimmung. Ich gehe also in die Natur hinein, um zu versuchen, ob ich nicht auch schon in ihr, durch mein Erkenntnißvermögen, Winke entdecken kann, die auf den weisen und gütigen Urheber der Welt hindeuten, und die mich einen Blick in die Ausführung einer Idee thun lassen, von deren Realität ich schon vorher überzeugt bin. Eine solche Entdeckung würde meinen Geist erwärmen, meinen Begriffen Leben, und meinem Willen Stärke verschaffen; ich würde mich unendlich freuen, etwas anzuschauen, daß mit meiner sittlichen Ueberzeugung übereinstimmt. Wenn ich aber auch nichts davon wahrnehmen, wenn ich auch nicht eine Spur des Zusammenhanges der sichtbaren Welt mit dem göttlichen Plane entdecken könnte, so würde mich dieses

dennoch in meinem Glauben, daß eine sittliche Ordnung wirklich da sey, gar nicht irre machen. Ich würde nur glauben, daß der Raum, den ich übersehe, so beschränkt ist, daß ich von dem Zusammenhange desselben mit den Absichten der Gottheit nichts entdecken kann. Dieses würde mich aber gar nicht verhindern, eine solche Verknüpfung als gewiß vorauszusetzen. Denn daß ich in der Erfahrung die Spuren der göttlichen Vorsehung bemerke, ist gar nicht der Grund, weshalb ich an sie glaube; ich könnte mich immer noch in den Deutungen der Naturbegebenheiten irren, und etwas für einen sittlichen Zweck halten, was es doch nicht ist; es ist genug, wenn jene keine Thatsache enthält, welche der Voraussetzung eines moralischen Welturhebers widerspricht. Der Grund des Glaubens an denselben liegt in meinem moralischen Bewußtseyn, und ist daher von aller Erkenntniß der Dinge unabhängig. Dennoch muß ein Zusammenhang zwischen den letzteren und meinem religiösen Glauben statt finden, gesetzt, ich könnte ihn auch nicht entdecken, finde ich aber das Band, welches beide verknüpft, finde ich Thatsachen in der mich umgebenden Natur, welche mit dem, was meine moralische Vernunft fodert, zusammenstimmen; desto besser. Ich kann sie dann als Bestätigungsgründe meines religiösen Glaubens betrachten; ich kann dann meine sittlichen Voraussetzungen als Mittel gebrauchen, das aufzulösen, was in der Natur selbst ein ewiges Räthsel bleibt. Die Finsternisse in der Welt machen mich nicht irre, und die hellen Theile erleuch-

ten mich, und geben mir neues Leben. Was kann ich mir besseres wünschen, als diese Gemüthsstimmung, in welche mich mein Religionsglaube setzt? Die Erkenntnisse, die mit ihm übereinstimmen, sind ihm vortheilhaft, und diejenigen, welche mit ihm in keinem Zusammenhang zu bringen sind, schaden ihm nicht. Ich habe also nichts als Gutes von der Betrachtung der Natur zu erwarten; ich weiß, daß ich in Gottes Welt bin, wenn ich auch im Finstern darin herumtappen müßte, wenn auch das Licht, welches mich leitet, ein Zwielicht wäre, das mir die Gegenstände unrichtig oder wenigstens undeutlich vorstellte. Was geht dieses meine Religion an? Diese stehet für sich auf dem Boden meiner moralischen Gesinnung fest, und bedarf keiner Stütze von außen. Es ist also nur ein Versuch, den ich mache, indem ich mich in die Natur begebe, um Spuren der Macht, Weisheit und Güte Gottes zu suchen, ein Versuch, ob auch ich mit meinen natürlichen Erkenntnißkräften sie finden kann. Denn daß sie da sind, weiß ich schon, weiß ich so gewiß, als ich weiß, daß ich zur Tugend verpflichtet bin.

Erster Abschnitt.

Spuren der göttlichen Macht in der Natur.

Du bist also Herr der Natur, Allmächtiger! du bist Schöpfer der Welt. Alles, was ich sehe, ist durch dich! Du hast die todte Materie, so wie die lebendigen Kräfte deinen weisen Absichten mit unwiderstehlicher Macht unterworfen. Das weiß ich, wenn ich es auch nicht sehe, ich glaube es meiner moralischen Vernunft. Aber noch ist mein Begriff von deiner Macht kalt und leer; ich habe keine anschauliche Vorstellung davon. Auch werde und kann ich diese nimmer mehr erlangen. Mein Verstand kann nur das denken, was Sinne und Einbildungskraft ihm liefern, nur was Grade hat, und in Grenzen eingeschlossen ist, kann ein Gegenstand meiner Erkenntnißkraft werden. Das Unbegrenzte, das Unendliche kann mein Geist, bei aller Anstrengung, nicht erreichen.

Aber wenn das Begrenzte, das Eingeschränkte, was mir vorschwebt, so groß, so erhaben ist, daß ich es mit meinen Sinnen nicht fassen, mit meiner Einbildungskraft nicht erreichen kann, wenn die Kräfte, welche die Natur enthält, so groß, und so mächtig sind, daß sie mir selbst, wie das Unendliche vorkommen, und daß mein Vorstellungsvermögen verzweifeln muß, je die Erkenntniß davon zu vollenden; wenn ich dann über-

lege, daß alle die Kräfte der Natur, über deren Betrachtung mein Geist schwindlich wird, daß das ganze Weltall, welches den unendlichen Raum mit zahllosen mannichfaltigen Wesen erfüllt, wenn ich überlege, daß Alles dieses noch millionenmal vermehrt, wie nichts gegen die Allmacht ist, daß es ihr nur einen einzigen Wink kostet, das Alles zu erschüttern, zu vernichten, oder es anders zu machen; so erregt dieses mein tiefstes Erstaunen; und ich fühle die ganze Erhabenheit meines Begriffs, indem ich mein Unvermögen wahrnehme, ihn durch die Vorstellung der ungeheuren Weltmasse, die ich in meiner Einbildungskraft nie zu groß annehmen kann, zu erreichen. Ich stelle mir nur ein Werk von ihm vor, das seine Macht noch lange nicht erschöpft, das wie nichts ist; wenn ich es mit seiner Größe vergleiche, und das doch eine Spur davon an sich trägt, weil es durch sie wirklich geworden ist. Die Betrachtung der Welt läßt mich daher den Inhalt meines Gedankens, von der Größe und Macht Gottes dadurch wahrnehmen, daß sie mir etwas Wunderbares und Erstaunenswürdiges vorstellt, das so groß ist, daß ich es gar nicht fassen kann, und das doch, mit seiner Macht und mit seiner Größe verglichen, gar nichts ist, da es immer noch Grade hat, und in Grenzen eingeschlossen ist, das Begrenzte und Beschränkte aber mit der unendlichen Macht Gottes nie eine Vergleichung zuläßt.

Je mehr sich unsere Erkenntniß von der Größe der Welt und den darin enthaltenen Kräften erweitert, desto

fühlbarer wird die Erhabenheit der Idee des Allmächtigen werden, desto lebhafter wird unsre Vorstellung von dem Unermeßlichen. Wir haben hierin einen großen Vorzug vor unsern Vorfahren, und unsre Nachkommen werden ihn wahrscheinlich vor uns haben. Denn so weit, wie wir die Alten an Erkenntniß der Natur übertreffen, so weit, und vielleicht noch weiter, werden wir von den folgenden Geschlechtern an der Einsicht in das Weltgebäude übertroffen werden. Die Alten kannten nicht vielmehr als unsre Erde, und selbst von dieser hatten sie nur sehr kümmerliche Vorstellungen, wenn wir sie mit den neuesten Erkenntnissen darin vergleichen; von den Himmelskörpern hatten sie nur äußerst unvollkommne Begriffe, die mit dem, was wir von denselben wissen, in keine Vergleichung kommen, und dennoch fanden sie schon große Nahrung für ihre Bewunderung und Erstaunen, und wurden zu den erhabensten Empfindungen durch die Betrachtung der Natur fortgerissen.

Ohnerachtet nun weder eine vollkommne Erkenntniß der Erde noch des Himmels dazu gehört, um die Religion in den Herzen der Menschen zu begründen, da sie, wie wir gesehen haben, von der Tugend abhängt, und daher weit stärker in dem Herzen des gemeinsten Menschen seyn kann, der nicht zehn Meilen weit über das Dorf hinaussieht, wo er geboren ist, als in dem größten Naturforscher und Astronomen; so treibt uns doch diese tugendhaft-religiöse Gesinnung selbst

dazu an, das, was uns umgiebt, aus dem religiösen Gesichtspunkte zu betrachten, und diese Betrachtungsart wird natürlicher Weise um so mehr Stoff gewinnen, und daher auch desto rührender und erhabner werden, je mehr sich unsre Erkenntniß der Naturdinge ausbreitet *). Denn es giebt kein Mittel, uns eine, unserer Fassungskraft angemessene, Vorstellung von der Gottheit zu machen, als die Betrachtung der Natur welche, da sie sein Werk ist, nothwendig Spuren seiner erhabenen Eigenschaften und Kräfte enthalten muß, und wenn sie uns auch nur den allergeringsten Theil von den Wirkungen seiner Macht, Weisheit und Güte sehen läßt; so wird sie uns doch mit einem Maaßstabe bekannt machen, der eben dadurch, daß er mit den unbeschränkten Eigenschaften der Gottheit immer unendlich klein bleibt, und doch für alle unsre Vermögen unendlich groß ist, uns die Erhabenheit und Unerreichbarkeit der Idee Gottes empfinden läßt.

*) Virtus, quam affectamus, magnifica est; non quia per se beatum est, malo caruisse; sed quia animum laxat et praeparat ad cognitionem coelestium. Senec. praef. lib. natural. quaest.

Auch Lambert in seinen kosmologischen Briefen wird zu der Idee seines erhabenen Sternensystems nur dadurch gebracht, daß er von der Religion ausgeht. Er schließt nicht: Weil mein Sternensystem wahr ist; so ist ein Gott; sondern: Weil ein Gott; so erhalten meine analogischen Schlüsse, bei denen ich zugleich allenthalben Absichten voraussetze, Wahrscheinlichkeit. Alle Teleologie muß die Gottheit schon voraussetzen, und darnach die Naturkenntnisse benutzen.

Es ist nicht zu leugnen, daß der Mensch eine desto lebendigere Vorstellung von Gott erhält, je mehr sich die Natur vor seinen Blicken entfaltet, und je tiefer er mit seinem Verstande in ihre geheimen Gesetze eindringt. Aber es gehört zu dieser tieferen Erkenntniß der Natur eine Vollkommenheit des Verstandes, die nur wenig Menschen besitzen, und da diese religiösen Betrachtungen allgemein faßlich seyn sollen; so wollen wir uns begnügen, die Aufmerksamkeit auf diejenigen Resultate der Naturforschungen zu richten, in welchen uns auch der gemeinste Verstand folgen kann, welche zwar durch viele mühsame und gelehrte Untersuchungen erst entdeckt sind, und im Zusammenhange mit ihren Gründen größtentheils nur von gelehrten Männern begriffen werden können, aber doch in so weit für jedermann faßlich sind, als zur Bewunderung der unerreichbaren Erhabenheit des Urhebers dieser großen Kräfte nöthig ist.

Hier wollen wir nun zuerst bei unsrer Erde anfangen. Welche erstaunlichen, alle unsre Vorstellungskraft übersteigenden Kräfte enthält sie nicht! Wie müssen wir nicht unsre Einbildungskraft anstrengen, um uns nur ein gehöriges Bild von ihrer Größe zu machen. Wir können mit unsern bloßen Augen kaum 10 Meilen weit sehen. Wir wissen aber nach den Untersuchungen der neueren Weltweisen, daß die Erdkugel 1720 geographische oder große teutsche Meilen dick ist, und daß ihr größter Umkreis 5400 solcher Meilen beträgt. Und

jeder Theil in dieser ungeheuren Masse, welche durch die sie umgebenden Luft noch sehr vermehrt wird, ist mit Kräften versehen, die unaufhörlich nach beständigen Gesetzen wirken. Wie setzt uns nicht schon der Anblick einer Dampfmaschine in Erstaunen, und welch ein kleiner Theil der ganzen Kraft unseres Erdkörpers wird hier angewandt! Was ist aber dieses Werk der Kunst, wenn man es mit der Kraft vergleicht, welche die Natur gebraucht, wenn sie mehr als die halbe Oberfläche der Erde durch ihre Stöße erschüttert, wenn sie ganze Berge, die ihr im Wege sind, fortschleudert *); wenn

*) In den vulkanischen Ausbrüchen und in den Erdbeben wird unstreitig die große Macht der Natur am sichtbarsten, weil wir deren Wirkungen sinnlich anschauen, da wir uns zu den Bewegungen der Himmelskörper, ohnerachtet die dabei wirkenden Kräfte noch viel größer sind, doch nur durch sehr schwache Einbildungen erheben können, und unser Begriff davon wenig anschauliches enthält, da wir weder die ungeheuren Massen der Weltkörper noch ihre Bahnen, durch die Einbildungskraft erreichen können. Dagegen sind jene Zerstörungen sichtbar, und unsre Phantasie kann die langen Erdstrecken und die gewaltigen Gebirgsmassen mit ihren Verwüstungen und Erschütterungen, sich vorstellen. Daher scheinen die sichtbaren großen Wirkungen der Natur auf der Erde das allergemeinste Mittel zu seyn, die Idee der Macht Gottes zu beleben, weil sie jedermann fassen kann. Das Erdbeben, welches 1755 Lissabon zerstörte, ist von Grönland bis in Afrika verspürt worden. An der Insel Guadeloupe und bei Martinique zog sich das Meer an dem Tage

sie durch Stürme das ganze Weltmeer in die Höhe hebt, und alle Theile desselben in die fürchterlichsten Bewegungen setzt, oder wenn sie ihr gewöhnliches Geschäft verrichtet und die ganze ungeheure Wassermasse, welche die Erde umgiebt, hin und her bewegt *)? Die fürchterlichen Orkane in Westindien, welche die stärksten

dieses großen Erdbebens zweimal zurück, und stieg bei der Rückkehr 10 bis 12 Fuß hoch. Im Jahr 1601 wurde fast ganz Europa und ein Theil von Asien durch ein Erdbeben erschüttert. Auf der Insel Mindanao ward im Jahr 1640 der Gipfel eines Berges über eine deutsche Meile weit weggeschleudert. Welche unermeßliche Kraft offenbart sich schon in diesen Wirkungen!

*) Die sogenannte Ebbe und Fluth, oder das täglich zweimal abwechselnde Steigen und Fallen des Meeres offenbaret ebenfalls eine erstaunliche Macht, ob gleich die Wirkung davon weniger auffällt, weil sie an den mehresten Orten sanft erscheint, und die Sinne nicht sehr erschüttert. Aber wenn man sich an den Amazonenstrom versetzt; so wird die Wirkung sehr auffallend, und man kann in diesem Bilde sich die Bewegung der ganzen Wassermasse vorstellen, ob sie gleich sich nicht allenthalben mit so vieler Heftigkeit zeigt. Die Fluth in der Mündung dieses großen Stroms ist um den Neu- und Vollmond fürchterlich. Sie erreicht um diese Zeit in ein paar Minuten ihre ganze Höhe. Wasserberge von 12 — 15 Fuß in der Höhe, wälzen sich nahe hinter einander her mit betäubenden Getöse in den Fluß, und nehmen seine ganze Breite ein. Welch einen Widerstand würde eine solche Macht überwinden können!

sten Eichbäume, wie dünne Ruthen zerknicken, Städte wegkehren, und ganze Gebirgsmassen mit sich fortführen; die gewaltige Kraft des Blitzes, wo ein kleiner Theil Materie in der kleinsten Zeit, die festesten Metallmassen durchbohrt, und tausend andere Erscheinungen in der Natur geben uns ebenfalls Beispiele der gewaltigen Stärke der Naturkräfte. Und wenn wir unsre Aufmerksamkeit auf das Gewühl auf und in der Erde richten, auf die Mannichfaltigkeit der Geschöpfe, auf die lebendigen Wesen, mit denen jedes Stäubchen der Erde, und jeder Wassertropfen besetzt ist, wenn wir die schönen Gebäude organischer Wesen betrachten, die unendliche Mannichfaltigkeit thierischer Körper, die eben so große oder noch größere Verschiedenheit der Pflanzen, und wenn wir dabei bedenken, daß dieses alles durch die Kräfte der Natur erzeugt, und in unaufhörlichem Wechsel erhalten wird. Wenn wir erwägen, daß diese so wunderbare zeugende Kraft in so unendlich verschiedenen Abwechselungen in der Natur liegt, und ohne Rast ein stetes Leben in den mannichfaltigsten Formen hervorbringt; so gerathen wir in ein stummes Erstaunen, und unsre Einbildungskraft ist gänzlich unvermögend, die Größe und Dauer dieser Kräfte in eins zusammen zu fassen. Und was ist das alles, was wir sehen, gegen den ganzen Inbegriff aller Kräfte der Materien, welche in der Erde liegen, und was ist dieser gegen die Kräfte unseres ganzen Sonnensystems, und was sind diese, verglichen mit dem ganzen Weltall, nur so weit uns dieses durch die höchst wahrscheinlichen

Vermuthungen neuerer Weisen bekannt ist; und endlich, was sind diese Kräfte alle zusammengenommen, gegen die Allgewalt dessen, der sie durch einen einzigen Wink zur Wirklichkeit rief! Doch wir wollen uns diesem erhabenen Gedanken nur nach und nach zu näheren suchen, um ihn in seiner ganzen Stärke zu empfinden.

Das erstaunenswürdigste Beispiel von Macht giebt die ganze Mechanik der körperlichen Natur, ein wahres Sinnbild der Allmacht für uns, da ihre Wirkungen alle Vorstellungen der allerkühnsten Einbildungskraft übersteigen. Wir wollen bei dem anfangen, was sie an unsrer Erde verrichtet. Durch sie wird zuerst die erstaunliche Masse, deren körperlicher Inhalt 2659 Millionen Kubikmeilen beträgt, zusammengehalten, und in die Form einer Kugel gepreßt. Zugleich hält sie diesen Körper im Freien ohne fernere Stütze, wälzt ihn, ohne Hebel um seine eigne Axe mit großer Schnelligkeit, alle 24 Stunden herum, und führt ihn mit alle dem, was sich auf ihm und in seiner Atmosphäre befindet, alle Jahre einmal um die Sonne. In jeder Stunde vollendet ein Erdpunkt an dem Aequator 225 geographische Meilen durch die Schwungkraft, mit welcher sich die Erde um ihre Axe bewegt; aber diese Geschwindigkeit ist nur sehr gering gegen die, mit welcher die ganze Erde um die Sonne getrieben wird. Der Kreislauf, den sie jährlich vollendet, besteht aus einem Wege von beinahe 130 Millionen großen Meilen, und sie muß daher mit allen, in und auf ihr befindlichen Ge-

schöpfen, in jedem Tage 54,000 Meilen durch den unermeßlichen Raum des Himmels fliegen. Wie verschwinden doch alle die Kräfte, welche auf der Erde das Menschengeschlecht mit Furcht und Entsetzen erfüllen, wenn wir sie mit der Gewalt vergleichen, die dazu gehört, die ganze Erdmasse mit allem, was in ihr ist, also auch mit allen in ihr enthaltenen Kräften, wie einen leichten Ball durch die Lüfte zuführen.

Aber was ist doch unser Erdball gegen das Sonnensystem, und gegen den ganzen Weltraum? Unsre Vorstellung von dem letzteren ist durch die scharfsinnigen Beobachtungen eines Halley, Bradley, de la Caille, de l'Isle und durch die tiefsinnigen Untersuchungen eines Newton, Euler, de la Grange, de la Place und anderer unsterblicher Männer bis zum Erstaunen erweitert worden, ob gleich schon die ältesten Naturforscher durch die noch eingeschränkte Erkenntniß, die sie von dem Weltsysteme hatten, in die höchste Entzückung versetzt wurden. Wir wollen also diese so erweiterte Erkenntniß des Himmels, so weit sie für die allgemeine Fassungskraft, auf welche wir unserm Zwecke gemäß, Rücksicht nehmen müssen, mittheilbar ist, in der Kürze darzustellen suchen.

Das erste, was unsre Aufmerksamkeit außer der Erde auf sich zieht, ist der große Raum, der unsern Weltkörper umgiebt, in welchem Mond und Sonne schweben, und der mit einer zahllosen Menge blitzen-

der Punkte besäet ist. Das bloße Auge findet hier keine Grenzen, und er scheint ihm unermeßlich. Aber unser eingeschränktes Gesicht würde doch nur ein schwaches Zeugniß von seiner Unermeßlichkeit abgeben, wenn nicht die größten Vergrößerungsgläser uns immer weiter geführt, und die sichersten Berechnungen tiefsinniger Geister, uns einen solchen Umfang dieses Raumes bewiesen hätten, der alles übertrift, nicht nur, was die Sinne fassen können, sondern auch, was die dichterischste Einbildungskraft mit der größten Anstrengung zu schaffen vermag. Wir wissen, daß alle die Sterne, welche vor unsern Augen wie kleine Pünktchen in der Luft zu schimmern scheinen, Weltkörper sind, wovon der allergrößte Theil unsre Erde am Umfange und Größe unendlich weit übertrift, daß wir kaum den allerkleinsten Theil der in dem Raume befindlichen Weltkörper mit bloßen Augen entdecken, daß uns die Fernröhre noch viele tausende mehr zeigen, und daß wir durch Vernunftschlüsse es wahrscheinlich machen können, daß die Zahl der Welten, die uns noch verborgen sind, die schon entdeckte Menge bei weiten übertrift. Alle diese Welten wälzen sich durch weite Räume, und werden auf ähnliche Art bewegt, als unsre Erde. Hieraus kann man schon vorläufig schließen, was für ein ungeheurer Raum dazu gehören müsse, diesen Weltmassen ihre freie Bewegung zu verschaffen.

Wir sind zwar nicht im Stande, die Größe und Anzahl der himmlischen Körper ganz genau abzumessen

und zu bestimmen, besonders derer, welche allzuweit von uns entfernt sind. Aber es ist doch gewiß, daß die mehresten der sichtbaren uns umgebenden Gestirne weit größer sind, als unsre Erde, und daß die unsichtbaren, welche nur durch Fernröhre erreicht werden, sie noch weit mehr an Größe übertreffen. Blos der Mond, Venus, Merkurius und Mars sind von den sichtbaren Sternen, kleiner als unsre Erde. Jupiter ist nach Bode 1474 mahl, Saturnus 1083 mahl, und Uranus 83 mahl größer, als unsre Erde; die Sonne aber ist 1,448000 mahl größer, und überhaupt 765 mahl größer, als alle uns bekannte Planeten und Nebenplaneten zusammengenommen. Man stelle sich eine Kugel um die Erde vor, die bis an den Mond reichte, so wäre diese, wenn der Mond 60 Erdhalbmesser von uns steht, 216000 mahl größer als die Erde, aber doch $3\frac{1}{4}$ mahl kleiner als die Sonne. Die Größe der übrigen Sterne ist noch nicht berechnet, und es kann auch wegen ihrer allzugroßen Entfernung nicht geschehen, ob es gleich aus vielen Gründen, welche aber nur Kennern der Astronomie begreiflich sind, sehr wahrscheinlich ist, daß sie eben so groß, und viele derselben wohl noch größer sind, als die eben genannten Gestirne. Und die Menge dieser erstaunenswürdigen Weltkörper übertrift vielleicht alle Zahl. Doch wir wollen unsern Begriff von der Größe des Himmels nicht durch Dichtungen erweitern, wir wollen uns nur an das halten, was uns die Erfahrung hierüber lehrt. Nach Herrn Bodens neuestem Verzeichnisse entdeckt das Auge ohne Fernröhre

an dem Himmel mehr als 3000 Sterne. Und die Menge derer, welche durch Fernröhre sichtbar werden, ist unzählbar, und vermehrt sich bei jeder wiederholten Beobachtung. In dem einzigen Orion zählt Baugondy 2500, in dem Siebengestirn Bode 120 Sterne. De la Caille hat allein an dem südlichen Himmel gegen 10,000 Sterne beobachtet, de la Lande hat am nördlichen Himmel vom Pole bis zum 45sten Grade die Stellen von 8000 Sternen bestimmt, die bisher noch in keinem Sternenverzeichnisse vorkommen, und gedenkt in wenig Jahren 25000 Sterne beobachtet zu haben. Ein ganzes Meer von Sternen scheint die Milchstraße zu enthalten. Unser berühmter Landsmann in England, Herschel, fand durch sein zwanzigfüßiges Spiegelteleskop an manchen Stellen der Milchstraße, in einem Raume von 15 Minuten Weite, gegen 600 Sterne, also in einem Raume, so groß als die Sonne oder der Mond zu bedecken scheinen, auf 2400. Die Fixsterne sind nach der gemeinschaftlichen Behauptung der Astronomen eben so viel Sonnen, um welche sich Planeten, wie um die unsrige bewegen. Die Fernröhre zeigen uns noch eine Menge kleiner weislicher Flecke, von verschiedenem Glanze, von welchen manche durch starke Vergrößerungen als Häufchen kleiner Sternchen erscheinen. Man nennt diese Sternensammlung Nebelsterne oder Nebelflecke. Es sind ohne Zweifel lauter Systeme von Welten, von welchen manche größer seyn mögen, als das ganze System, zu welchem unsre Sonne gehört, mit den Sternen der Milchstraße

zusammengekommen. Vor Herschel zählte man nicht viel über hundert solcher Nebelflecke; er allein hat schon 2000 gefunden. Man denke, daß jeder derselben nicht ein einzelner Stern ist, sondern daß er eben so viele in sich faßt, als unser ganzer sichtbarer Himmel zusammen begreift, und dennoch hat unsre Einbildungskraft dadurch noch lange nicht ein würdiges Bild des ganzen Weltalls erreicht. Wie viel mögen nicht Kometen in dem unermeßlichen Raume umher irren, die noch kein menschliches Auge beobachtet, und kein Scharfsinn vermuthet hat. Es ist wahrscheinlich, daß es mehrere tausende giebt. Lambert bringt nach einem mäßigen Ueberschlage 4000 heraus, und seine Berechnung, so wie die Vermuthung, daß es deren noch vielmehr gäbe, stützt sich auf gute astronomische Gründe. Wen muß nicht der Gedanke an so viele Legionen großer Weltsysteme in das tiefste Erstaunen versetzen! Wer kann sich ein angemessenes Bild auch nur von einem einzigen dieser Weltkörper machen, und wie sehr bleibt die Einbildungskraft zurück, wenn sie es versuchen will, sich das ganze System der Sonnen vorzustellen!

Alle diese Welten, diese ganzen Systeme von Erden und Sonnen, welche an Menge, die Zahl der Tropfen des Weltmeers weit übertreffen, schweben nun in dem unermeßlichen Raume, und beschreiben unübersehbare Bahnen, ohne sich im Mindesten in ihrem Laufe zu stören, oder zu nahe zu kommen. Welche Kräfte werden erfodert, um diese ungeheuren Massen zu bewegen und in Ord-

nung zu erhalten, und welcher Umfang des Raumes gehört dazu, ihnen Platz zu verschaffen? Um uns die Größe des Weltraumes nur einigermaßen vorzustellen, wollen wir bei dem Raume anfangen, den unser Sonnensystem einnimmt, weil wir ihn am bestimmtesten kennen. Ein Sonnensystem besteht aus einer gewissen Anzahl dunkler Weltkörper, die sich in verschiedenen Abständen und in verschiedenen Bahnen um eine gemeinschaftliche Sonne herumschwingen, und von derselben erleuchtet werden. Zu unserm Sonnensysteme rechnen wir bis jetzt unsre Sonne, welche den Regenten der übrigen vorstellt, sieben Hauptplaneten, vierzehn Monden und mehrere Kometen, deren Zahl nicht bestimmt ist. Beinahe in der Mitte von den Bahnen der Hauptplaneten, befindet sich die Sonne, und streut durch einen unermeßlichen Raum, rund um sich her ihre Stralen über die ihr untergeordneten dunklen Weltkörper aus. Sie behält gegen die Planeten ihren Ort beständig, und wälzt sich um ihre eigne Axe aller fünf und zwanzig Tage. Um diese große Sonne bewegen sich nun die Planeten in verschiedenen Entfernungen und Geschwindigkeiten. Merkur ist nur acht Millionen deutsche Meilen von der Sonne entfernt, und schwingt sich in dieser Entfernung in etwas mehr als 87 Tagen durch eine Laufbahn um die Sonne, welche funfzig Millionen Meilen lang ist. Auf ihn folgt in einem größern Abstande die Venus. Dieser Planet läuft innerhalb 224 Tagen, 16 Stunden, 48 Minuten, in einer Bahn von vier und neunzig Millionen Meilen, einmal um die

große Sonnenkugel, von welcher er funfzehn Millionen Meilen entfernt ist. Auf die Venus folgt unsre Erde, welche über zwanzig Millionen Meilen von der Sonne entfernt ist, und binnen 365 Tagen, 6 Stunden, 9 Minuten einen Weg um die Sonne macht, welcher Eilf hundert und neun und zwanzig Millionen Meilen lang ist. Wirbelnd um den Erdball herum, wird der Mond zugleich mit ihm, um die Sonne geführt, der etwa Ein und funfzig tausend geographische Meilen von der Erde entfernt, und beinahe sechszigmal kleiner, als die Erde ist. Weiter hinaus umwandert Mars seine Laufbahn von beinahe zwei hundert Millionen Meilen, wozu er fast zwei Jahre Zeit braucht. Er ist beinahe zwei und dreißig Millionen Meilen von der Sonne entfernt. Auf diesen folgt Jupiter, der größte unter allen Planeten. Sein Abstand von der Sonne beträgt hundert und sieben Millionen große deutsche Meilen, und der Umfang seiner Laufbahn beträgt über 674 Millionen solcher Meilen, wozu er noch nicht zwölfe unsrer Jahre nöthig hat. Beinahe in einem noch einmal so großen Kreise schwingt sich Saturn um die Sonne; sein Abstand von derselben beträgt hundert sieben und neunzig Millionen große deutsche Meilen, und diese weite Laufbahn, deren Umfang 1236 Millionen Meilen beträgt, durchwandert er in 29 Jahren, 167 Tagen, 22 Stunden. Außer diesen sechs Weltkörpern kannte man bis zum Jahre 1781 keinen Planeten mehr, d. i. einen solchen Weltkörper, der in einer fast kreisrunden Laufbahn um die Sonne läuft. In dem gedachten Jahre aber

wurde von dem eifrigen und glücklichen Himmelsbeobachter Herschel ein neuer Planet entdeckt, welcher den Namen Uranus bekommen hat, und wodurch der Raum, den unser Sonnensystem einnimmt, außerordentlich ist vergrößert worden. Denn er ist noch einmal so weit, also beinahe vierhundert Millionen geographische Meilen, von der Sonne entfernt, und vollendet seinen Lauf um dieselbe erst in vier und achtzig Jahren, binnen welcher Zeit er einen Weg von zwei tausend vierhundert fünf und achtzig Millionen Meilen macht. Vielleicht ist dieser Planet noch nicht der letzte in unserm Sonnensystem.

Noch größer wird die Vorstellung von dem Raume unseres Sonnensystems, wenn wir zugleich die Laufbahnen der Kometen erwägen, die, wie wir jetzt wissen, nicht bloße Luftzeichen, sondern eben so gut Weltkörper sind, als die Planeten, und wovon mehrere weit größer seyn mögen, als unsere Erde. Sie gehören zu unserm Sonnensysteme, und schwingen sich, wie die Planeten, in bestimmten Zeiten um die Sonne, ob sie gleich in keinen kreisförmigen Wegen, sondern in sehr langen elliptischen Bahnen um den großen Feuerball herum wandern. Diese wunderbaren Weltkörper durchkreuzen die Zwischenräume der Planetenbahnen nach allen nur möglichen Richtungen. Eine kurze Zeit über, wenn sie zur Sonne eilen, sind sie uns sichtbar, und entfernen sich darauf von uns weit über die Bahnen des Saturnus und Uranus hinaus, wo sie denn gänzlich aus dem Kreise unsrer Beobachtung verschwinden

und, oft erst nach hundert und mehreren Jahren zurück kehren. Die Kenntniß dieser Kometen, und ihrer Bahnen ist bis jetzt noch sehr gering. Aber die Astronomen kennen doch schon die Bahnen von mehr als 80 Kometen. Die kürzeste Umlaufszeit eines Kometen, der öfters beobachtet ist, beträgt 75 Jahre. Manche brauchen einige hundert, viele vielleicht mehrere tausend Jahre, um ihre Bahnen zu vollenden. Nach Halley's Berechnung soll der Komet von 1680, fünfhundert vier und siebenzig Jahre zu seiner Umlaufszeit gebrauchen. Wie ungeheuer groß muß der Raum seyn, den er durchfliegt! Und solcher Kometen giebt es wahrscheinlich viele tausende, die zu unserm, und vielleicht eben so viel, die zu andern Sonnensystemen gehören! Welch ein Gedanke! Und doch lange nicht groß genug, um uns die göttliche Macht begreiflich zu machen!

Wollen wir uns in diesem unermeßlichen Raume noch weiter in die Höhe schwingen; so müssen wir uns nach einem andern Maaßstabe umsehen, der uns begleite. Denn was sind Meilen, was sind Erddurchmesser, wenn wir die Räume bestimmen wollen, in welchen sich Sonnensysteme bewegen? — Die Fixsterne stehen in einer unermeßlichen Entfernung von uns, von der Sonne und von einander selbst. Die allerschärfsten Fernröhre bringen nicht die allermindeste Veränderung in der Wahrnehmung derselben hervor, und zeigen sie blos als leuchtende Punkte; kein Planet, kein Komet kann den Raum, in dem sie wohnen, erreichen. Herr Wünsch nimmt an, daß die nächsten unter ihnen we-

nigstens 800,000 mahl weiter, als die Sonne, d. h. auf zwanzig Billionen Meilen von uns entfernt sind. Ein Komet kann daher 80,000 mahl weiter, als Saturn von unsrer Sonne abschweifen, und er wird doch den nächsten Fixsternen noch nicht erreichen. Ueber diesen uns nächsten Fixsternen stehen wieder andere, die von jenen eben so weit, als diese von uns, entfernt sind; über dieser zweiten Ordnung befindet sich in der nämlichen Entfernung eine dritte Ordnung solcher Sonnensysteme, über der dritten eine vierte u. s. w., so daß man auch mit den größten Fernröhren kein Ende sieht, sondern nur neun oder zehn dieser Ordnungen, deren jede auf 18000 Millionen Halbmesser der Erde hoch ist, unterscheiden kann, indem sich die entfernteren wegen ihrer großen Menge, dem Auge des Beobachters, nur in der Gestalt eines dünnen Nebels darstellen. Könnte die Hand des Künstlers ein Sternrohr verfertigen, welches noch hunderttausendmahl mehr vergrößerte, als die besten, deren sich jetzt die Astronomen bedienen; so würde man zwar hunderttausendmahl weiter deutlich damit sehen können, und eben so viel neue Stufen des Sternenhimmels unterscheiden, aber die letzten Sterne würde man doch ohnfehlbar noch lange nicht entdecken; diejenigen, welche durch die jetzigen Fernröhre in einen Nebel zusammen zu fließen scheinen, würden sich alsdann von einander unterscheiden und einzeln darstellen, aber weit hinter ihnen, würde man abermals andere Haufen von Sternen aufs neue erblicken, die nur einen bloßen Nebel vorstellten. Lambert berechnet die Entfernung

eines Sterns in der Milchstraße, und bringt aus astronomischen Gründen heraus, daß er hunderttausend millionen mahl weiter von uns entfernt seyn müsse, als die Sonne, und dieser ist noch nicht einmal der äußerste in dieser Milchstraße. Wie viele Milchstraßen mögen nicht noch über ihr seyn, von denen wir nichts ahnden! Diese Begriffe mag man zusammennehmen, um sich eine würdige Vorstellung von der Größe des Himmels zu machen!

Wenn eine Kanonenkugel in der ersten Sekunde nachdem sie abgeschossen ist, 600 Schritt weit flöge, und sich mit dieser unveränderten Geschwindigkeit fortbewegen könnte; so würde sie nach Herrn Wünsch's Berechnung, wenn sie ihren Lauf von der Sonne aus anträte, auf den Merkur erst nach 9 Jahren, auf der Venus nach 17 Jahren, auf der Erde nach 25, auf den Mars nach 40, auf dem Jupiter nach 140, auf dem Saturn nach 250, auf dem Uranus nach 500, auf dem nächsten Fixsterne erst nach zwanzig Millionen Jahren anlangen. Diese schnelle Bewegung eines schweren Körpers ist noch immer kein so schicklicher Maaßstab, um einen so ungeheuren Raum zu messen, als das Licht, welches in einer einzigen Sekunde 42000 Meilen zurücklegt, und von der Sonne bis zu unserer Erde nur acht Minuten gebraucht, gegen dessen Geschwindigkeit also der Flug einer Kanonenkugel wie nichts, selbst die Schnelligkeit des Schalles sehr klein ist. Dennoch würde das Licht von der Sonne den nächsten Fixstern bei

der angenommenen Entfernung erst nach 15 Jahren erreichen. Das Licht von den Sternen der sechsten oder siebenten Ordnung würde wohl ein ganzes Jahrhundert nöthig haben, ehe es zu uns gelangen kann, und vielleicht giebt es deren viele, die so weit abstehen, daß ihr Licht uns erst nach vielen Jahrtausenden erreichen kann. Wenn das nächste Sternsystem nur tausendmal weiter, als ein Stern der zehnten Ordnung ist; so würde das Licht von demselben 65000 Jahre Zeit gebrauchen, um uns zu erreichen. So läßt sich die Größe des Gedankens fassen, den Jerusalem in einer seiner Predigten äußert, wenn er sagt: „Wer weiß, wie viele Millionen Sonnen noch in dem unermeßlichen Weltraum schweben, deren Licht noch unterweges ist, und seit dem Anfange der Welt noch nicht Zeit genug gehabt hat, bis zu unsrer Erde zu gelangen!“

Diese Gedanken von der Weltgröße, bei denen meine Einbildungskraft schwindlicht wird, wenn sie einen Versuch macht, ein Bild dazu zu schaffen, sind doch lange noch nicht groß genug, um mir etwas vorzustellen, das der Größe der Gottheit gleich käme. Denn immer bleibe ich noch in den Grenzen des Raumes und der Zeit, über welche die Größe Gottes unendlich erhaben ist.

Wie erstaune ich nun erst, wenn ich an die Kräfte denke, welche diesen unermeßlichen Raum erfüllen, an die unabänderliche Ordnung, mit welcher sich in dem-

selben die Myriaden von Welten bewegen, wo keine der andern in den Weg kömmt, keiner den andern zerstört; und wie steigt meine Bewunderung, wenn mich Newton und Kant belehren, daß alle diese erstaunliche Wirkungen durch eine einzige Kraft in der Natur ausgeführt werden, daß ein einziges Gesetz das ganze unermeßliche Weltgebäude zusammenhält, und zu einem Ganzen vereiniget. Es ist vornämlich die Gravitation oder die Schwere, welche dieses alles ausrichtet. Dieselbige Kraft, durch welche der Ball, den der Knabe in die Luft wirft, wieder zur Erde herabfallen muß, zwingt das ganze All aller Sonnensysteme sich zu erhalten und sich in der schönsten Ordnung zu bewegen. Durch sie ziehen sich die großen Weltkörper einander an, und bestimmen sich wechselseitig ihre Stellen und Bahnen, und vielleicht ist sie es, durch welche selbst die Weltkörper ihre jetzige Gestalt und Stellung erhalten haben.

Durch gleiche Gesetze existiren und wirken nun alle die Millionen Sonnensysteme, welche den Weltraum erfüllen, die vielleicht aus noch zahlreicheren Welten bestehen, als die unsrigen. Alle kann man sich als solche ungeheure Kugeln vorstellen, die viele Billionen Meilen im Durchmesser und eine Sonne zum Mittelpunkte haben, die das ganze Heer der sie umgebenden Welten beleuchtet und an sich zieht. Und dieselbige Anziehungskraft ist es auch, welche diese Sonnensysteme, alle die tausend und abermal tausend Milchstraßen und Nebel-

sterne unter sich verbindet. Auch sie wirken in ungeheurer Ferne auf einander, und halten sich wechselsweise in Schranken. Und so entspringt das erhabene Bild einer Kugel, welche den ganzen unermeßlichen Weltraum mit allen möglichen Welten und Sonnensystemen in sich faßt, die von der anziehenden Macht desselben ohne Ausnahme beherrscht und in Ordnung erhalten werden. Welch ein Stäubchen ist unsre Erde, ist unser ganzes Sonnensystem in dieser erstaunenswürdigen Kugel! Hier verweile o Mensch mit der angestrengtesten Einbildungskraft; erhebe dich von Sonne zu Sonne, durchfliege unermeßliche Räume, laß die Sonnenmeere der Milchstraßen und die Myriaden Nebelsterne hinter dir, suche die ungeheure Masse zu finden, welche im Mittelpunkte des ganzen Weltsystems das Universum zusammenhält, damit du dir eine würdige Vorstellung von der koncentrirten Kraft der ganzen Natur machen kannst, und dann versuche, dir die Allmacht des Schöpfers zu denken, die alles dieses durch einen einzigen Wink erschuf, welcher die ganze Last der Schwere ohne Murren gehorcht, ohne welche der ganze erfüllte Raum augenblicklich in ein leeres Nichts zusammen stürzen würde. Ja Allmächtiger! das große Gesetz der Schwere ist auch dein Gesetz! Du hast es gewollt, du hast durch dasselbe den Raum ausgespannt, und die Welten in ihr Daseyn gerufen. Ich begreife nicht Wie? aber es ist so. Was ich an dem Leitfaden der Naturforschung entdecke, zeigt mir Spuren deiner Macht. Aber die Größe deiner Werke läßt

mich nur die Unmöglichkeit dich zu erreichen, noch lebhafter empfinden. Es ist genug für mich, daß ich gewiß bin, daß du das Alles gemacht hast, was mich mit einem solchen Erstaunen erfüllt; die Erkenntniß des Wie, würde bei der jetzigen Beschaffenheit meiner Natur, weder meine Tugend, noch meine Verehrung gegen dich vergrößern können, da beide nicht so wohl von der Erweiterung meines Verstandes, als vielmehr von der Verbesserung meines Willens abhängen, welcher du kein Hinderniß in den Weg gelegt hast, das ich nicht überwinden könnte *).

*) Bei diesem Abschnitte sind vorzüglich Lambert, Euler, Bode, Wünsch und Klügel benutzt worden, und irgend einer dieser achtungswerthen Männer bürgt für die Richtigkeit der Angaben.

Zweiter Abschnitt.

Spuren der göttlichen Weisheit in der Natur.

Vorbereitung.

Das ganze unermeßliche Weltall, in welches wir jetzt einen schwachen Blick geworfen haben, ist doch nur ein geringer Theil von dem, was die Gottheit beherrscht. Das Reich Gottes besteht aus freien Wesen, und wer weiß, wie unendlich groß dieses Reich freier Wesen ist! Doch wir wollen keine voreiligen Muthmaßungen wagen. Aber so viel läßt sich mit Gewißheit bestimmen, daß alle die großen mächtigen Anstalten, die wir außer uns sehen, und welche uns unsre Vernunft wahrscheinlich macht, einen moralischen Endzweck haben müssen. Denn Gott ist ein moralisches, ein heiliges Wesen, sein letzter und höchster, ja einziger Zweck ist also das Gute, und seine Welt kann daher nichts anders, als ein großes Mittel seyn, seinen heiligen Zweck zu erreichen. Die Welt ist nicht blos das Werk eines Allmächtigen, sie ist auch das Werk eines heiligen Willens. In ihr kann also nichts vorkommen, was dieser Heiligkeit zuwider wäre, in ihr muß alles auf das allervollkommenste zu dem sittlichen Zwecke zu-

sammenstimmen. Denn Gott ist allmächtig und heilig. Wie kann also in seinem Werke etwas geschehen, das er nicht will, wie kann etwas vorkommen, was seiner Heiligkeit widerspräche? Es muß jeder Theil in der Welt von ihrem Urheber so eingerichtet seyn, daß es ihm unmöglich gemacht ist, Gottes moralischem Zwecke Abbruch zu thun. Alle Veränderungen, welche das ganze All in allen seinen Theilen durch alle Zeiten hindurch leiden würde, müssen auf das allergenaueste bestimmt und zu dem Zwecke Gottes hingelenkt seyn. Seine Macht muß sich auf das Allerkleinste so gut, wie auf das Allergrößte erstrecken. In dem unermeßlichen Raume muß kein Stäubchen, kein Punkt vorhanden seyn, der nicht mit dem Zwecke des Allmächtigen zusammenstimmte. Wir nennen die Ursache, wodurch die besten Mittel zu dem besten Zwecke hervorgebracht werden, Weisheit; wir müssen uns also Gott als das Allerweiseste Wesen vorstellen, weil diese Eigenschaft zu dem moralischen Begriffe, den wir uns von ihm gemacht haben, nothwendig gehört. Sein Wille muß sich in jedem Augenblicke durch alle Zeiten hindurch, und in allen Räumen zur Erhaltung des moralischen Weltzwecks wirksam beweisen. Denn dieses moralische Reich ist nur durch seinen Willen möglich. Ein augenblickliches Aufhören seiner Wirksamkeit in irgend einem Punkte des Raumes würde es vernichten. So muß also Gott Allgegenwärtig gedacht werden. — Der Werth aller Dinge in der Welt muß auf das genaueste nach ihrer sittlichen Güte und nach ihrer Beziehung auf das

höchste vollendete Gut bestimmt werden. Der Grund wodurch dieses in einem guten Willen als möglich gedacht wird, wird Allwissenheit genannt.

Ich weiß es also schon; in der Welt hat alles seinen weisen Zweck. Alles gehört nothwendig zum höchsten Gute, zu dem, was Gott will; und was Gott will, ist das höchste Gut. Gesetzt also, ich könnte mich in meinen Betrachtungen, in diese Welt nicht finden, gesetzt, ich könnte mit meinem Verstande gar keinen moralischen Zweck in der Natur ausfindig machen, alles schiene mir Ungefähr und Zufall zu seyn; ich nähme so gar Unordnung und Verwirrung wahr; gesetzt, es schiene vieles selbst einem sittlichen Zwecke entgegen zu arbeiten; so kann ich hieraus weiter keine Folge ziehen, als daß ich mich irre, daß mir die weisen Absichten Gottes verborgen sind, und daß meiner Kurzsichtigkeit Etwas zweckwidrig und unweise vorkommt, was doch vor einem größeren Verstande, der den Zusammenhang übersähe, vollkommen weise seyn und sich als vollkommen zweckmäßig entwickeln würde. Wie kann ein Insekt, dessen Welt ein Wassertropfen ist, den Bau der Erde meistern wollen? Und ist der Mensch, verglichen mit dem Weltganzen, nur so weit wir es kennen, nicht noch weit kleiner, als ein solches unsichtbares Geschöpf? ist die Erde, die er bewohnt, der Himmel, welchen er überschauet, nicht noch weit geringer, als der Wassertropfen gegen die Masse der Erde, wenn er sie mit dem ganzen Weltall vergleicht? Und doch könnte

der Mensch nur dann die Geschicklichkeit des Weltbaumeisters, die Weisheit und Zweckmäßigkeit seines Plans gehörig beurtheilen, wenn er den Zusammenhang aller Theile, in allen Räumen und ihre Verkettung in aller vergangenen und künftigen Zeit überschauete, und mit seinem Verstande durchdränge. Wie kann also der Mensch, der kleine Wurm in dem Staube der Erde, der einen Augenblick lebt, und bei weiten den Staub nicht kennen lernt, den er bewohnt; wie kann der Mensch ein Urtheil über den ganzen Weltbau fällen? Wie kann das Insekt die Welt nach der kleinen Idee beurtheilen, die es sich in seinem Stäubchen davon macht*)?

Es ist also gewiß; sollten wir den weisen Plan der Gottheit aus der Betrachtung der Welt erst kennen lernen; so würde auch die ausgebreiteste Welterkenntniß zu nichts dienen, als uns nur in ein Meer von Zweifeln und Irrthümern zu stürzen; wir würden der Gottheit eine Menge falscher Zwecke und wunderlicher Absichten andichten, und unsern Verstand in tausend Schwierigkeiten verwickeln. Denn so wahr es ist, daß die Schlüsse von den scheinbaren Unordnungen auf der Erde, die unserm Begriffe von dem Plane einer weisen Vorsehung widersprechen, auf das Nichtseyn eines Gottes oder

*) Dieses Unvermögen des menschlichen Verstandes ist so einleuchtend, daß es von den allergrößten Zweiflern nicht minder eingestanden wird, als von den zuversichtlichsten Dogmatikern, und meines Wissens noch nie verläugnet worden ist.

auf den Mangel einer moralischen Ordnung, ohne Bündigkeit sind; so gewiß ist es auch auf der andern Seite, daß wir diejenigen Begebenheiten und Einrichtungen in der Welt, welche mit unserer Idee eines göttlichen Planes zusammenstimmen, nicht gebrauchen können, um daraus einen kräftigen Schluß auf das Daseyn einer so weisen Weltursache zu machen. Denn so gut es als möglich gedacht werden kann, daß die scheinbaren Unordnungen sich in Ordnung auflösen, so bald ein größerer Theil des Weltplans erkannt wird; eben so gut läßt sich es auch als möglich denken, daß die anscheinende Harmonie mit dem Begriffe eines moralischen Reiches, eine blos zufällige Zusammenstimmung der Erscheinungen blindwirkender Naturgesetze sey, deren bloßer Mechanismus demjenigen vielleicht sichtbar werden wird, der die Begebenheiten in einem größeren Zusammenhange übersiehet, als wir kurzsichtige Menschen.

Aber wir gründen unsre Ueberzeugung von dem Daseyn eines weisen Urhebers und Regierers der Welt, nicht auf eine so unvollkommne und hinfällige Erkenntniß der uns umgebenden Natur. Wir sind schon durch unser moralisches Bewußtseyn, unabhängig von aller Naturerkenntniß, von der Wirklichkeit Gottes überzeugt, und setzen in dieser Ueberzeugung als gewiß voraus, daß in der Welt Alles nach dem allerweisesten Plane eingerichtet seyn müsse. Gesetzt, wir sähen mit unsern Augen auch nichts von dieser Weisheit, unser Verstand begriffe keinen Zweck, keine göttliche Absicht in der Na-

tur, gesetzt, es schiene ihr so gar Alles, was wir davon erkenneten, zuwider zu seyn: so würde dieses mich in meinem festen Glauben an den moralischen und weisen Weltschöpfer gar nicht wankend machen. Denn ob wirkliche Unordnung da sey, kann ich wegen meiner Kurzsichtigkeit unmöglich wissen, und es muß mir, wenn ich meinen bloßen Verstand befrage, wenigstens in alle Ewigkeit ungewiß bleiben. Daß ich aber Pflichten habe, darüber bin ich nicht einen Augenblick in Ungewißheit, und also auch darüber nicht, was wirklich seyn muß, wenn die sittliche Ordnung, worauf mir die Pflicht unbedingt gebietet loszuarbeiten, keine leere Grille seyn soll. Ich bin also in meiner moralischen Gemüthsstimmung schon von dem Daseyn eines Allweisen Wesens überzeugt, und nun frage ich die Natur blos noch zum Ueberflusse, ob sie mir vielleicht einige Spuren von dieser Weisheit zeigen könne. Diese Spuren finde ich nun allenthalben, wo sich ein Kunstverstand an den Werken der Natur mir offenbart, oder wo ich einen Zweck wahrnehme, auf welchen die Natur hingearbeitet hat. Ich bin aber sicher, daß sie auf keinen andern Zweck losarbeiten kann, als auf einen solchen, der in das moralische Reich paßt, ob ich gleich diese Harmonie nicht immer einzusehen vermag.

Hier bietet mir nun die Natur einen unendlich reichen Stoff zu Beobachtungen an. Denn ich kann nicht einen Schritt in ihr thun, wo ich nicht die größte Kunst und die feinste Anordnung bemerken müßte. Gesetzt,

die Naturweisen hätten auch entdeckt, daß die ganze bemerkte Ordnung und Zweckmäßigkeit in der Einrichtung der Welt, der Pflanzen, der Thiere u. s. w. nur ein nothwendiger Erfolg des Mechanismus ihres innern Wesens sey, daß wir uns diese nothwendigen Folgen nur nach der schwachen Denkweise unseres Verstandes, als Zwecke und Absichten vorstellten; so würde dieses uns so wenig von der Idee der Gottheit abbringen, daß wir seine Weisheit nur um so mehr bewundern müßten, da er selbst durch den Mechanismus der Naturgesetze, auf eine uns ganz unbegreifliche Weise die größte Ordnung und Harmonie hervorgebracht hätte. Denn da dieser Mechanismus ebenfalls, so wie Alles sein Werk ist; so wird unser Erstaunen sich um so mehr vermehren, durch je einfachere Mittel die unendliche Mannichfaltigkeit in den Werken der Natur erzeugt ist. Zuletzt ist doch alles, was in der Natur geschieht, göttliche Absicht, göttlicher Zweck, und wir können uns also nie irren, wenn wir etwas dafür erklären, als nur in der Bestimmung dessen, was die Absicht eines gewissen Dinges oder einer gewissen Begebenheit seyn soll.

Wir wollen uns also hüten, einen Weltplan nach unsern eignen Ideen, schon vorher zu entwerfen. Das einzige, was wir von ihm mit Gewißheit voraussetzen, ist, daß er moralisch sey, d. h. daß alles nach Gesetzen eingerichtet ist, die den allgemeinen Beifall der sittlichen Vernunft davon tragen, daß alles in demselben zu einem heiligen Zwecke zusammenstimme. Was

aber für eine Welt zu diesem heiligen Zwecke erfodert werde, ob dazu gehöre, daß die Erde von Uebeln befreit sey, daß die lebendigen Geschöpfe nicht von den todten Wesen zerstört werden, daß sie sich nicht auf der Erde unter einander aufreiben, daß die Summe ihrer angenehmen Empfindungen die größte sey u. s. w. Ueber alle diese Fragen laßt uns unsre tiefe Unwissenheit gestehen. Vorher können wir darüber nichts bestimmen. Wir wollen erst sehen. Ist mehr Unglück auf der Erde, als Glück; so gehört dieses gewiß zu dem moralischen Weltplane, ist mehr Glück als Unglück; so muß auch dieses mit ihm übereinstimmen. Nicht was wir wünschen, daß geschehen möchte, gehört zu Gottes Welt, sondern das, was wirklich geschiehet, macht sie aus, und wir haben dabei nichts zu thun, als zu versuchen, ob wir etwas in derselben entdecken können, das sich mit dem Begriffe einer moralischen Ordnung überhaupt reimt. In jeder dieser Entdeckungen haben wir gewiß eine Spur der göttlichen Weisheit gefunden. Stoßen wir auf etwas, das wir mit dem Begriffe einer moralischen Ordnung nicht reimen können, worin wir keine Einstimmung wahrzunehmen im Stande sind; so erinnert uns dieses blos an unsere Kurzsichtigkeit, und fodert uns zu weiteren Nachforschungen auf, wobei sich zuletzt doch wohl noch eine Ansicht findet, worin wir einen Abdruck der göttlichen Weisheit erblicken. Denn unsere Ueberzeugung gründet sich gar nicht auf die Einsicht in die Weisheit, welche in der Natur herrscht. Daher kann auch der Ungelehrte, der in der

Naturforschung nicht unterrichtet ist, und den seine Pflicht zu Geschäften auffodert, welche ihm eine weitläuftige Beschäftigung mit der Erkenntniß der Natur unmöglich machen, oder der Schwache, dem die Natur das Talent versagt hat, in die Geheimnisse der Körper- und Geisterlehre einzudringen, ganz unbesorgt seyn. Denn das, was ihm so gut Bedürfniß ist, als dem Allergelehrtesten und Allertalentvollesten, ich meine die sittliche Ueberzeugung von Gott und von seiner Ordnung, ist ihm eben so in seine Gewalt gegeben, als diesem. Der Einfältigste vernimmt die Stimme der Pflicht so gut, als der Allerklügste, und die moralische Gemüthsstimmung, welche den Glauben an Gott und an seine Welt hervorbringt, hängt gar nicht von Gelehrsamkeit und Wissenschaft ab. Sie kann neben dem kleinsten Verstande so gut, als neben der größten menschlichen Einsicht bestehen. So entdecken wir also gleichsam auf dem Wege zu unserer Untersuchung, eine Spur der göttlichen Weisheit. Denn was kann Vortreflicheres gedacht werden, als diese schöne Einrichtung, wodurch Religion von der Größe des Talents unabhängig gemacht, und nicht an Gelehrsamkeit und trügliche Wissenschaft gehängt, sondern der sichere Grund dazu in jedermanns Herz gelegt ist, so daß er ihn nach seinem eignen Belieben bebauen kann *)?

*) Hier treffen wir also den Grund davon, was auch St. Pierre erkannte, aber nicht recht begriff, wenn er sagt: Je m'etonne bien, que le sentiment de la divinité eut parlé

Der Anblick der Natur wird uns aber Vergnügen gewähren, und unsern Geist mit erhabenen Empfindungen erfüllen, wenn wir Spuren der göttlichen Weisheit darin entdecken. Denn was kann den Wünschen eines religiösen Herzens angemessener seyn, was kann ihm also reineres und höheres Vergnügen gewähren, als die Uebereinstimmung seiner Erkenntnisse mit seinen religiösen und moralischen Voraussetzungen? Wir sind also den Naturforschern großen Dank schuldig, welche mit unermüdetem Fleiße in die Geheimnisse der Natur einzudringen suchen, und ihre Gesetze entfalten, und uns hier den Finger Gottes erblicken lassen. Lasset uns also, geleitet von der Hand eines Derham, Bonnet, Lyonnet, Linnee, Swammerdam, Reaumur, Rösel und anderer Naturweisen, in die Gefilde der Schöpfung gehen, und die Spuren göttlicher Weisheit aufsuchen, so viel der geringe Verstand der Menschen davon zu entdecken im Stande ist.

I.

Spuren einer großen Weisheit in der organischen Natur überhaupt.

Unter die wunderbarsten Erscheinungen gehören die organischen Wesen. Wir sehen hier die Natur eine Menge Anstalten treffen, welche sämtlich auf eine ge-

au coeur de l'homme bien avant que l'intelligence des ouvrages de la nature eut perfectionnée sa raison. Etûdes de la Nature T. I.

wisse bestimmte Wirkung abzielen. Niemand kann sich des Gedankens enthalten, als ob der Grund dieser Wesen ein Kunstverstand sey, der die besten Einrichtungen getroffen hat, um das aus ihnen zu machen, was sie sind. Dennoch nimmt Niemand einen solchen verständigen Künstler wahr. Wir lernen vielmehr ihre Bildung aus natürlichen Gesetzen verstehen, und der Werkmeister, den wir mit so vieler Kunst, in diesen so seltsamen Produkten handeln sehen, ist nichts, als die Natur, gleichsam als wollte sie uns andeuten, daß eine so künstliche Verbindung von Mitteln und Zwecken auch noch durch etwas anderes möglich sey, als durch den menschlichen Verstand. Aber wenn der Urheber der Welt ein Allweises Wesen ist; was können wir in diesen künstlichen organischen Gebäuden anders sehen, als Abdrücke seiner Weisheit im Kleinen! Denn wir können diese Dinge gar nicht anders denken, als daß eine große Menge Mittel zu einem gewissen bestimmten Zwecke gebraucht worden sind. Und ob wir gleich den hinreichenden Grund dieser Anstalten in die Natur selbst setzen; so ist es doch eben diese wunderbare Einrichtung der Natur, in welcher wir die Spuren der vorausgesetzten Weisheit antreffen. Wären wir nicht schon aus moralischen Gründen von dem Daseyn eines weisen Weltschöpfers gewiß; so könnten wir uns vielleicht mancherlei Ursachen denken, die eine so künstliche Einrichtung hervorgebracht hätten; wir müßten vielleicht die Erklärung davon als unerforschlich aufgeben, und uns blos bei Nachforschung der natürlichen Ursachen

begnügen. Nun aber sind wir schon von der Allweisheit überzeugt. Was können wir also anders thun, als, da ihren Abdruck finden, wo sich die Natur uns so offenbaret, daß sich die Vorstellung derselben mit dem Begriffe der Weisheit reimen läßt?

Wir sehen, daß die organischen Dinge das, was sie sind, durch die eigenthümliche, künstliche Einrichtung ihrer Natur werden. Wir entdecken in ihnen eine große Menge Organe, oder Werkzeuge zum Wachsthume, zur Ernährung und zur Fortpflanzung. Ein Gewebe von unzählichen Röhren, Fasern und Gefäßen, worin sie die zur Nahrung und zum Wachsthum dienenden Materien einnehmen und auf eine, jedem Geschlechte eigenthümliche Art, zubereiten. In diesem künstlichen Ganzen ist Alles Zweck und Alles zugleich Mittel. Nichts ist in ihnen umsonst, nichts zwecklos angebracht. Jeder Theil ist durch alle übrigen da, existirt um der andern und um des Ganzen willen. Jeder Theil ist ein Organ oder Werkzeug der andern; und das Ganze wird dadurch ein organisirtes Wesen, daß es sich selbst organisirt.

Das Wachsthum des Baumes, was ist es anders, als eine ununterbrochen fortgesetzte Zeugung desselben, die in ihm selbst gegründet ist! Die Ernährung ist nichts anders, als ein fortgesetztes Wachsthum, indem die abgegangenen Theile durch Aufnahme und künstliche Verarbeitung der Nahrungsmittel wieder ersetzt wer-

den. Aber die organischen Wesen wachsen und erhalten sich nicht nur selbst; sie pflanzen auch ihr Geschlecht fort. Der Baum erzeugt einen andern Baum, das Thier ein anderes Thier, der Mensch einen andern Menschen, jedoch so, daß jedes nur ein sich selbst ähnliches Ding oder ein Wesen seiner Gattung hervorbringt. Und so erhalten sich die organisirten Wesen ohne Aufhören, indem die größte Sorgfalt in der Natur für die Fortpflanzung und Erhaltung der Gattungen und Arten getroffen ist. Und wie viele tausende solcher Gattungen hat man nicht jetzt schon auf der Erde entdeckt! wie viele Tausende mögen dem menschlichen Auge noch verborgen seyn! Linnee unterscheidet in seinem System mehr als 8000 Pflanzenarten. Aber diese Zahl ist gering gegen das, was man in den neuesten Zeiten entdeckt hat. Adanson, ein französischer Naturkundiger, schätzt die bekannten Pflanzen auf 18,000, die noch unbekannten auf 25,000 Arten. Ein anderer französischer Naturforscher Commerson soll auf seinen Reisen allein 25,000 Arten von Pflanzen gesammelt haben. Und die Zahl der Thiergattungen scheint, wo nicht größer, doch nicht viel kleiner zu seyn, da es kaum eine Stelle auf der Erde, in dem Wasser und in der Luft giebt, die nicht mit kleinern oder größern Thieren angefüllt wäre. Linnee hat zwar nur etwas über 6000 Thierarten beschrieben, aber die bei ihm fehlenden Insekten belaufen sich nach Fabricius allein über 7000; und die Summe aller bis jetzt bekannten und beschriebenen Thierarten beträgt nach den neuesten Ver-

zeichnissen auf 15254. Bedenkt man, wie viele Gegenden der Erde von Naturforschern wenig oder gar nicht besucht sind, und wie viele, besonders kleine Thierarten, in dem Meere von uns noch unentdeckt seyn mögen; so wird man wohl mit Recht die Zahl der unbekannten so groß als die Zahl der bekannten annehmen können. Schon Muschenbroeck zählt nach einer wohl gegründeten Rechnung 30,000 Arten lebendiger Wesen, und Herr Professor Zimmermann bringt in seiner geographischen Zoologie muthmaßlich so gar über sieben Millionen heraus *). In allen diesen organi-

*) Das Innere von Afrika, der drei Arabien, und selbst des nördlichen und südlichen Amerika's ist noch sehr unbekannt. Auch von Neu-Guinea, Neu-Holland und Seeland wissen wir wenig. Und wer hat noch die unzähligen Inseln des Südmeers besucht und durchforscht? Von Ceylon, Madagaskar, dem unermeßlichen Archipelagus, den Philippinischen und Molukkischen Inseln, und fast von allen Inseln Asiens kennt man wenig mehr, als etliche Küsten. Wie viel festes Land giebt es nicht in der Tartarei, Sibirien und selbst in vielen Königreichen von Europa noch, die nie ein Naturforscher betreten hat. In Malabaren, Japan und China giebt es gewiß auch noch unendlich viele verborgene Schätze. Denn unsere Naturforscher haben nur wenige Gegenden besucht und sich nur kurze Zeit daselbst aufgehalten. Man bedenke aber nur, was für eine Nachlese ein neuer Beobachter noch in Oertern halten kann, wo oft ganze Jahrhunderte hindurch beobachtet worden ist! S. über alles dieses vorzüglich Klügels Encyklopädie 1792. 2. Ausg. 1. Th. 146 ꝛc.

schen Wesen ist Wachsthum, Erhaltung der Individuen durch Ernährung, und Erhaltung der Gattungen durch Fortpflanzung, das, worauf wir die Natur losarbeiten sehen, und wir müssen also denken, daß dieses die Hauptzwecke des weisen Schöpfers bei der Mitgift gewesen sind, womit er sie ausgestattet hat. Aber wie unendlich mannichfaltig und verschieden sind nicht die Anstalten zu diesen Zwecken, und dennoch wie viel Aehnlichkeit haben sie wieder von einer gewissen Seite betrachtet! Die Natur zeigt einen unendlichen Reichthum an Mitteln, zu einem und eben demselben Zwecke zu gelangen. Der Bau der Pflanzen und der Thiere ist zu auffallend verschieden, also daß es nöthig wäre, darauf aufmerksam zu machen. Aber man vergleiche die Pflanzen unter einander; was für ein Unterschied zwischen der Struktur einer Eiche und eines Grashalms, wie unterscheidet sich der Bau des Stammes, der Rinde, des Markes, des Holzes, des Blattes, der Blüthe, der Früchte von einander an ein und eben demselben Baume! Jede Grasart ist von der andern auf die sinnreichste Art unterschieden, und es sind solche Anstalten in ihr sichtbar, welche gerade die allerangemessensten Mittel zu dem Zwecke zu seyn scheinen, den sie nach dem Laufe der Natur erreichen soll. Fast noch größer erscheint die Mannichfaltigkeit in der Organisation der Thiere. Säugthiere, Fische, Vögel, Gewürme, Insekten, Amphibien, wie verschieden ist nicht ihre Gestalt und innere Struktur, und wie ist jede Art dieser großen Gattungen wieder von der andern verschieden!

schieden! Man weiß aber nicht, ob man nicht die bewanderungswürdige Aehnlichkeit und Einheit der Mittel noch mehr anstaunen soll, wodurch die so große Mannichfaltigkeit erhalten wird, und wodurch es uns allein möglich gemacht ist, die ungeheuere Menge der Individuen, denen es auch nicht an Unterscheidungszeichen unter sich fehlt, zusammenzufassen und uns eine allgemeine Erkenntniß von ihnen zu erwerben.

Nichts ist an den organischen Wesen wunderbarer, als die besonderen, ihnen eigenthümlichen Naturkräfte, durch welche die Erscheinungen, die wir an ihnen bemerken, hervorgebracht werden. Wir bemerken keine andere Entstehung organischer Wesen, als eine solche, wo ein organisches Wesen ein anderes seiner Art erzeugt. Die Meinung, daß Pflanzen oder Thiere aus dem Schlamme entstehen, ist so grundlos, als die Behauptung, daß verfaulte Pflanzenkörper Insekten oder andere Thiere, erzeugen könnten. Jedes organische Wesen setzt vielmehr einen Keim seiner Gattung voraus, und ein Rosenstock kann so wenig eine Eiche, als eine Mücke einen Elephanten erzeugen. Dieser organische Keim enthält das Vermögen im Kleinen in sich, was wir in Größeren beobachten, wenn er sich zur bestimmten Pflanze oder Thiere ausgebildet hat. Jedes organische Wesen scheint eine Kraft in sich zu haben, dergleichen Keime hervorzubringen, aus denen unter mannichfaltigen Umständen, welche die Erfahrung lehrt, ein Ding von derjenigen Art werden kann, durch die

sie selbst erzeugt sind. In einigen Thieren und Pflanzen, welche selbst sehr einfacher Natur zu seyn scheinen, enthält fast jeder Theil eine Kraft in sich, wieder ein für sich bestehendes Ganzes zu bilden, wenn er von dem Ganzen, dessen Theil er ist, getrennt, und in eine solche Verbindung gesetzt wird, daß er Nahrung erhalten kann. Aus dem Pflanzenreiche ist die Fortpflanzung durch Zweige allgemein bekannt. Der indische Feigenbaum wird nach und nach ein kleiner Wald von Feigenbäumen. Denn alle seine Zweige, die den Boden berühren, bewurzeln sich und werden besondere Feigenbäume. Daß die Kunst viele Bäume durch Schößlinge vermehre, ist eben so bekannt, als das Absenken, das Propfen, Koputiren und Einimpfen. Aber im Thierreiche hat die Natur die Fortpflanzung oft auf eine ähnliche Weise möglich gemacht, wie bei den Infusionsthierchen und einigen Polypenarten, aus denen mehrere Thierchen derselben Art werden, wenn man sie zerschneidet. In andern Gattungen organischer Wesen, bei deren Zusammensetzung mehr Kunst angebracht zu seyn scheint, werden nur einige Theile erzeugt und ausgeschieden, welche die Gattung fortpflanzen können, und die man Saamen nennt. Gemeiniglich fodert die Möglichkeit der Fortpflanzung dieser Geschöpfe, auch noch eine besondere Geschlechtervereinigung, wenn der Saame die volle Kraft erhalten soll, Individuen der Art, woraus er entsprungen ist, hervorzubringen, obgleich die Natur bisweilen auch andere Wege einschlägt, als die Verei-

nigung mehrerer, um den Zweck der Fortpflanzung zu erreichen, wie wenn sie den Saamen und das Befruchtungsmittel einem und eben demselben Geschöpfe anvertrauet hat, wie dieses bei sehr vielen Gewächsen, und auch im Thierreiche hie und da, z. B. bei den Blattläusen, der Fall ist.

Die organischen Körper haben durchgängig eine gewisse Aehnlichkeit unter einander, und näheren sich in dem Baue, der Zahl und der Beschaffenheit ihrer Theile bald mehr, bald weniger. Daher scheint es zu kommen, daß auch zuweilen verschiedene Gattungen eine erzeugende Kraft zusammen äußern, und ein Produkt hervorbringen, das eine Mittelart von beiden zu seyn scheint, die ihre eigenthümlichen körperlichen Beschaffenheiten hat, und diese häufig auf ihre Nachkommen überträgt. Aber die Natur hat doch diesen Spielarten, wie man sie zu nennen pflegt, gewisse Grenzen gesetzt, indem sie, so bald sie zu sehr von den ersteren Arten abzuweichen anfangen, unfruchtbar werden und aussterben. Diese Ausartungen entstehen daher, daß die bildende Kraft durch gewisse äußere Ursachen, eine andere Richtung erhält, ohne daß dieselben stark genug wären, ihre Wirksamkeit gänzlich zu hemmen. Zu diesen Ursachen der Ausartung gehört vornämlich die Begattung sich ähnlicher, aber doch verschiedener Arten, woraus die sogenannten Bastarde entspringen. In dem Pflanzenreiche bringt die Natur selbst zuweilen, noch öfter aber die Kunst, Varietäten oder Mittelarten hervor, und wenn die Eltern der-

selben nahe verwandt sind; so pflanzen sie sich auch fort und erhalten ihre Art, wie dieses bei verschiedenen Gattungen von Tabak und Nelken der Fall ist. So mögen vielleicht manche unserer jetzigen Pflanzenarten entstanden seyn *). Unter den Thieren sind die Mittelarten weit seltener, und wenn auch dergleichen durch die Vermischung sich sehr ähnlicher Geschlechter entstehen; so sind doch die so erzeugten Bastarde mehrentheils unfruchtbar, und nur selten im Stande, ihr Geschlecht weiter fortzupflanzen, und selbst, wenn dieses geschiehet, fallen sie doch nach wenigen Zeugungen wieder in eine der Arten, woraus sie entsprungen sind, zurück. Gewiß ist aus der Vermischung von Thieren, die in ihrem Baue ganz von einander abweichen, die an äußeren und inneren Theilen zu sehr von einander verschieden sind, nichts zu erwarten. Die Erzählungen von Bastarden aus der Vermischung von Rindvieh und Pferden, von Kaninchen und Hünern, oder gar von Menschen und Affen oder andern Vieh, gehören zu den Fabeln. Dagegen hat man Beispiele, daß Pferde und Esel, Füchse und Hunde, ingleichen Wölfe und Hunde, Kanarienvögel und Hänflinge oder auch Zeisige Mittelarten hervorbringen, die sich bisweilen auch fortpflanzen, ob sie gleich ebenfalls in die reine Art

*) Man sehe: Jos. Kölreuter vorläufige Nachricht von einigen das Geschlecht der Pflanzen betreffenden Versuchen und Beobachtungen. Leipzig 1761 — 1763 und Klügels Encyklopädie.

wieder zurück springen, wenn ein Weibchen der reinen Art sich mit der gemischten begattet *). Aus allen ist sichtbar, daß die Natur von selbst nicht leicht neue Arten hervorzubringen, noch die Geschlechter der

*) Reimarus in seinen Betrachtungen über die natürliche Religion Sechste Ausg. 1781. S. 398. hat verschiedene Beispiele aus den Schriften der Naturforscher hiervon angeführt. Sprenger in seinen opusculis physico-mathematicis, bezeuget aus eignen unleugbaren Versuchen, daß er von einem Weibchen aus dem Geschlechte der Kanarienvögel und einem Hänflinge Junge gezogen, die sich schon ins vierte Glied vermehrt haben, und jetzt ist diese Erscheinung jedem, der Kanarienhecken pflegt, bekannt. Es ist aber auch zwischen diesen Thieren eine sehr große Aehnlichkeit, sowohl des innern Baues als ihrer Lebensart, und sie scheinen eben so zu einer Gattung zu gehören, als schwarze und weiße Menschen, die sich auch fortpflanzen, aber doch auch einen Mittelschlag hervorbringen. Die Mauleſel sind nach des D. Hebenstreits Untersuchungen unfruchtbar. Allein Büffon (Hist. nat. Suppl. T. III. p. 16 etc.) führt wohl bestätigte Zeugnisse an, daß zu St. Domingo eine Mauleselin ein Junges geworfen, und Hr. Hofr. Beckmann hat mehrere Beispiele von fruchtbaren Mauleseln gesammelt (in seiner Ausgabe des Aristoteles de mirabilibus). Ziegenböcke und Schafe haben sich ebenfalls mit Erfolg vermischt. Jedoch ist bei allen diesen Fällen zu merken, daß nur im Falle der Noth sich ähnliche Arten mit einander begattet haben. Ein Zebra ließ sich von einem Esel nur durch eine Illusion bespringen, da man nämlich den Esel wie ein Zebra angemalt hatte.

Dinge auf diese Art zu vermehren, zum Zwecke habe, da sie die Bastarde entweder unfruchtbar macht, oder sie doch bald wieder eingehen läßt; so daß auch die Kunst gar sehr in Schranken eingeschlossen ist, da, sobald sie aufhört, sich in das Fortpflanzungsgeschäft zu mischen, die Natur sehr bald die Bastarde zwingt, wieder in ihr reines Muttergeschlecht zurück zu kehren, und die zeugende Kraft in dem Maaße abnimmt, als sich die vermischenden Arten von den gewöhnlichen Gesetzen, nach welchen die Natur die Fortpflanzung eingerichtet hat, entfernen.

Aber es giebt auch eine Menge mittelbarer Ursachen, welche allmählig eine Abänderung in der Beschaffenheit der Gattungen organischer Körper hervorzubringen im Stande sind. Denn wir bemerken, daß der Einfluß des Himmelsstrichs, der Nahrung, der Lebensart und selbst der künstlichen Veränderungen, besonders wenn er anhält und mehrere Jahrhunderte hindurch dauert, solche Veränderungen hervorbringt, die zuletzt anarten, und auch dann der Gattung eigen bleiben, wenn sich gleich die äußeren Ursachen verändern. Denn wenn die Gattung gewisser organischer Körper erst eine gewisse Festigkeit erlangt hat; so scheint der Einfluß der äußeren Umstände immer mehr an Kraft zu verlieren. Das kalte Klima unterdrückt das Wachsthum der organisirten Körper, aber die ersten Kinder eines Deutschen in Grönland würden doch noch nicht kleine Grönländer werden, so wenig als Lappen oder

Grönländer in gemäßigtern Himmelsstrichen gleich im ersten Gliede große Kinder zeugen würden. Unsere Hausthiere, unser Getraide, Obst, Küchengewächse, Blumenfluren, und insonderheit die verschiedenen Stämme in dem Menschengeschlechte zeigen am allerdeutlichsten, was nach und nach die Verschiedenheit des Klima, der Kultur, der Nahrungsmittel u. s. w. vermag. Selbst Künsteleien am Körper, wenn sie durch lange Reihen von Generationen wiederholt werden, scheinen nach den Zeugnissen mehrerer Naturbeobachter mit der Zeit erblich zu werden und sich fortzupflanzen. Die Gewohnheit ist ein mächtiges Gesetz in der Natur; die allerstärksten Anlagen und Kräfte können durch sie verändert und anders gerichtet werden, als sie es ursprünglich waren *).

*) Ich habe die Gewohnheit, als ein Princip, welches in der organischen und geistigen Welt viele Veränderungen hervorbringt, in meiner Erfahrungs-Seelenlehre, 2te Aufl. S. 180 u. f. w. aufgestellt, und die natürlichen Gesetze, nach welchen sie wirkt, daselbst entwickelt. Die Ausartungen, welche durch den Einfluß äußerer Umstände entstehen, lassen sich aus ihr allein gehörig erklären. Es ist bekannt, daß Pflanzen in der Richtung, die man ihnen künstlicher Weise giebt, fortwachsen. Wenn sie einmal gewohnt sind, auf eine gewisse Art sich zu winden; so winden sie sich in derselben Form fort, wenn man ihnen auch gleich den Stock entzieht, der sie leiten soll. Die körperlichen Unordnungen, welche Krämpfe, Epilepsie, Melancholie u. s. w. nach sich ziehen,

Stärkere Ursachen bringen noch größere Abweichungen der bildenden Kraft hervor. Denn die Mißgebuhrten scheinen nichts anders zu seyn, als Produkte der in ihrer natürlichen Wirksamkeit durch zufällige Ursachen gestörten oder anders gerichtetem Kraft. Dennoch scheinen die Ursachen, welche das Bildungsvermögen in seinem Laufe stören, und ihm eine andere Richtung ertheilen, in der Natur sehr bestimmt zu seyn, da sie selbst feste Regeln zu haben scheinen, und wie die regelmäßigen Körper unter gewisse Klassen gebracht wer-

---

werden oft blos durch die Gewohnheit erhalten, so daß sie durch Hebung der Ursachen, welche sie zuerst hervorbrachten, nicht weggeschaft werden können. Der Körper behält und wiederholt unaufhörlich die einmal angenommenen Fertigkeiten. Diese werden oft so habituell und wesentlich, daß sie auch in den Saamen übergehen, aus welchem ein neues Individuum gebildet wird, und mit den übrigen wesentlichen Kräften dem neuen Geschöpfe angeerbt werden. Blos eine fleißige Vermischung verschiedener Familien kann den individuellen Gewohnheiten entgegenarbeiten. Daß die Varietäten der verschiedenen Menschenracen auch in fremden Ländern sich Jahrhunderte lang erhalten, wie ein Europäischer Judenstamm, der seit mehr als 300 Jahren in Afrika mitten unter Negern ansäßig ist, und doch sein Europäisches Ansehen nicht im mindesten verloren hat, die Zigeuner in Europa, die Negerkreolen in Nordamerika, die Holländer auf Java, und mehrere Fälle beweisen. Dieses ist, wie es scheint, allein aus diesem Princip der Gewohnheit zu erklären. Denn ein langes Zusammenhalten ihres Geschlechts hat die Fertigkeit der Natur sich in der einmal angenommenen Form

den können. Die Hasenscharten, die Wolfsrachen, die Mehrheit der Glieder u. s. w. entstehen fast immer nach einerlei Regel, und das Messer des Anatomen trift nur geringe Unterschiede dabei an. Selbst die großen Abweichungen, wo zwei Individuen zusammen wachsen und nur gewisse Theile gemeinschaftlich haben, folgen im Ganzen einerlei Gesetz, und mit dem sonderbaren Beispiele von zwei zusammengewachsenen Mädchen, welche 22 Jahre lebten, und wovon man eine Beschreibung in Reimarus Betrachtungen über die

---

fort zu organisiren, so stark gemacht, daß die äußeren Ursachen sie nicht mehr irre machen können. Man führt Beispiele an, daß bei Völkern, bei denen die Beschneidung üblich ist, Kinder schon mit kurzer Vorhaut geboren werden. Hunde, deren Vorfahren durch mehrere Zeugungen hindurch Schwanz und Ohren gestutzt worden sind, haben nach Büffons Zeugniß eben so verstümmelte Junge geworfen. In England, wo seit 1000 Jahren den Pferden die Schwänze gestutzt werden, sollen nach einem Bericht in den Sprengelschen Beiträgen (1 Th.) die Füllen mit weniger Wirbeln in dem Schwanze geboren werden. Die Menschen werden jetzt häufig mit angedrückten Ohren geboren, ohnerachtet dieses nicht ganz natürlich ist, und wo das Einschneiden gewisser Figuren in die Haut Sitte ist, sollen sich nicht selten schon Spuren an neugebornen Kindern davon zeigen. Mehrere dieser Berichte erfodern indessen eine genauere Prüfung, ehe man eine Regel darauf gründen kann, besonders solche, wo ein allzu großer Einfluß der Kunst auf den natürlichen Gliederbau statt finden soll.

natürliche Religion findet, haben andere Fälle, deren man eine große Menge in dem Dictionnaire des Merveilles de la nature sehen kann, nicht geringe Aehnlichkeit. Das Merkwürdigste und Sonderbarste bei den Mißgeburten ist, daß die Natur gemeiniglich auch besondere Anstalten zu ihrer Ausbildung trift, welche absichtlich dazu angelegt zu seyn scheinen, das Unförmliche hervorzubringen und zu erhalten, eine Wirkung, die in dem organischen Wesen selbst gesucht werden muß, da die äußeren Ursachen nichts durch sie ausrichten können, wozu nicht ein Vermögen in ihr liegt.

So folgt die Natur in der Fortpflanzung der Gattungen und Arten gewissen bestimmten Gesetzen, die zwar durch den Einfluß anderer Gesetze hier und da Abbruch und Veränderungen leiden; welche aber doch nie so stark sind, daß sie die Erhaltung der Arten hemmen, sie unter einander auf immer vermischen oder sie gar vernichten könnten. Wir müssen also die Erhaltung der Geschlechter organischer Wesen als einen Zweck der Natur ansehen, und die Mittel, welche dazu getroffen sind, ebenfalls als eben so viele Naturzwecke, die jedoch andern Zwecken, insonderheit der Wirksamkeit allgemeiner Naturgesetze unterworfen sind, und daher durch den Einfluß derselben bisweilen gestört werden, obgleich dafür gesorgt ist, daß diese Störung nie so weit gehen kann, daß die Gat-

tungen dadurch vernichtet würden, oder eine wesentliche Veränderung erfahren müßten.

Das Wachsthum wird von der Natur durch ganz besondere chemische Processe gewirkt, in deren Werkstatt noch kein Mensch eingedrungen ist. Die neuen Theile werden nicht etwa blos eingeschoben, und der Saame wird nicht etwa auf eine solche Art vergrößert, daß sich etwas fremdartiges in seine Zwischenräume legt. Nein, das Wachsthum ist eine solche Zunahme der Größe des organischen Dinges, die sich von jeder Vergrößerung nach mechanischen Gesetzen unterscheidet. Denn die neuen Theile, welche der organische Grundkörper aufnimmt, werden von ihm in seine eigne Natur verwandelt, und so bildet er durch sie diejenige Form, welche seiner Gattung angehört. Dieses Geschäft der Natur, wodurch sie die Nahrungstheile verarbeitet, sie scheidet, und wieder ihren Zwecken gemäß zusammensetzt, ist für die Naturforscher noch ein undurchdringliches Geheimniß. Denn ob sie gleich die Elemente und den Stoff zusammen finden können, woraus die organischen Körper zusammengesetzt sind; so wissen sie doch gar nichts von der Art und Weise, wie die Natur aus diesen Stoffen, ein so schönes Ganzes erzeugt, und können also noch weniger ihr Verfahren durch Kunst nachmachen. Die erste Wirkung der bildenden Kraft ist die Empfängniß oder die Erzeugung eines Wesens, welches die Fähigkeit hat, eben ein solches zu werden, als dasjenige, welches es erzeugt hat; die zweite ist

das Wachsthum, wo es sein Wesen durch seine eigne von seinen Eltern empfangene Kraft vermehrt. Es hat zwar fremde Bestandtheile dazu nöthig, aber es ertheilt ihnen doch nie eine neue Natur. Es macht diese Wesen zu solchen, als es selbst ist, und erzeugt sich also die Kräfte selbst, wodurch es mehr wirken, und als ein bedeutenderes Ganzes in der Natur erscheinen kann, indem es die Theile, welche es mit sich verbindet, zwingt, seine eigne Natur anzunehmen. Und wenn es auch vollkommen ausgebildet ist; so dauren seine Operationen des Wachsens doch immer fort, indem es nun zwar nicht mehr größer wird, aber sich doch in seinem Zustande durch die Ernährung erhält. Das Wachsthum dauert nur eine Zeitlang, die Ernährung aber geht das ganze Leben des organischen Geschöpfes hindurch. Beides besteht in einem Aufnehmen der Nährungstheile und deren Verähnlichung mit den zu erhaltenden oder auszubildenden Theilen, nur daß durch die Ernährung die natürlich abgehenden Theile blos ersetzt, durch das Wachsen die vorhandenen auch noch vergrößert werden.

Die Natur hat noch mehr für die organischen Wesen gethan, als dieses. Sie hat nicht nur für ihre Erhaltung, Vervollkommnung und Fortpflanzung gesorgt. Sie hat ihnen auch eine Kraft verliehen, kleine Schäden, welche in ihnen durch Zufälle verursacht werden möchten, wieder gut zu machen, verstümmelte oder völlig verlorne Theile ihres Körpers wieder zu ergänzen, und hat dadurch die Thiere und Pflanzen gegen

tausend Gefahren gesichert, wo ihr Körper verletzt wird. In vielen organischen Wesen ist es ein natürliches Gesetz, daß sie ganze Theile ihres Körpers ablegen und neue dagegen eintauschen, die sie durch eigne Kraft hervorbringen *). Hier ist sowohl der Verlust, als der Ersatz den Körpern natürlich, und scheint also weniger wunderbar, als da, wo die Naturkraft durch Kunst abgeschnittene Theile wieder ergänzt, und sich bei Unfällen Selbsthülfe verschaft, wie wenn sie Wunden, Bein- oder Armbrüche heilt, oder gar durch äußere Zufälle verstümmelte oder verlorne Theile wieder ergänzt. In dem Menschen und denjenigen Thieren, welche ihm im Körperbaue am ähnlichsten sind, ist diese Reproduktionskraft nicht so groß, und meist nur auf die Ergänzung verletzter Knochen, der Nägel, Haare und Zellgewebe eingeschränkt. Aber bei vielen kaltblütigen Thieren, besonders bei den Wassermolchen, Krebsen, Landschnecken, Regenwürmern, See-Anemonen, Seesternen, Arm-Polypen, ist sie von außerordentlicher Stärke, und ist fähig, ganze Gliedmaßen zu ersetzen. Herr Blumenbach hat mehrere Versuche dieser Art gemacht, welche ein frohes Erstaunen über die wunderbaren Kräfte der Natur erregen. Nach denselben wurde der ganze Kopf einer gemeinen Waldschnecke (he-

*) Es gehört hierher das Abwerfen der Geweihe, das Haaren, das Mausern der Vögel, die Häutung der Schlangen, der Raupen, das Schalen der Krebse, das Entblättern der Gewächse u. s. w.

lix pamatia) mit seinen vier Hörnern binnen ohngefähr 6 Monaten wieder reproducirt. Einem Wassermolch der größern Art (lacerta lacustris) hatte er fast das ganze Auge exstirpirt, er hatte alle Säfte auslaufen lassen, und dann $\frac{4}{5}$ der ausgeleerten Häute rein ausgeschnitten, und doch reproducirte sich binnen 10 Monaten ein vollkommner neuer Augapfel mit neuer Hornhaut, Augenstern, Krystalllinse, der sich blos dadurch von dem gesunden Auge auszeichnete, daß er nur ohngefehr halb so groß war. Die Fortpflanzung der Thiere durchs Zerschneiden, und der Pflanzen durch Ablegen, Kopuliren und Impfen, scheint eine Wirkung derselben Kraft zu seyn. Denn was thut die Natur hier anders, als sie erzeugt das, was zum vollkommnen Daseyn eines Individuums fehlt, da die einfachere Organisation dieser Wesen vielleicht nicht so viel Kraft erfodert, um ein Ganzes zu erzeugen, als bei dem mehr zusammengesetzten Baue. Denn wir bemerken, daß diese Reproduktionskraft in demjenigen Grade abnimmt, als sich die organischen Wesen den edleren Stämmen näheren, daß sie in dem Pflanzenreiche am stärksten, und in denjenigen Thieren, welche sich in ihrem simpeln Baue den Pflanzen mehr näheren, stärker ist, und sich durch augenscheinlichere Wirkungen offenbaret, als in solchen, welche aus vielen verschiedenartigen Theilen bestehen, wovon jeder ein eignes Kunstgebäude für sich ausmacht.

Wie weit bleiben doch die Kunstwerke der Menschen hinter den organischen Gebäuden der Natur zurück,

wenn man sie unter einander vergleicht! Wo kann der Mensch einen Saamen erschaffen, aus welchem das Werk, welches er im Sinne hat, sich von selbst bildet, das selbst für seine Erhaltung und Ernährung, für den Ersatz der verlornen Kraft besorgt ist, das seine Räder und Triebfedern selbst verbessert, und wenn es selbst nicht mehr wirken kann, doch seines Gleichen zurücklässt, die seine Stelle ersetzen! Alles dieses aber bewirkt die Natur in zahllosen Beispielen durch die einfachsten Gesetze. Und paßt diese Einrichtung nicht vollkommen zu dem Begriffe einer Kraft und einer Weisheit, die alles übertrift, was je das menschliche Geschlecht zusammengenommen vermocht hat? Und wissen wir nicht, daß ein Allmächtiges und Allweises Wesen, der Urheber der Welt ist? Müssen wir nicht die ganze Einrichtung der so gewaltigen Natur als sein Werk betrachten? Und können wir in den bisher beobachteten Werken wohl die Spuren des größten Kunstverstandes verkennen, der Alles übertrift, was je menschliche Weisheit vermag? Macht ihn das in unserer Bewunderung nicht um desto größer, daß Alles, was wir davon wahrnehmen, Natur ist; daß Alles aus den einfachsten Gesetzen hervorgeht? Er hat nicht nöthig, wie ein gemeiner Künstler, selbst Hand anzulegen und die Theile zusammenzulesen, sie zu ordnen und dabei stehen zu bleiben, damit sich nichts verrücke. Er will, und sein Wille ist das Gesetz, welches Alles von selbst erzeugt, so wie er es will. Unserm Nachforschen sind die Gesetze der Natur angewiesen. Diese laßt uns also ergründen! Je mehr

wir davon entdecken, je mehr uns aus denselben begreiflich wird, desto mehr werden wir die Weisheit bewundern müssen, welche diese Gesetze eingerichtet hat. Aber über die göttlichen Absichten der einzelnen Wirkungen dieser Gesetze laßt uns nicht grübeln. Es ist genug, wenn wir diese Wirkungen aus ihren Ursachen verstehen, und wenn wir einsehen, daß seltsame Wirkungen die Folgen gewisser natürlichen Gesetze sind *).

Fort-

*) So möchte es wohl schwerlich zu errathen seyn, weshalb die Natur zuweilen Monstra hervorbringt, oder was für ein Zweck zum Grunde liegt, wenn sie, wie nicht selten geschiehet, spielt, z. B. gewisse Aehnlichkeiten erzeugt, die man aus Naturgesetzen nicht so leicht begreifen kann, oder einmal einige oder gar alle Theile eines organischen Körpers in verkehrter Lage erzeugt, wie man Beispiele an Thieren und Menschen sieht, bei denen in der Wirklichkeit alles so beschaffen ist, wie man sein Bild im Spiegel erblickt, und wo sich also alle Theile zwar in richtiger aber verkehrter Ordnung befinden. Der gewöhnlichen physikotheologischen Methode würden diese Fälle als Beispiele der Zwecklosigkeit oder des Zufalles in der Natur, entgegengesetzt werden können. Uns aber trift dieser Einwurf nicht. Denn wir gründen keinen Beweis auf die angeführten Beispiele zweckmäßiger Bildungen, sondern vergleichen sie nur mit dem Begriffe der Allweisheit, an deren Daseyn wir aus moralischen Gründen schon glauben, und uns durch die Betrachtung der Natur ihren Begriff blos lebendig zu machen suchen. Hierbei

Fortpflanzung und Erhaltung der Geschlechter. Das ist ein Hauptpunkt, auf welchen die Natur in allen organischen Geschöpfen losarbeitet. Diesem Ziele sind alle einzelne Wesen untergeordnet. Sie alle erwartet früh oder spät Abnahme ihrer Kräfte, Auflösung und Tod. Sie gehen auf, wachsen, blühen, blühen ab und sterben. Der Mensch ist diesem Gesetze nicht minder unterworfen, als die Pflanze. Wenn auch kein Zufall seine Tage verkürzt; so nehmen dennoch seine Kräfte ab, wenn sie ihre Zeit gewirkt haben und stehen endlich stille. Der Körper wird allmählig aufgelößt; der Organismus zerstört, und sein Staub endlich mit der übrigen Erde vermengt, die ihm vorher Nahrung und Aufenthalt gegeben hat, um den folgenden Geschöpfen diesen Dienst zu leisten. Die wenigsten organischen Wesen erreichen das Ziel, welches sie, vermöge ihrer Natur, erreichen könnten; tausenderlei Zufälle verkürzen ihnen diesen Weg meist lange vor der bestimmten Zeit. Unzählige Pflanzen werden von der Kälte erstickt, von Schloßen zerschmettert, vom Viehe zertreten oder gefressen, ehe sie zur Reife gelangen. Ein

bei können wir nun theils vieles in dem Buche der Natur überschlagen, was wir nicht verstehen, theils vieles Seltsame als weise bewundern, in der Hoffnung, daß wir den näheren Grund davon in der Folge noch einsehen lernen, wenn wir nur erst tiefer in die nächsten natürlichen Ursachen dieser Erscheinungen eingedrungen seyn werden.

Thier verschlingt das andere. Der Mensch verzehrt das Thier; das Thier den Menschen. Schädliche Dünste verbreiten ihr tödtendes Gift und raffen Myriaden organischer Geschöpfe dahin, da sie, vermöge ihrer Natur, noch lange hätten leben können. Das eine will die Natur oder der Herr der Natur, wie das andere. Er will, daß die Geschlechter fortdauern, er will, daß die Individuen sterben; er will, daß einige ihren natürlichen Lauf vollenden, und daß andere vor der Zeit umkommen. Das eine ist Naturgesetz, wie das andere. Was er will, das geschieht, und was geschieht, das will er. Denn geschieht es nicht nach Naturgesetzen, und sind nicht die Naturgesetze durch seinen Willen da *)?

*) Es ist seltsam zu sagen, daß die Erhaltung der Geschlechter und nicht die Erhaltung der Individuen Naturzweck sey. Naturzweck ist Alles, was geschieht. Folglich ist die kurze Dauer der Individuen eben so gut Naturzweck, als deren Folge, oder die kontinuirliche Dauer der Gattungen. Und wenn es sich findet, daß einige Species ausgehen und andere zum Vorscheine kommen (wovon wenigstens das Gegentheil noch nicht so gewiß ist, daß man gar nicht daran denken sollte) so ist es Naturzweck, daß auch Gattungen sterben und neue hervorgehen. Und wir müssen den Wechsel der Gattungen für nicht minder weise halten, als ihre Beständigkeit. Wenn einmal ein Gott ist, so ist alles weise, was geschieht. Nur der Gedanke, daß wir es anders haben wollen, ist, in Beziehung auf eine vernünftige Beurtheilung, thöricht, obgleich sein Daseyn mit der Weisheit vollkommen besteht.

Doch laßt uns den einzelnen wunderbaren Wirkungen des so seltsamen Naturtriebes noch näher kommen, welcher den organischen Geschöpfen vom Menschen bis zur Made, von der Ceder bis zum Schimmel beiwohnt, und der die Quelle der Zeugung, Ernährung und Fortpflanzung ist; wir wollen seine Produkte mehr in einzelnen vor das Auge bringen.

II.

Spuren einer großen Weisheit im Pflanzenreiche.

Die ganze Erde ist mit Gewächsen der mannichfaltigsten Arten bedeckt. Jeder derselben eröfnet ein neues Schauspiel, wie die große Künstlerin Natur so verschiedene Wesen bauet, ernähret und fortpflanzt. Sie ist mit gleicher Sorgfalt für die Eiche und Ceder, als für den kleinsten Grashalm oder das geringste Moos besorgt gewesen. Jedem hat sie ihre Gesetze angewiesen, nach welchen es geboren werden, wachsen, sich fortpflanzen und sterben muß, und selbst den Tod der Gewächse hat sie zur Quelle neues Lebens gemacht.

Die Wurzel ist das gemeinschaftliche Glied aller Pflanzen, wodurch sie an die Stelle gefesselt sind, welche ihnen Nahrung geben soll. Durch ihre feinen Fäserchen saugt die Pflanze den Nahrungssaft ein, und hat bei den verschiedenen Gewächsen nach ihren verschiedenen Bedürfnissen verschiedene Formen und Gestalten, ist bald einfach, bald ästig; bald spindelförmig, bald abgestumpft; geht hier gerade in die Erde,

kriecht dort unter dem Boden fort, macht bald Wasser, bald Felsen, bald selbst Gewächse zu ihren Boden. Die Wurzel theilt sich über den Boden, wo sie fest sitzt, entweder gleich in Blätter, oder verlängert sich erst in einen Stamm, Stengel oder Halm, der sich dann in mehrere Aeste, Zweige und Blätter theilt, welche aus den Knospen hervorschießen. Auf gleiche Art kommen auch die Blüthen hervor, welche zuletzt den Saamen oder die Früchte erzeugen.

Der künstliche Bau der Blätter und Blüthen hat von jeher die Naturbeobachter mit Entzücken und Bewunderung erfüllt. Die Gestalt und Einrichtung der Blätter erschöpft alle Mannichfaltigkeit, und der aufmerksame Betrachter geräth in immer größeres Erstaunen, je länger er bei diesen einfachen Dingen verweilt, und die unendliche Verschiedenheit der ähnlichsten Dinge entdeckt. Wie verschieden ist der Umriß der Blätter, wie mancherlei ihre Abtheilungen, wie zierlich oft die Ausschweifungen ihres Randes! Ihre Oberfläche ist hier glatt, seidenartig, glänzend, dort wollicht, rauh und scharf oder klebricht. Das Ganze ist bald platt, bald rund, bald erhaben, bald vertieft; das Gewebe bald häutig und trocken, bald saftig und fleischig. Wie viele Verschiedenheiten findet der aufmerksame Beobachter noch in den Schattirungen ihrer Farben, in der Art und Weise, wie sie bald an der Wurzel, bald am Stamme, bald an den Zweigen befestiget sind, in ihrer Lage gegen den Stengel und den Blattstiel. Und wie verschieden sind wieder diejenigen Blätter, welche

unmittelbar aus dem Saamen entspringen von den folgenden, und die Deckblätter der Blumen von den übrigen! — Was für ein schönes Schauspiel gewähren erst die Blüthen! Hier ist die größte Mannichfaltigkeit der schönsten Formen und des feinsten Gewebes anzutreffen. Manche haben nur ein Blatt, in Gestalt eines Trichters, Bechers, einer Glocke, Kugel, eines Eyes, Tellers oder Rades; andere bestehen aus mehreren regelmäßigen zusammengestellten Blättern, wie die Nelken, Rosen, Malven u. s. w. Man trift unter ihnen die verschiedensten Figuren an. Einige haben Aehnlichkeit mit dem aufgesperrten Rachen eines Thiers, andere stellen mit vier Blättern ziemlich natürlich einen fliegenden Schmetterling vor, andere endigen sich unten in einen Sporn oder Sack. Manche Blumen sind aus vielen kleinen einblättrigen, auf einer gemeinschaftlichen Grundfläche, welche das Blumenbette heißt, zusammengesetzt, worauf sie unmittelbar befestiget, und von einem Kelche eingeschlossen sind. Diese einzelnen Blümchen sind bald röhrenförmig, bald zungenförmig bald sind sie aus beiden zusammengesetzt, und auch diese Zusammensetzung hat ihre Regel, indem die röhrenförmigen in der Mitte, und die zungenförmigen am Rande herum sitzen, wie an der Kamille, an der Sonnenblume, der Kalendula und am Aster zu sehen ist. So dann sitzen auch die Blumen auf mancherlei Art an den Gewächsen, entweder einzeln, an der Spitze des Stengels, oder sonst zerstreut; oder in Büscheln mehrere an einem Hauptstiele, und bilden die mannichfaltigsten Gestalten.

Die meisten Blumen haben zweierlei Arten von Blättern, wovon die auswendigen den Blumenkelch die innern, als die eigentlichen Blumenblätter die Blumenkrone ausmachen. Jene dienen der Krone zur Stütze und sind gemeiniglich dicker und stärker, als die zarten Kronenblätter. Selten hat der Kelch eine auszeichnende Farbe, sondern ist fast immer grün, wie die Stengelblätter, deren Reihe er beschließt. Kelch und Krone haben gewöhnlich gleich viele Abschnitte, die meisten Blumen haben einen einfachen Kelch, einige haben einen doppelten, und manche, wie die Tulpen und Lilien, haben gar keinen. Es giebt aber auch Blüthen ohne Blumenkrone, und einige, denen Krone und Kelch zugleich fehlt.

So mannichfaltig nun aber hier die Natur erscheint; so befolgt sie doch immer bei jeder Art gleiche Regeln, von denen sie niemals abweicht, als wo sie von andern äußeren Ursachen dazu gezwungen wird. Und durch alle diese verschiedenen Mittel wirkt die Natur Ernährung der Individuen und Fortpflanzung der Gattungen. Dieses sind also die zwei großen Punkte, auf welche sie im Pflanzenreiche losgehet. Aber wie wunderbar und vielfach sind die Wege, auf welchen die große Meisterin zu ihren Zwecken gelanget! Im allgemeinen ist der innere Bau der Pflanzen sehr einfach. Alle Theile bestehen aus ähnlichen Gefäßen, nemlich aus Fasern und Saftschläuchen. Jene sind lange Fasern, die in netzförmigen Schichten neben einander fortlaufen;

diese sind häutige, mit Nahrungssafte angefüllte Bläschen, mit welchen die Zwischenräume der Fasern ausgefüllt sind *). Aus diesen Stücken bestehen alle vorhergenannten Theile der Gewächse, Wurzel, Stamm, Zweige, Blätter, Blüthen, Saame und Frucht. Und dennoch ist dieses einfache Mittel die Quelle einer so unendlichen Mannichfaltigkeit. In jeder Pflanzengattung scheint ein eigenthümliches Gewebe so wohl der Fasern, als der Saftschläuche zu seyn, das dann wieder auf eine eigenthümliche Art gestellt und geordnet ist, und dadurch die verschiedensten Formen hervorbringt. Von dieser verschiedenen Form scheint auch die Verschiedenheit des Nahrungssaftes abzuhängen, der wahrscheinlich in den Saftschläuchen mit, uns unbegreiflicher Kunst zubereitet wird.

Das Hauptwerkzeug, wodurch die Pflanze wächst und ernährt wird, ist die Wurzel. Vermittelst derselben saugt sie den Nahrungssaft, der sich in dem Boden

*) Verschiedene Naturforscher nehmen in den Pflanzen eigentliche Röhren an, in welchen der Saft auf- und absteigen soll. Aber die besten Vergrößerungsgläser zeigen keine Röhren. Sie sind auch nicht nöthig, da schon die Fasern durch ihre Zusammenstellung bald weitere, bald engere Gänge zur Vorbereitung des Saftes bilden. Durch so dünne Röhren, als die seyn müßten, welche man hypothetisch annimmt, würde sich auch der Pflanzensaft, der bald dickicht und harzicht wird, gar nicht bewegen können. Man sehe hierüber, so wie über diesen ganzen Abschnitt, Klügels Encyklopädie 1. Th.

findet, auf welchem sie geheftet ist, ein*), nachdem der Trieb ihn anzuziehen, durch Wärme und Sonnenlicht geweckt worden ist. Dieser Saft steigt zwischen den Fasern auf und nieder, und erhält hier, durch die in jeder besondern Gattung liegenden eigenthümlichen

*) Die Erde scheint unmittelbar nichts oder doch sehr wenig zur Ernährung der Pflanzen beizutragen. Der Nahrungssaft besteht aus Wasser, das aber mit salzichten, phlogistischen und erdigen Theilen geschwängert seyn muß. Er scheint in allen Gewächsen aus einerlei oder doch nicht sehr verschiedenen Bestandtheilen zu bestehen, und die besonderen vegetabilischen Säfte, welche die verschiedenen Pflanzen aus dem ersten Nahrungssafte bilden, und unter welchen sich eine so große Verschiedenheit findet, scheinen durch die eigenthümlichen Abscheidungen und Veränderungen gebildet zu werden, die jede besondere Gattung mit den ihm zugeführten Bestandtheilen aus eigner Kraft vornimmt. Manche Gewächse haben einen milchichten, zum Theil ätzenden Saft, bei andern ist er mehr dünn und wässericht; andere geben Harz, Gummi, Zucker, Wachs, Balsam u. s. w. Die Raute hat bittere, der Sauerampfer saure, der Lattig kühlende Säfte, und doch wachsen alle auf einem Gartenbeete. Selbst in den verschiedenen Theilen einer und eben derselben Pflanze, ja in einer und eben derselben Frucht, sind die Säfte oft sehr verschieden, zum offenbaren Beweise, daß es nicht die Verschiedenheit der Bestandtheile des ersten Nahrungssaftes, sondern die Verschiedenheit der Zubereitung ist, welche diese Mannichfaltigkeit der specifiken Säfte erzeugt. Ein sehr deutliches Zeugniß hiervon giebt auch das Pfropfen der Bäume. Ein Zitronenzweig auf einen Orangen-

Naturkräfte, diejenige specifische Beschaffenheit, welche seine Gattung vor den übrigen Gewächsen auszeichnet.

Das eigentliche Triebwerk zum Aufsteigen des Wassersaftes sind die Blätter. Durch diese dünstet eine Pflanze bei Tage einen Theil ihres Saftes aus, wodurch ein beständiger Trieb nach denselben hin, unterhalten wird, welchen die Wärme durch die Ausdehnung

baum gepropft, verliert seine Natur nicht, ob er gleich die Nahrungssäfte des Orangenbaums empfängt. Die immer grünende Eiche auf eine gemeine Eiche gepfropft wirft auch im Winter ihre Blätter nicht ab u. s. w.: und läßt sie auch nicht vertrocknen. Pfirsigzweige bleiben auf Pflaumenbäume gepfropft, Pfirsigbäume u. s. w. Die Säfte werden also der eingepfropften Pflanze durch den gepfropften Stamm, fast in eben der Beschaffenheit, wie unmittelbar aus der Erde zugeführt; aber die verschiedene Einrichtung der Gefäße und andere Umstände, die wir nicht kennen, sind die Ursachen der verschiedenen Zubereitung desselben Saftes. Man will hiermit keinesweges die Erfahrung leugnen, daß die Verschiedenheit des Bodens und Klima's von großem Einflusse auf das Gedeihen der Pflanzen sey, und daß mehrere Arten einen eigenthümlichen Boden erfodern. Denn die verschiedenen Pflanzen scheinen die Bestandtheile des Nahrungssaftes in einer verschiedenen Proportion zu verlangen, und so wird freilich eine saftreiche Pflanze in einem Boden, der viel Feuchtigkeit enthält, besser gedeihen, als in einem sandigten Erdstriche u. s. w. S. Blumenbachs Handbuch der Naturgeschichte, 3te Ausg. S. 530 u. f. w. Klügels Encykl. 1. Th. S. 50 u. f. w.

der Luft und des Saftes in der Pflanze befördert, da zugleich die Feuchtigkeit des Erdbodens verflüchtiget, und gegen die ringsherum verbreiteten Wurzelfäserchen getrieben wird. Die Blätter sind also ein Hauptwerkzeug des Wachsthums. Sie sind zwar Produkte des Gewächses, aber sie erhalten es auch, und eine wiederholte Entblätterung tödtet dasselbe. Sie dünsten nicht blos Feuchtigkeiten aus, sondern saugen auch, besonders des Nachts, den von der Erde aufsteigenden Thau, und viele in der Luft schwimmenden Dünste ein, und zu diesem Zwecke sind sie ganz besonders eingerichtet. Ein wenig Thau oder Regen erfrischt die von der Hitze fast welk gewordenen Gewächse sehr schnell, und welke Pflanzen erholen sich geschwind an feuchten Orten. So gar auf den dürresten Klippen, wo keine Nahrung zu erhalten ist, als aus der Luft, gedeihen saftige Pflanzen. Mit Recht kann man sagen, daß ein Baum, vermittelst seiner Blätter, so gut in die Luft gepflanzt sey, als vermittelst der Wurzeln in die Erde. Daher treibt ein Zweig eines Baumes, der durch eine Oeffnung in ein Treibhaus hineingeführt ist, obgleich der Stamm draußen steht, mitten im Winter Blätter, und bringt sogar Früchte.

Auch durch die Rinde ziehen die Bäume viele Feuchtigkeit in sich. Das saftige grüne Zellgewebe unter dem Oberhäutchen scheint viel Aehnliches mit den Blättern in seinem Baue zu haben. Man hat in den neuesten Zeiten auch sehr glückliche Versuche gemacht, der

Natur auf die Spur zu kommen, wie sie aus diesem, durch Hülfe der Blätter aufgezogenen Nahrungswasser die festen Theile, Holz, Früchte, Kernen, Schalen und die verschiedenen Flüssigkeiten bildet, und es offenbaret sich, daß die Natur auch hier, so wie allenthalben, nach bestimmten Gesetzen verfährt, und daß die Kräfte so eingerichtet sind, daß alle Wirkungen, die wir an den verschiedenen Pflanzen wahrnehmen, nothwendig folgen müssen, und daß die allergrößte Zweckmäßigkeit durch die allgemeinen Naturgesetze selbst hervorgebracht wird. Es würde zu weitläuftig werden, wenn ich auch nur die hauptsächlichsten Versuche und Entdeckungen, welche Hales, Bonnet, und vorzüglich Ingenhouß und Senebier in dem Gewächsreiche gemacht haben. Aber so viel ist gewiß, je tiefer der Verstand des Menschen in die Werke der Natur eindringt, und je mehr er sie aus allgemeinen Gesetzen begreifen lernt, desto mehr wird er fähig, die Weisheit zu bewundern, welche dieses alles ausgerichtet hat. Die mannichfaltigen Erfahrungen lehren auf das deutlichste, daß sich die Natur in den Pflanzen, als die größte Scheidekünstlerin, offenbaret, daß sie das Wasser in verschiedene Luftarten zu trennen und daraus einen brennbaren und holzichten Stoff zuzubereiten weiß, daß sie das Sonnenlicht *), die Wärme und andere Stoffe

*) Das Sonnenlicht ist von außerordentlichem Einflusse auf das Gedeihen der Pflanzen. Man bemerkt daher fast an allen Gewächsen einen Trieb, sich gegen das Licht der Sonne

in der Natur auf das beste zu ihren Zwecken zu verwenden versteht, und daß jede Pflanze ein chemischer Ofen ist, der alle Werkstätte der größten Chemiker an Kunst übertrift. Denn er verrichtet sein Werk nicht nur ohne fremde Hülfe, sondern schaft und nimmt sich auch die Materialien von selbst herbei, so wie er sie zu seinen Zwecken gebraucht.

Die Fortpflanzung und Erhaltung der Geschlechter der Pflanzen hat die Natur so sicher gestellt, daß alle künstliche Hülfe dabei entbehrt werden kann, obgleich die letztere sehr viel zur Vermehrung und Veredlung der Individuen und zur Beschleunigung ihres Wachsthums beizutragen im Stande ist. Jeder Zweig und selbst jedes Auge und jede Knospe ist wegen der ähnlichen und einfachen Organisation mit dem Ganzen, wieder als ein Baum im Kleinen anzusehen. Daher ist bei vielen Gewächsen eine künstliche Fortpflanzung und Vermehrung durch Augen und Zweige möglich, die auch bisweilen die Natur besorgt, und wovon schon vorher geredet worden ist. Weit allgemeiner

zu bewegen, der in einigen, z. B. den Sonnenblumen, nur auffallend stark, aber auch sonst fast allgemein ist. In den Treibhäusern sieht man sich die Blüthen gegen die Fenster drengen, gleichsam als ob sie dahin gepreßt würden. Pflanzen, die im Dunkeln wachsen, erlangen nicht ihre natürliche Vollkommenheit, wenn ihnen gleich sonst kein Nahrungsmittel abgeht.

ist jedoch die Fortpflanzung durch den Saamen, welche neben der ersten Weise die Pflanzen zu vermehren bestehet, und oft die einzige Fortpflanzungsart ist. Die Natur ist auf die sorgfältigste Art auf die Erzeugung, Erhaltung, Verwahrung, Befruchtung und Ausstreuung des Saamens bedacht gewesen, und wir treffen allenthalben die sichersten und zweckmäßigsten Anstalten dazu an, so daß die ganze Pflanze nur um deswillen da zu seyn scheint, um ihres Gleichen zu erzeugen. Wenn auch die äußeren Umstände oder die Künste der Menschen die Früchte abändern; so behält doch der in ihnen enthaltene Saame immer gleiche Natur, und aus dem Kern einer erkünstelten Birne entspringen doch wieder wilde natürliche Stämme.

Die Blüthen oder Blumen sind das Hauptwerkzeug, wodurch der Saame und die Frucht hervorgebracht wird. Denn in ihrer Mitte befinden sich die zu ihrer Fortpflanzung nöthigen Werkzeuge auf dem sogenannten Fruchtboden. In der Mitte erheben sich einer oder mehrere Stielchen, welche man Stempel nennt, an deren untersten Theile der Fruchtknoten ist, die Anlage zur künftigen Frucht; oben hat er eine klebrichte Narbe, und der mittlere Theil des Stempels ist der Griffel. Alle diese Theile zeigen sich in den verschiedenen Blumen verschieden; der Griffel fehlt hie und da gänzlich. Um die Stempel herum sitzen die Staubfäden, welche die männlichen Theile vertreten, da jene gleichsam die weiblichen vorstellen. Bei

der Befruchtung fällt nun der kugelichte Blumenstaub auf die weibliche Narbe, scheint da zu platzen und sein duftiges Pulver zu verschütten, welches dann vermuthlich durch den Griffel in den Fruchtknoten dringt, und die daselbst vorräthig liegenden, schon erzeugten, aber bis dahin unfruchtbaren Saamenkörner befruchtet. Wenn man die Blüthe vor der Befruchtungszeit, eines dieser wesentlichen Theile beraubt; so wird sie unfruchtbar. Bei den mehresten Gewächsen sind beiderlei Geschlechtstheile in allen Blüthen verbunden, und man nennt sie daher vollständige, auch Zwitterblumen. Einige Gewächse bringen aber auf dem einen Stamme blos männliche, auf dem andern blos weibliche Blumen hervor; andere tragen auf einem Stamme beide Arten; die Geschlechtstheile sind blos durch die Blüthen getrennt. Andere Gewächse, wie der Ahorn, die Esche u. s. w. haben gar alle drei Arten von Blüthen.

Daß nun der Staub mit dem weiblichen Theile gehörig verbunden werde, und so die Befruchtung vor sich gehen könne, dafür ist theils in der Zusammenfügung und Beschaffenheit der Theile selbst gesorgt, theils scheint sich die Natur öfter auf den Einfluß des Zufalles verlassen zu haben, der ihr auch niemals untreu wird. Die zu befruchtende Narbe ist mit einem klebrigen Safte überzogen, woran der Staub, wenn er einmal daran gebracht ist, hängen bleibt. Wo nun die Staubfäden gleich neben dem Stempel stehen, da löst

sich der Staub durch die zufälligen aber nothwendigen Bewegungen, welche die Blüthe treffen, leicht ab, und fällt auf die weiblichen Theile. Wo die Blüthen getrennt sind, treibt der Wind häufig den Staub den weiblichen Theilen zu, und diese fangen ihn auf, und befruchten sich so. Viele weibliche Blüthen, selbst solche, die zum Zwittergeschlecht gehören, werden durch Insekten befruchtet, welche den Blumenstaub von der einen Blüthe auf die andere tragen *), und die Kunst kann die Befruchtung noch weit mehr vervielfältigen.

*) Die Befruchtung durch Insekten, ist unter andern am Feigenbaume beobachtet worden. Es giebt nemlich zweierlei Feigenbäume, männliche und weibliche. Jene nähren nur in ihrer herben und abfallenden Frucht ein Insekt, Gallapfelfliege oder Gallwespe genannt. Wenn dieses Insekt Flügel bekommen hat, welches zu der Zeit geschiehet, wo die männliche Feige voll Sonnenstaub ist; so kömmt es aus dieser Feige, ganz mit Sonnenstaub bedeckt hervor, und begiebt sich zur weiblichen Saatfeige, frißt sich dahinein und befruchtet durch den mitgenommenen Saamenstaub die weibliche Feige, und verursacht dadurch zugleich, daß diese in 14 Tagen reifet und schmackhaft wird, da sie sonst herbe bleiben und abfallen würde. Die Kunst hat sich diesen Wink der Natur zu Nutze gemacht. Denn man nimmt die Maden, welche aus den Eyern der Gallwespe in den Früchten des wildwachsenden männlichen Feigenbaums erzeugt werden, und trägt sie in die noch kleinen, etwa wie eine Nuß großen Früchte des weiblichen Feigenbaums, und bringt dadurch eine große Menge Feigen zu ihrer Vollkommenheit und Reife. Man nennt

Denn die Natur läßt einen unendlichen Reichthum von Saamen und Befruchtungsmitteln verlohren gehen, die sich der menschliche Wille zu Nutze machen kann. Von vielen Gewächsen ist die Art ihrer Fortpflanzung noch nicht hinlänglich beobachtet worden.

dieses Verfahren die Kaprifikation, die in Griechenland und dem Archipelagus schon seit ein Paar tausend Jahren gebräuchlich ist. Kölreuter hat über die Befruchtung der Blüthen durch Insekten sehr interessante Beobachtungen gemacht. Noch wichtiger aber ist das vor kurzen erschienene Werk des Hrn. Rektor Sprengel. (das entdeckte Geheimniß der Natur im Bau und in der Befruchtung der Blumen. 4to) Dieser hat durch seine außerordentlich scharfsinnigen und richtigen Beobachtungen herausgebracht, daß fast alle Blumen, welche einen Saft absetzen, durch Insekten befruchtet werden. Er zeigt, wie die Natur den Bau dieser Blumen so eingerichtet hat, daß sie den zur Nahrung der Insekten bestimmten Saft nicht nur zu bereiten, sondern daß er auch durch ihre Struktur, vor der Verderbniß durch den Regen geschützt wird, daß die Natur ferner die Insekten durch die Farben und Gerüche reizt, ihnen dann den Weg, da wo der Saft versteckt liegt, durch ein besonderes Saftmahl zeigt, und daß endlich die Bahn zu dem Saftbehälter so eingerichtet ist, daß das kleine Thier nicht hinkommen kann, ohne den befruchtenden Staub mit seinem Körper abzustreifen, und die weiblichen Theile damit zu berühren. Er hat ferner bewiesen, daß auch viele Blumen, welche keinen Saft enthalten, auf diese Art befruchtet werden, indem die Natur die Insekten bei dergleichen Blumen durch ein Saftmahl

In diesem Saamen, der wiederum von so unendlich verschiedener Gestalt und Größe ist, als seine Bildungsweise, liegt nun der ganze Grund zu dem neuen ähnlichen Geschöpfe. In der kleinen Eichel liegen alle Kräfte, den mächtigen Baum zu bilden, der Orkanen Trotz bietet, und Jahrtausende dauert. Es ist wunderbar zu sehen, wie es sich die Natur hat angelegen seyn lassen, diesen Saamen theils auszustreuen, theils ihn gegen widrige Zufälle zu verwahren, so daß man ihr Bemühen, die Geschlechter der Pflanzen gegen alle Hindernisse zu erhalten, ohne doch den übrigen Lauf der Begebenheiten zu stören, gar nicht verkennen kann.

Der Saame von vielen Pflanzen, von Mohn, Aaronkraute u. s. w. ist schwer und klein genug, sich selbst auf demselben Boden zu pflanzen, wo das Gewächs, das ihn trägt, steht. Denn er fällt, wenn er

---

mahl täuscht, daß sie hineinkriechen und die Befruchtung befördern, ob sie gleich, ohne hier etwas gefunden zu haben, wieder abziehen müssen. Endlich hat er auch bemerkt, daß viele Zwitterblumen nicht durch sich selbst befruchtet werden, sondern daß sie sich wechselseitig durch Hülfe der Insekten schwängern. Die beiderlei Geschlechtstheile blühen nämlich nicht in allen Blumen zu gleicher Zeit, in einigen blühen die Antheren zuerst, und das Stigma zuletzt, in andern ist dieses umgekehrt. Das Insekt kriecht zuerst in die Blume, wo die Antheren blühen, und streift deren Staub ab, besucht sodann andere, wo das Stigma blühet, und da es nicht anders in den Saftbehälter kommen kann, ohne das Stigma zu berühren; so wird dieses befruchtet, und also der Zweck der Natur erreicht.

reif ist, gerade herab. Ist er aber so groß und leicht, daß ihn der Wind wegtreiben, oder Vögel und Insekten verschleppen müssen; so ist er oft mit Häkchen versehen, wodurch er sich anhängt, und die ihn aufhalten und verhindern, daß er nicht allzuweit von seinem Orte wegfliegen kann, wie der Kardobenediktensaame, der nur einen einzigen Haken hat, der Odermennig und das Klebekraut, an welchen sich mehrere dergleichen Häkchen befinden. Mancher Saame ist mit weichen Haaren oder leichten Fäserchen beflügelt, wodurch der Wind die reifen Saamenkörner fortführt, ihn weit und breit umherstreuet und so bewirkt, daß der Saame sich weder an einem Orte in allzugroßer Menge sammlen, noch auf lauter unbequemes Erdreich fallen könne. So ist es bei der Esche, dem Moskolben, dem Löwenzahne und andern. Die Fichten- und Tannenkörner haben dagegen nur sehr kurze Flügel, und flattern nur auf der Erde hin. Manche Körner liegen in elastischen oder mit Springfedern versehenen Gehäusen, welche, wenn der Saame zur gehörigen Reife gelangt ist, oft mit großem Geräusch oder Knall zerspringen, und die Körner weit fortschnellen. Dieses Schauspiel gewährt uns der Buchampfer, der seinen Saamen auf eine überraschende Art herauswirft. Der Hirschzungensaamen wird ebenfalls, vermöge der seltsamen Bildung der Saamengefäse *) weggeschleudert oder fortgeschossen.

*) Sie sind kugelrund und ringsherum mit einer starken Springfeder umgeben. Die äußere Seite sieht einer zar-

Eine gleiche Kunst der Natur bemerkt man an der blau blumigen Gentianelle, die in Jamaika zu Hause ist, wo der Saame so lange in den Gefäßen verwahrt bleibt, bis die daselbst regelmäßig folgende Regenzeit heran nahet, welches eben die rechte Zeit ist, wo er wachsen kann. So bald nun die Tropfen die Saamengefäße nur ein wenig berühren, so springen sie jählings mit einem ziemlichen Geräusch auf, und streuen die Saamenkörner weit von einander, daß sie wachsen können. Mehrere Knallschoten und Springkräuter, (cardamina besi. cardamen impatiens) die bald von selbst, bald bei einer leisen Berührung zerplatzen, und den Saamen so ausstreuen, kann man in botanischen und andern Gärten finden. Auch im Wasser und auf der See finden sich Einrichtungen dieser Art. — Mancher Saamen reizt durch seinen angenehmen Geschmack oder Geruch die Vögel, daß sie ihn verschlucken, und soll, nach der Meinung einiger Naturbeobachter, erst dadurch fruchtbar werden, daß er durch ihren Leib gehet, und wenn auch dieser letzte Umstand zweifelhaft ist; so ist er doch von einer solchen Beschaffenheit, daß er den übrigen künstlichen Anstalten der Natur nicht im mindesten wi-

ten Schraube sehr ähnlich. So bald nun die Feder stark genug geworden ist; so bricht sie das Gehäuse mit einem Male von einander in zwei Theile, fast wie zwei kleine Becher der Schalen, und schleudert solcher Gestalt den Saamen fort.

derspricht *). Der Saamen solcher Moose, die aus Mauern oder Dächern wachsen, ist so unendlich klein, daß er, wenn er aus seinen Gefäßen fällt, wie Dunst oder Rauch umher fliegt, und sich also entweder von selbst oder durch einen leichten Luftstoß auf hohe Klippen, Mauern oder Häuser erheben und fortbewegen kann. In so verschiedenen Formen verrichtet die Natur das Geschäft eines Säemanns.

*) Theophrast und Plinius hielten dafür, der Vogelleim werde so fortgepflanzt, daß die Vögel den Saamen desselben fressen und durch ihren Leib gehen lassen. S. Theophrast. de causis plant. L. II. c. 24. Plin. Hist. Nat. L. XVI. c. 14. In den neuern Zeiten hat sich indessen gefunden, daß dieses zur Fortpflanzung dieses Gewächses nicht nothwendig ist. Tavernier und Thevenot berichten etwas ähnliches von dem Muskatennussbaume. Es giebt, erzählt letzterer in seiner indianischen Reisebeschreibung, auf der Insel eine Gattung von Vögeln, welche die grüne Schale aufhacken, die Nuß verschlingen, dieselbe aber, wenn sie eine Zeitlang im Magen gelegen, durch den ordentlichen Weg wieder von sich geben. Hierauf schlagen die Nüsse an dem Orte, wo sie fallen, Wurzel, und es wächst mit der Zeit ein Baum daraus, und die Holländer verbieten ihren Leuten bei Leib und Leben, keinen solchen Vogel zu tödten. Ray (Hist. Plant. L. XXVII. c. 4.) bestätiget zwar, daß viele Muskatenbäume auf diese Art fortgepflanzt werden, leugnet aber, daß dieses die einzige oder beste Art sey, sondern sagt vielmehr, daß dergleichen Bäume schlechte Früchte bringen.

Und wie ist sie nicht besorgt, den Saamen vor Unfällen zu bewahren! Nur den Saamen, dem die Witterung nicht leicht schadet, oder der zu einer Zeit erzeugt und ausgesäet wird, wo ihn keine Gefahr drohet, hat sie unbedeckt gelassen, die mehresten Körner aber sind in Schalen, Hülsen, Kapseln, Kerne, Beeren, Früchte u. s. w. gehüllt! — Und wie wunderbar sind die Kräfte, mit welchen sie den Pflanzensaamen versehen hat. Wir haben schon bemerkt, wie er ein Vermögen hat, die für ihn tauglichen Nahrungstheile anzuziehen, und sie in seine Natur zu verarbeiten. Aber ich habe noch nicht angeführt, daß der Saame sowohl, als die Pflanzen selbst, auch ein Vermögen besitzen, diejenige Lage und Stellung anzunehmen, welche zu ihrem Wachsthume nöthig ist, und daß sie sich gegen den Zufall und die Kunst, die ihnen eine andere Richtung geben will, stemmen. Denn wenn man ein Saamenkorn verkehrt in die Erde steckt; so drehet sich die junge Wurzel nieder, um in die Erde zu kommen, und der Saame richtet sich aufwärts in die Luft. Bringt man einen jungen Baum in eine schiefe Lage; so nimmt das äußere Ende doch bald wieder seine vorige senkrechte Richtung an, wenn die Gegengewalt nicht fortgesetzt wird. Drehet man die Zweige eines Baumes so, daß die untere Fläche der Blätter in die Höhe gerichtet ist; so wird man bald nachher bemerken, daß alle diese Blätter ihre ursprüngliche Lage wieder erhalten.

Ich könnte noch eine große Menge zweckmäßiger Eigenschaften und Veränderungen der Gewächse an-

führen, z. B. wie viele Blätter dem Laufe der Sonne folgen, um ihr wohlthätiges Licht immer zu genießen, wie sie sich des Morgens gegen Osten, des Mittags gegen Süden, und des Abends gegen Westen drehen, wie sich die zärtlicheren Pflanzen des Nachts zusammenziehen, und in eine Art von Schlaf verfallen, um sich vor der Rauhigkeit der Nachtluft zu verwahren, und wie sie sich des Morgens, gleich lebendigen Geschöpfen, erholen und schmücken; wie sich viele bald zur Erde beugen, und sich unter dem Schnee vor dem Angriffe des Winters schützen, wie andere sich in der Erde vor den starken Eindrücken der Witterung verbergen, und wieder zum Vorschein kommen, so bald es Zeit ist; wie das Zurücktreten der Säfte viele vor dem Untergange schützt, und sie doch nicht tödtet. Ich könnte auch mancherlei wunderſame Eigenſchaften anführen, deren Grund und Zweckmäßigkeit wir noch nicht recht verſtehen, wie die merkwürdige Empfindlichkeit, die wir an den verſchiedenen Sinnpflanzen wahrnehmen, die wunderbare Bewegung der Balaneirpflanze (Hedysarum movens oder gyrans; sainsain oscillant.) oder der ſinnreich benamten Venusfliegenklappe, die ihre Beraubung mit dem Tode des Räubers rächt *). Aber

*) Es iſt dieſes eine amerikaniſche Pflanze Dionaea muscipulo. Ihre Blätter ſind mit einander vereiniget und mit zwei Reihen ſtarker Stacheln verſehen. Ihre Oberfläche iſt mit einer Menge kleiner Drüſen bedeckt, welche einen ſüßen Saft abſondern, der die Fliegen herbei lockt. Wenn

ich hoffe, das bisherige ist schon genug, die Aufmerksamkeit auf die zweckmäßigen Anstalten zu lenken, welche in der Natur für die Ernährung und Fortpflanzung der Gewächse getroffen sind. Diese Zwecke werden immerfort erreicht, wenn auch Millionen Pflanzen erkranken, und alle einzeln, nachdem sie ihren Dienst verrichtet haben, wieder untergehen. Denn es giebt viele Ursachen, welche den Wachsthum der Pflanzen zerrütten und in ihnen Krankheiten hervorbringen. Verstopfung der Gefäße und andere Umstände bringen Auswüchse, Eitergeschwüre, Entzündungen, Knoten, Flecke, Blasen, Fäulung u. s. w. hervor. Kleine Schmarotzerpflanzen saugen den Bäumen die nöthige Nahrung aus. Ein großes Heer von Feinden haben die Pflanzen an den Insekten. Der Brand, der Honigthau, Mehlthau, der Rost und andere Zufälle verderben zahllose Gewächse. Aber die Natur kann diesen Verlust ohne allen Nachtheil ertragen, und der Wille des Urhebers der Natur ist es eben so gewiß, daß viele Pflanzen erkranken und vor ihrer Reife sterben, als daß die übrigen ihr Ziel erreichen. Denn in der Natur drücken

diese Theile von den Füßen einer Fliege berührt werden, so heben sich sogleich die beiden Seiten des Blattes empor, die Reihen Stacheln schließen sich fest zusammen, und drücken das Thier zu Tode. Das Berühren mit einem Strohhalme oder einer Nadel zieht dieselbe Bewegung nach sich. S. Smellie's Philosophie der Naturgeschichte 1 Th. S. 10. auch St. Pierre Etudes de la nature Tom. I.

die Gesetze derselben seinen Willen aus. So schaden auch die Bastarderzeugungen, die Mißgeburten, welche im Pflanzenreiche noch häufiger und eben so sonderbar sind *), als im Thierreiche den großen Zwecken der Natur, die Geschlechter zu erhalten, und keine neuen aufkeimen zu lassen, eben so wenig als die Kunst der Menschen, die ihr Absehen bald auf Zerstörung, bald auf Vermehrung, bald auf Verbesserung gewisser Pflanzengeschlechter richtet. Denn ohnerachtet sehr viele Veränderungen und Zufälle in die Werkstatt der Gewächse eingreifen, und Zerrüttungen und Veränderungen daselbst anrichten können; so sind doch diese alle selbst das Werk der Natur, und werden daher genug in ihren Schranken gehalten, um das, was die Natur anderweitig zum Zwecke hat, nicht zu zerstören, ob ihnen gleich eine gewisse Freiheit und ein, wenigstens für diese Wesen nachtheiliger Einfluß verstattet ist.

Endlich erfährt die Pflanze, auch ohne gewaltsame Zerstörung, das Schicksal aller organisirten Körper.

*) Es giebt keinen Theil der Pflanze, an welchem man nicht zuweilen Monstrositäten bemerkte. Doppelte an einander gewachsene Stämme, vielfache Früchte oder Aehren, doppelte Blumen u. s. w. sind sehr häufig. Zu den allerseltensten und merkwürdigsten Monstrositäten gehören aber die Beispiele von wildwachsenden Pflanzen, die an gleichem Stamme und zu gleicher Zeit Blüthen von Gewächsen ganz verschiedener Geschlechter, ja selbst aus den verschiedensten Klassen getragen haben. S. Blumenbachs Handbuch der Naturgeschichte. S. 544.

Wenn ihr Wachsthum oder die Ausdehnung ihrer Gefäße aufhört; so fängt sie schon an, sich ihrer Auflösung zu näheren. Die Saftgefäße werden alsdenn allmählig steif und verstopfen sich, die Feuchtigkeiten bewegen sich nicht mehr mit der gehörigen Leichtigkeit, und werden nicht mehr so vollkommen, wie vorhin, geläutert und abgesondert. Sie stocken daher, verschlimmern sich, und mit ihnen die Nahrungsgefäße selbst. Die innere Wirksamkeit wird allmählig gehemmt; die Pflanze stirbt ab, und zerfällt in Staub. Aber auch im Tode noch sorgt sie für ihre Schwestern. „Sie stirbt in einen fruchtbaren Tod, indem ihr Staub andern Gewächsen zu einer besseren Mutterhülle dient. So werden Felsen begraset und beblümt; so werden Moräste mit der Zeit zu einer Kräuter- und Blumenwüste. Die verwesete wilde Pflanzenschöpfung ist das immer fortwirkende Treibhaus der Natur zur Organisation der Geschöpfe und zur weiteren Kultur der Erde *)."

Wer getrauet sich nun wohl zu sagen, daß sich alle diese Erscheinungen mit der Idee eines erhabenen, alle menschlichen Begriffe von Vollkommenheit übersteigenden Verstandes nicht reimen! Wer wagt es auszusprechen, daß dieses Alles gar nicht das Werk eines verständigen, mächtigen Wesens seyn könnte! Und wissen wir nicht aus andern Gründen, daß es auch so ist? Müssen wir also nicht die ganze Natur als seine An-

*) Herder.

stalt, als seine Welt ansehen? Haben wir irgend etwas entdeckt, das seiner unwürdig wäre? Zwar weiß ich wohl, daß manches auch hier nicht nach dem Sinne der Menschen ist; viele würden das Pflanzenreich anders formiren, wenn sie Kraft genug hätten, und ihre Ideen befolgen könnten. Aber kann es einem vernünftigen Manne wohl einfallen, einen Begriff, der von einem Stäubchen abgezogen ist, zum Maaßstabe eines unermeßlichen Universums machen zu wollen? Wir wissen ja schon, daß ein Gott ist, wir wollen es nicht erst aus der Natur erfahren. Die Welt muß so seyn, wie es dem Willen eines so weisen und allmächtigen Wesens gemäß ist, und wenn uns etwas darin vorkommt, daß ihm nicht gemäß zu seyn scheint; so haben wir nichts anders zu thun, als entweder unsern Begriff von ihm zu berichtigen, oder unsre Erkenntniß der Natur zu erweitern, und so lange beides nicht geschehen ist, ein ehrfurchtsvolles Schweigen zu beobachten.

Fragt mich also nicht: warum bringt die Natur so vielen überflüssigen Saamen hervor, wozu soll die ungeheure Mannichfaltigkeit selbst nie gesehener und vielleicht nie zu bemerkender Pflanzen dienen; wozu die Verschwendung von Kraft; warum müssen Pflanzen erkranken und vor ihrem natürlichen Ende sterben; warum gebraucht die Natur gerade diese und keine andern Mittel u. s. w. Ihr könnt noch tausend solcher Fragen an mich thun; ich weiß nichts darauf zu antworten, als daß ich es nicht weiß, und daß ihr es auch nicht wissen

könnet. Wiederholt eure Fragen nach tausend Jahren; vielleicht kann man wenigstens die Hälfte derselben beantworten. So bald das, was ich erkenne, nur Natur ist, muß es sich mit der göttlichen Weisheit reimen, wenn ich auch nicht begreife Wie? Jetzt erfüllt es mich mit Entzücken, so viele Beispiele angetroffen zu haben, die ich wirklich mit dem Begriffe dieses erhabenen Wesens in Einstimmung denken kann. Ich will meine Naturkenntniß erweitern, und bin sicher, daß ich noch mehr Spuren dieser Art antreffen werde, und jede neue Entdeckung wird mich mit neuer Wonne erfüllen, nicht weil ich überzeugter vom Daseyn meines Gottes werde, nein, weil ich durch Anschauung und deutliche Erkenntniß seiner Werke ihn immer mehr bewundern lerne.

III.

Spuren einer großen Weisheit im Thierreiche.

Einen noch größeren Schauplatz der Bewunderung und des Erstaunens eröfnet uns das Thierreich! Hier ist die Organisation zum Leben, zur Empfindung und zum Genusse eingerichtet. Und welche unendliche Mannichfaltigkeit des Lebens, Empfindens, Erkennens und Begehrens ist durch die verschiedenen Formen der thierischen Organisationen verbreitet! Die Oberfläche der Erde ist mit empfindenden Geschöpfen bedeckt. Luft und Wasser sind damit angefüllt. Das geringste Stäubchen, der kleinste Wassertropfen wimmelt oft von füh-

lenden Wesen. Kleine Thierchen, die kaum das bewafnete Auge entdeckt, sind in erstaunlicher Menge vorhanden. Eine einzige Pflanze ernährt gemeiniglich viele Arten von Insekten; die Eiche, nach Rösel, auf zweihundert, die Weide, nach Linnee, über funfzig, der Pflaumenbaum über dreißig Arten. Jedes größere Thier ist eine Welt für andere kleinere Thiere, die in ihnen leben und sich in ihnen fortpflanzen!

Zuerst, wie künstlich ist der Körper der Thiere gebauet, wie zweckmäßig für jede Art derselben ist das Ganze, wie harmonisch sind die Theile des Ganzen eingerichtet, um dem empfindenden Wesen, das ihn bewohnen soll, in der Welt Eingang, Daseyn und Fortkommen zu verschaffen. Wir treffen in der Natur die allerverschiedentsten Erscheinungen des thierischen Lebens an, gleichsam als hätte sie alle mögliche Gestalten versuchen wollen, in welchen sich dasselbe zeigen könnte.

Die unterste Stelle nehmen eine Gattung von Thieren ein, deren organische Struktur dem Baue der Pflanzen außerordentlich ähnlich ist. Die Pflanzenthiere, Schalthiere und die ganze Gattung der Gewürme gehört hierher. Ihr Leben ist nur gering, wenn man es nach den Vorstellungen mißt, die sie haben. Ihre Empfindung ist blos Gefühl der Lust oder der Unlust; keine Erkenntniß scheint in ihnen statt zu finden. Aber doch werden sie durch Empfindung bewegt, die einen mehr, die andern weniger. Ihr Körper ist nicht, wie die

Pflanze durch eine Wurzel an eine Stelle gefesselt. Durch eigne Bewegung holt es sich selbst die Nahrungstheile, die sie die Natur durch einen Instinkt finden läßt.

Die Polypen, die Korallenthiere, die Seefedern, die Saugeschwämme, haben unsre Vorfahren gar nicht für Thiere gehalten. Die Beobachtung neuerer Zeiten hat uns aber von den thierischen Bewegungen dieser Geschöpfe hinlänglich überzeugt. Die Nahrungstheile sind bei ihnen abgesondert, ihre Bewegung rührt zum Theil von Empfindung her, und wird durch einen Instinkt geleitet. Der organische Bau ihres Körpers ist aber sehr einfach. Ein Theil scheint fast wie der andere organisirt zu seyn, und ist daher bei den mehresten dieser Geschöpfe fähig, seinen organischen Zustand und die ihm zugehörige Empfindungsfähigkeit zu behalten, wenn er auch von den übrigen Theilen getrennt wird. Der Armpolyp treibt seine Jungen wie Zweige hervor, die sich dann von selbst absondern, wenn sie eine bestimmte Größe erreicht haben. Schneidet man einen Polypen in Stücke, so wird aus jedem Stücke ein neuer. Theilt man ihn nach der Länge; so bilden sich auch aus diesen Theilen neue Polypen. Man kann Polypen der Quere nach zerschneiden und sie auf einander pfropfen, ja man kann sie umkehren, wie man einen Handschuhfinger umwendet, ohne daß es ihnen am Leben und Thätigkeit schadet. Man kann die Polypen in einander stecken, und sie leben zusammen. Dieses Thier hat in je-

dem Theile vollkommne Nahrungs- und Lebenskraft. Es ist nicht an einen Ort gebunden, sondern kann sich auf mancherlei Art von einer Stelle zur andern begeben. Man bemerkt an ihm, so wie an allen, auch den unvollkommensten, eine Art von Gliederbau in seinem Körper. Es sitzt an einer Pflanze fest, und hat an der vordern Seite viele zarte Fäden, welche aus lauter kleinen Körnern zusammengesetzt sind, und die es wie Klauen gebraucht, um die kleinern Thierchen, die sich ihm näheren, damit zu fangen. Denn es umwickelt diese damit, schiebt sie auf diese Art in das innerste seines Körpers hinein und saugt sie aus, so daß von dem Safte des verschluckten Thieres die Körnerchen und die Fäden sich färben, worauf denn der Ueberrest auf demselben Wege rückwärts herausgeschaft wird.

Einen ähnlichen Bau und eine ähnliche Oekonomie haben die übrigen Arten der Polypen und die Korallenthiere. Alle haben jedoch ein Etwas an sich, das die Stelle des Mundes vertritt, wodurch sie sich ihre Nahrung holen, und die Empfindung scheint sie sämtlich zu der Handlung, wodurch sie ernährt werden, zu bestimmen.

Eine etwas größere Selbstständigkeit des Körpers scheinen die eigentlichen Würmer zu haben, ob sie gleich auch größtentheils keine besonderen Gliedmaßen besitzen, sondern in ihrem Baue sehr einfach sind; daher sich denn viele Arten derselben ebenfalls ohne Nach-

theil des Lebens theilen und dadurch vervielfältigen lassen, wie die Bandwürmer, Regenwürmer, die Naiden und andere. Mehrere Verschiedenheit der Glieder bemerkt man schon an der nackten Erdschnecke, der Meeranemone, der Seenessel oder Qualle (medusa), dem Tintenwurme (sepia) und an andern weichen Gewürmen. Kopf, Maul, Schwanz, Fühlfäden, auch wohl Augen, lassen sich in vielen derselben deutlich unterscheiden. Die Infusionsthierchen, die Essigälchen, die Kugel- und Räderthierchen und mehrere zeigen ebenfalls eine organische Struktur, die zwar sehr einfach ist, aber in welcher man doch verschiedene Gliedmaßen wahrnimmt, welche zu thierischen Zwecken bestimmt sind. — Künstlicher und zusammengesetzter ist der Bau der Conchylien, der Schnecken und Muscheln. Die Schalen sind ein wesentlicher Theil dieser Thiere, welchen sie vom Anfange ihres Daseyns schon in dem Leibe der Mutter haben, und beständig behalten. Denn wenn sie auch einige Arten (wie die Porcellanschnecke) verlieren; so bleibt doch ein Keim zur neuen Schale zurück, die sich auch so fort wieder bildet. Diese Schalen bestehen aus kalkartigen über einander liegenden Blättern, die aus einem Schleime gebildet werden, der aus dem Körper des Thieres herausschwitzt, und sich allmählig verhärtet, wodurch denn die wunderbarsten Gestalten mit den schönsten Farbenspiele entstehen. Man unterscheidet bis jetzt 569 Schneckenarten durch ihre Gehäuse. Jede Schneckenart ist zu ihrem Zwecke verschieden gebauet. Einige haben Kinnbacken

und Zähne, womit sie die Kräuter, welche zu ihrer Nahrung bestimmt sind, verzehren können, andere haben einen Rüssel, womit sie die Gehäuse anderer Schalthiere durchbohren, und das Fleisch derselben, das ihre Nahrung ausmacht, aussaugen können. Auch der Bau der Muschelthiere ist sehr einfach. Ihr Kopf macht kein besonderes Glied aus, sie haben auch keine Fühlfäden, einige nur eine Art von Saugröhre. Ihr Maul besteht aus vier Lippen ohne Kinnladen und Zähne. Die meisten haben einen Muskel, der ihnen als ein Fuß zum Aufstützen und zur Fortbewegung dient.

Die besondere Art, wie sich diese Thiere nähren, wie sie sie Nahrungstheile verdauen und assimiliren, ist sehr unbekannt; sie scheint indessen mit der Ernährungsart der Pflanzen eine große Aehnlichkeit zu haben. Viele derselben pflanzen sich fort, ohne daß wir dazu besondere Werkzeuge bemerken. Ihre Fortpflanzung ist mehrentheils eine bloße Fortrankung. Viele pflanzen sich auch durch Eier fort; manche gebären auch, wie die Regenwürmer, lebendige Jungen. Man trift jedoch selten einen Unterschied der Geschlechter unter ihnen an.

So einfach als ihr Körperbau ist, scheint auch ihre Empfindungsart zu seyn. Solche Sinneswerkzeuge, wodurch sie sich eine Vorstellung von den Dingen außer sich machen könnten, findet man bei ihnen gar nicht. Blos inneres Gefühl des Vergnügens und des Schmer-

zens

zens scheint durch die an ihnen bemerkbaren Organe erregt werden zu können, und diese Empfindungen scheinen theils durch die Nahrungstheile, welche sie zu sich nehmen, theils durch die Einwirkung der sie umgebenden Dinge, der Luft, des Wassers u. s. w. zu entstehen. Durch diese Empfindungen scheinen aber gewisse Bewegungen zu entspringen, und gewisse Instinkte in Anregung zu kommen, durch welche der Körper auf mannichfaltige Art bewegt wird. So scheint der Polyp durch die unangenehme Empfindung des Hungers bestimmt zu werden, die kleinern Thierchen, die sich ihm näheren, an sich zu ziehen, und äußert in dieser Geschicklichkeit, sich Nahrung zu verschaffen, in der That einen thierischen Kunsttrieb. Auch das Ausstrecken und Zusammenziehen seiner Theile, sein Drehen gegen das Licht u. s. w. sind wahrscheinlich Handlungen, welche die Empfindung in ihm hervorbringt. Doch scheint die glückliche Stelle, wo sich diese Thiere befinden, mehr zu ihrer Erhaltung beizutragen, als ihr Instinkt; dagegen können sich einige Würmer und Schnecken schon eher helfen. Der Geschmack kömmt wahrscheinlich auch den unvollkommensten Thieren zu. Die Purpurschnecken und Schraubenschnecken werden von den Fischern durch Gestank gelockt, und man kann daher Geruchsempfindungen bei ihnen vermuthen, ob man gleich keine Werkzeuge dazu wahrnimmt. Dargentville und Lesser haben an den Schnecken und Muscheln eine Art von Augen entdeckt, und diese Thiere scheinen daher schon die äußern Gegenstände durch Empfindung

zu unterscheiden. Ihr Instinkt treibt sie an, den Ort zu verlassen, wo sie sich nicht wohlbefinden, und ihr Element aufzusuchen. Die Wasserschnecken wissen die künstlichsten Anstalten zum Schwimmen zu treffen. Sie machen ihr Gehäuse gleichsam zum Boote. Denn wenn sie in die Höhe wollen; so ziehen sie sich aus den hinteren Windungen ihrer Schaale heraus. Dadurch entsteht ein leerer Raum; sie werden nach dem Gewichte des Wassers leichter, und kommen von selbst in die Höhe. Dann werfen sie sich auf der Oberfläche des Wassers herum; und so ist ihr Gehäuse ein kleines Boot und ihr Fuß, den sie über das Wasser ausbreiten, und ihn eben so bewegen, wie die Landschnecken, ist das Ruder, womit sie sich forthelfen: wenn sie wieder sinken wollen, ziehen sie sich in die Gehäuse zurück, und werden dadurch schwerer. Der Papiernautilus kriecht auf dem Boden der See, mit unterwärts gekehrter Oefnung der Schale vermittelst seiner Arme; kömmt auch mit dem Kiel der Schale, wenn er aufsteigt, zuerst in die Höhe; hier kehrt er den Kiel nach unten, pumpt das Wasser aus, breitet seine Arme über das Wasser, rudert mit den längern hintern Armen; und entsteht ein Sturm, so schöpft er mit der Schale Wasser und sinkt zu Boden. Die Muscheln können ihre Schalen nach Gefallen öfnen, oder verschließen, und sie werden zu diesen Handlungen höchst wahrscheinlich durch Empfindungen bestimmt. Wenn sich die Muscheln von der Stelle bewegen wollen, so öffnen sie ihr Schalen, stecken die Fühlhörner heraus, und indem

sie horizontal auf der Seite liegen, graben sie eine enge Furche in den Sand. In diese Furche lassen sie die Schale hinein fallen und bringen sie auf die Art in eine vertikale Richtung. Nun stecken sie ihren Fuß, womit sie den Sand zurückwerfen, vorwärts, verlängern die Furche, und sind, vermöge dieser Stütze, im Stande, ihre Reise fortzusetzen. Viele Seemuscheln spinnen sich lange Fäden*), die ihnen zum Anker und Tauwerk dienen, und womit sie sich an Felsen oder kleinen Steinen fest zuhalten wissen, wenn sie nicht mehr Lust haben, ein Spiel der Wellen zu seyn. Oft werden mehr als hundert und funfzig dieser Taue gebraucht, eine einzige Muschel zu befestigen. Zwei andere muschelige Schalfische, deren Art sehr zahlreich ist, bewegen sich vermittelst eines, einem Beine oder Fuße ähnlichen Werkzeuges, vorwärts oder rückwärts. Die Thiere können diesem Beine nach Gefallen fast jede Gestalt geben, je nachdem es ihre Bedürfnisse erfodern. Sie können damit nicht allein kriechen, sich in den Schlamm verstecken oder sich daraus losmachen, sondern jede Bewegung hervorbringen, wovon kein Mensch glauben sollte, daß Schalthiere dazu fähig wären. Wenn die Tellmuschel einen Sprung thun will; so stellt sie die Schale auf die Spitze, streckt dann das Bein so

*) Diese Fäden sind das, was man gemeinhin den Bart an den Muscheln nennt.

weit als möglich aus, umfaßt damit einen Theil der Schale, und läßt es durch eine plötzliche Bewegung, wie eine Uhrfeder, los, schlägt damit auf die Erde, und springt eine beträchtliche Weite. Die Scheidenmuschel (solen) kann sich zwar nicht fortbewegen, aber dennoch macht sie auch Bewegungen, wozu sehr viel Geschicklichkeit und Schnelligkeit erfodert wird. Sie gräbt nämlich eine, zuweilen zwei Fuß tiefe, Höle in den Sand, und kann vermittelst eines langen cylinderförmigen Beines auf- und niedersteigen. Das Bein, welches in der Mitte ihres Körpers ist, kann sie einziehen und ausstrecken, und dem äußern Ende giebt sie bald die Gestalt einer Schaufel, bald eines Hakens, einer Kugel u. s. w., je nachdem es zu ihren Zwecken nöthig ist. Liegt die Scheidenmuschel auf der Oberfläche des Sandes, und will hinabsteigen, so streckt sie ihr Bein aus dem Innern der Schale hervor, und läßt den äußersten Theil desselben die Gestalt einer Schaufel annehmen, die an jeder Seite scharf ist, und sich in einer Spitze endiget. Mit diesem Instrumente bohrt das Thier ein Loch in den Sand, und bewegt sodann das Bein in dem Sande immer vorwärts, und giebt ihm die Gestalt eines Hakens, womit die Schale, wie auf einer Stütze in das Loch hinabsteigt. Auf diese Art arbeitet das Thier fort, bis die Schale ganz verschwindet. Wenn es wieder auf die Oberfläche kommen will; so giebt es dem Ende des Beines die Gestalt eines Balles, und streckt dabei das Bein aus. Der Ball macht, daß das Thier unten fest steht und nicht tiefer einsinkt.

Die Anstrengung der Muskeln aber treibt die Schale so lange in die Höhe, bis sie die Oberfläche oder den Rand des Loches erreicht. Das Anrühren mit der Hand macht auf dieses Thier einen so fürchterlichen Eindruck, daß es sich lange Zeit nicht wagt, seine Zelle wieder zu verlassen, wenn man es berührt hat. Die Kammmuschel kann sich eben sowohl auf dem Lande fortbewegen, als auf der Oberfläche des Wassers schwimmen. Ist das Thier zur Ebbezeit zufälliger Weise zurückgeblieben; so öfnet es seine Schale so weit es kann, verschließt sie hierauf wieder mit einem plötzlichen Schlage, wodurch es sich oft fünf bis sechs Zoll über der Erde erhebt, und dem Wasser so lange nacheilt, bis es dasselbe erreicht. Bei ruhigem Meere sieht man oft kleine Flotten von Kammmuscheln auf der Oberfläche schwimmen. Sie erheben einen Theil der Schale über die Oberfläche, welches eine Art von Segel bildet, indeß der andere Theil unter dem Wasser bleibt und zu einem Anker dient, weil er das Thier festhält und sein Umstürzen verhütet. Nähert sich ihnen ein Feind; so verschließen sie sogleich ihre Schalen, senken sich zu Boden, und die ganze Schaar verschwindet. Der Auster hat man sonst alle Empfindung und willkührliche Bewegung abgesprochen. Aber durch die Beobachtungen des Abbé Diquemare ist man eines andern belehrt worden. Er hat gezeigt, daß dieses Thier alle Bewegungen hervorbringen kann, die seinen Bedürfnissen gemäß sind. Es kann das Wasser in eine beträchtliche Entfernung ausspritzen, und treibt dadurch die

Feinde heraus, die sich zuweilen in seine Schalen einschleichen. Sie kann sich durch diese Operation auch fortbewegen. Ja dieses dumme Thier scheint selbst durch Erfahrung klüger zu werden. Denn man hat bemerkt, daß diejenigen Austern, welche in einem Orte leben, der beständig mit der See bedeckt ist, bald sterben, wenn sie aus der See herausgenommen werden. Denn sie öfnen ihre Schalen, verlieren folglich ihr Wasser, und müssen bald umkommen. Solche aber, die an Orten leben, wo die See sich öfters zurückzieht, sind viel klüger, ihr Leben länger zu erhalten. Denn sobald sie aus den Wirkungen der freien Luft oder der Sonnenstralen merken, daß sie vom Wasser entblößt sind, halten sie ihre Schalen dicht verschlossen, um das noch vorräthige Wasser so lange zu behalten, bis die See wieder zurück kehrt. Ich könnte hier noch die wunderbare Bewegung mehrerer Muschelthiere, als des Seeigels, der Seenessel (medusa), des Holzbohrers, so wie mehrerer Gewürme, und deren seltsame Instinkte anführen, wenn es nicht meinem Zwecke entgegen liefe, allzu viele Beispiele zu häufen. Nur will ich noch erwähnen, daß vielen dieser Thiere auch eine Kunstfertigkeit für ihre Sicherheit verliehen ist. Denn die Schnecken ziehen sich bei Annäherung einer Gefahr in ihre Schalen zurück, die zwei- und mehrschaligen Thiere verschließen ihre Schalen sogleich, wenn sie angegriffen werden, und diese sind gewöhnlich ein hinlänglicher Schutz für sie. Einige einschaligen, als die Napfschnecken (patella), heften sich durch das Ausschließen der

Luft so fest an Felsen und Steine, daß, wenn sie nicht etwa schnell überrascht werden, keine geringere Kraft sie davon losmachen kann, als welche ihre Schale zu zerbrechen im Stande ist. Die mehresten dieser einfältigen Geschöpfe sind Raubthiere, welche ihre Beute sehr sicher zu fassen und selbst große Hindernisse zu überwinden wissen. So ist die Kräuselschnecke (trochus), ein fürchterlicher Feind für andere Schalthiere. Dieses Thier hat einen starken muskelichten, hohlen Rüssel, an dessen äußersten Ende sich ein Knorpel befindet, der wie eine Säge gezackt ist. Gegen dieses Instrument, das wie ein Bohr wirkt, ist keine Schale zu fest. Die Kräuselschnecken hängen sich an eine Auster oder Muschel, bohren mit ihrem Rüssel durch die Schale, und verzehren ihren Raub nach Bequemlichkeit. Ist das angegriffene Thier zweischalig; so mag es seine Schale öfnen oder verschließen, es wird dem Tode nicht entgehen. Denn der Trochus sitzt unbeweglich fest, bis er die Lebenssäfte seines Raubes gänzlich lich ausgesogen hat. Diese grausame Beschäftigung dauert oft Tage, und sogar Wochenlang, ehe das Leben des angegriffenen Thieres völlig erloschen ist.

Auf einer höheren Stufe der Organisation unter den Thieren, als die bisher erwähnten, stehen einige andere Wasserthiere, wovon die mehresten Fische heißen, deren Körper zu der Bewegung im Wasser nach den Bedürfnissen eines jeden auf das bequemste, jedoch mit unendlich vielen Abänderungen eingerichtet ist. Schon

ihre äußere Gestalt ist außerordentlich verschieden. Einige sind lang und cylinderförmig, wie die See-Schlange und alle Aalarten, andere kurz und in der Mitte viel dicker als an beiden Enden, wie die Stockfische, Karpfen, Heringe, Lachse u. s. w. Andere sind breit und zusammengedrückt, wie der Roche, die Meerkutte, der Zitteraal u. s. w. Dem Querschnitte nach, sind einige cirkelrund, andere breit, einige dreieckicht, vier-, fünf-, siebeneckicht u. s. w., wie an den Rochen, Stören, Steinpickern (cottus cataphractus) zu sehen ist, und diese Gestalten sind bald zur langsameren, bald zur schnelleren Bewegung des Thieres eingerichtet, je nachdem es dieser oder jener bedarf. Der Kopf sitzt ohne Hals unmittelbar am Rumpfe, hat aber ebenfalls die mannichfaltigsten Gestalten und Bildungen. Bei vielen ist er gepanzert, mit Stacheln oder Höckern besetzt, wie bei den Groppen und andern. Manche Fische haben auch am Kopfe wurmförmige Fäden oder Bartfasern, wie der Schellfisch, Dorsch, Kabliau, der Wels u. s. w. Maul, Kiefern, Zähne sind ebenfalls sehr verschieden bei ihnen. Ein sehr wichtiges Werkzeug an den Fischen sind die Floßfedern, wodurch ihr Körper bewegt, gelenkt und im Gleichgewichte erhalten wird. Sinnesorgane nimmt man an ihnen ganz deutlich wahr. Jeder Fisch hat zwei Augen, deren Krystallinse so gebauet ist, wie sie seyn muß, wenn sie im Wasser bequem sehen sollen. Vor den Augen liegen Nasenlöcher; auch Gehörwerkzeuge hat man in einigen

Arten entdeckt, welche so eingerichtet sind, daß die Töne im Wasser leicht durch dieselben gehört werden können *). Die Zunge haben alle Fische, und ihre Gefühlwerkzeuge scheinen sehr reitzbar zu seyn. Ihr Körper ist auf das künstlichste zusammengesetzt. Gehirn, Rückenmark, Herz, Magen, Leber, Galle u. s. w. verrichten hier ihre Geschäfte, wie in Thieren der edlen Art. Die Stelle der Lunge vertreten bei ihnen die Kiemen oder sogenannten Fischohren, die auf das zweckmäßigste oder künstlichste nach dem Elemente eingerichtet sind, worin diese Geschöpfe leben. Andere Wasserthiere aber, wie die Wallfische, Wallrosse, Robben u. s. w. haben Lungen. In Ansehung der Größe sind die Thiere im Wasser außerordentlich verschieden. Der Ocean bringt die größten Thiere hervor, die unsre Erde bewohnen, die ungeheuren Massen der Wallfisch- und Wallroßarten übertreffen an Größe alle Landthiere. Der grönländische Wallfisch ist zuweilen über 100 Fuß lang, der Mastfisch (physalus turfio) nicht minder. Der

*) Besonders sieht man in den Knorpelfischen die Gehörwerkzeuge deutlich. In allen Fischen, wo man ein Ohr entdeckt hat, enthält es halbcirkelförmige Kanäle, wie bei den Landthieren, und noch gewisse Kügelchen, anstatt der künstlichen Gehörknöchelchen im menschlichen Ohre. Der Schall, der im Wasser erregt wird, pflanzt sich in dem Wasser mit vieler Stärke und Deutlichkeit fort. Der Gehörgang kann also den Fischen fehlen, und der Schall vermag doch durch den dünnen Schedel derselben zu dem Gehörwerkzeuge zudringen.

Hundshay (squalus carcharias) erreicht zuweilen eine Länge von 30 Fuß. Unter den Rochen giebt es eine Art, welche den Namen Seeteufel führt, die oft 60 Fuß in der Breite haben *).

Die Natur hat sehr viele Anstalten getroffen zur Erhaltung der Fischarten. Die mehresten werden durch Eierlegen fortgepflanzt, und viele Fische legen eine unglaubliche Menge Eier, so daß, wenn auch noch so viele durch Zufall verlohren gehen, oder von andern Thieren verschlungen werden, doch nicht zu besorgen ist, daß eine Gattung ausgehen werde. Der Rogen beträgt oft einen ansehnlichen Theil des Gewichts des ganzen Fisches. In dem Karpfen, Sander und Barsch hat man über ein Viertel oder Drittel einer Million Eier gezählt, in einer Makrele über eine halbe, in einer Schelle über eine ganze Million. In einem mittelmäßigen Kabljau hat ein Naturforscher die Zahl der Eier größer als neun Millionen gefunden. Die Vermehrung der Fische ist daher ungemein stark. Wie groß ist nicht die Menge der Heringe! Die Holländer allein fangen über 600 Millionen Heringe. Die Raubfische verzehren ohne Zweifel noch weit mehr, als alle Menschen zusammengenommen, da die größern, besonders die Wallfische sie Tonnenweise verschlingen. Vor etwa 25 Jahren schickten die Engländer jährlich 300 Kauf-

*) Dergleichen sahe Le Vaillant. Siehe dessen zweite Reise 2ter B. S. 435 u. f. w.

fartheischiffe nach der großen Bank von Neufundland, die mit den daselbst gefangenen Kabljauen beladen wurden. Den Fang der Franzosen rechnete man damals auf 24 — 25 Millionen Fische. Und da die meisten Fische von andern Fischen leben, so kann man denken, welche ungeheure Menge nöthig sey, um sie immerfort zu erhalten.

Der Empfindung scheint die Natur bei der Erhaltung des Geschlechts in den mehresten Gattungen der Fische nichts anvertraut zu haben, als die Begattung; das übrige bringt sie durch organische Kräfte zu Stande. Das Männchen wird nämlich wahrscheinlich vermittelst eines Reitzes der Lust getrieben, den sogenannten Milch auf die Eier, welche das Weibchen fahren läßt, zu spritzen, wozu sich einige, als die Lachse, durch wechselseitiges Reiben des Bauches auf dem Rücken des andern reitzen. Die Forellen, welche ein klares Wasser und steinichten Grund lieben, suchen zur Laichzeit reinen Sand, worauf sie sich mit den Bäuchen reiben, um sich des Saamens und der Eier zu entledigen. Auch scheinen die Fische durch irgend einen Instinkt getrieben zu werden, ihre Eier ans Ufer oder an seichte Stellen zu legen, wo das wärmere Wasser die Entwickelung der Brut befördert, und wo zugleich die meisten zur Nahrung der jungen Fische dienlichen Wasserthierchen sich aufhalten. So begeben sich einige Seefische, wenn sie Eier legen wollen, an die Küste und Mündungen der Flüsse, wie die Lachse, die mit eignen

sonderbaren Instinkten und Kunstgeschicklichkeiten zu dieser Wanderung versehen sind. Der Stint, die Kabeljauen, die Schellfische, der Dorsch, die Markrele, die Thunfische, Schwerdtfische u. s. w., ziehen sämtlich zur Laichzeit gegen die Küsten. Die weitere Entwickelung und Ausbildung ihrer Jungen erfolgt, ohne daß sich die Mutter derselben weiter annimmt.

Wenig Fische weichen von dieser Fortpflanzungsweise ab. Doch bringen einige lebendige Junge hervor, aber nicht in so großer Anzahl. Die Aalmutter (Blennius viviparus) bringt zwei bis dreihundert lebendige Jungen, welche im Leibe der Mutter jedes in einem Ei geschlossen sind, hervor. Der gemeine Aal, so wie einige andere Arten, pflanzen sich auf gleiche Art fort. In einer Art Welse (Silurus asota) erreichen die Eier eine so beträchtliche Größe, daß der Bauch des Fisches davon aufschwellt und platzt, woraus sich der Embryo in dem an der Mutter hängenden Ei entwickelt. So gebiert der Fisch seine Jungen einzeln nach einander, und nach Vollendung dieses Geschäftes schließt sich der Bauch wieder ohne Nachtheil des Fisches. Der Wallfisch gebiert lebendige Junge, und säugt sie, und hat überhaupt so viele Abweichungen von dem Geschlecht der Fische, daß ihn die Naturforscher nicht mit zu demselben rechnen wollen. Die Fische wachsen schnell und vielleicht ihr ganzes Leben hindurch, welches einer sehr langen Dauer fähig ist. Man hat Beispiele von Karpfen, die über 150, und von Hechten, die 267 Jahr

alt geworden sind. Aber die vielen Feinde, welche sie haben, lassen sie selten ihre natürliche Lebensdauer erreichen.

Zur Erhaltung ihres eignen Lebens sind die Fische mit Instinkten und Kunstfertigkeiten versehen, welche wahrscheinlich durch Empfindungen geweckt werden, und auf solche Gegenstände gerichtet sind, welche ihrer Natur angemessen sind. Sie dienen, theils ihnen Nahrung zu verschaffen, theils sie gegen ihre Feinde zu sichern. Die Verarbeitung der Nahrung aber, so wie die Instrumente der Vertheidigung und des Angrifs hat die Natur durch organische Kräfte gewirkt. Die meisten Fische leben von andern Fischen oder von Wassergewürmen und Wasserinsekten; manche von Pflanzen, Eiern, Schlamm und dem Unrathe anderer Thiere. Den Raubfischen ist theils Gewalt, theils Geschwindigkeit, theils List und Geschicklichkeit verliehen, sich ihrer Speise zu bemächtigen. Der Guappe, die hinterlistige Grappe, der Wels und mehrere liegen zwischen den Höhlungen der Steine oder im Sande versteckt, um die vorüberschwimmenden Fische zu erhaschen. Der hinterlistige Seebrachsen (sparus insidiator), ein kleiner Fisch des ostindischen Meeres, kann seine Kiefern zu einem langen Rüssel verlängern, womit er in einiger Entfernung, vielleicht auch über dem Wasser seinen Raub erschnappt. Der Schnabelfisch (Chaetodon rostratus) spritzt einen Wassertropfen mit Heftigkeit auf die Insekten, welche über der Wasserfläche schweben, oder auf Pflanzen sitzen, ohne zu fehlen. Auch eine

Art der Spiegelfische (Zeus insidiator) kann das sonderbar gebildete Maul in einen Rüssel verwandeln, und so Wasser auf die herumschwärmenden Insekten spritzen. Ihre Instinkte sind sehr künstlich, so wohl für ihre eignen Zwecke, als zur Erhaltung der übrigen Gattungen, berechnet. Der so gefräßige Hayfisch, der unersättlich ist, und alles verschlingt, was ihm vorkömmt, selbst Eisen, Stricke, Holz, Leinwand, und die Fische haufenweis hinunterschluckt, vergreift sich doch nie an dem kleinen schwarzgelben Fische, welcher der Steuermann oder der Pilot heißt. Denn da der Hay fast blind ist, so führt ihn dieser zu seiner Beute, und schwimmt vor ihm her, ohne von ihm beschädiget zu werden. Eben so frißt auch dieser Fisch kein Federvieh, ein Umstand, der den an eben den Küsten lebenden Wasservögeln sehr zu statten kömmt, die ohne diese Einrichtung in jenen Gegenden schwerlich leben könnten *).

Die schwächeren Fische sind mit Geschwindigkeit und Geschicklichkeit im Schwimmen, oder auch mit noch andern Eigenschaften versehen, welche ihnen zur Beschützung dienen können. Einigen hat die Natur starke Schilder oder auch Stacheln zu ihrer Sicherheit gegeben, andere, wie die Pärschart, sind mit starken knochichten Strahlen in den Floßfedern bewafnet. Manche können ihre Flossen zu Flügeln gebrauchen, und sich dadurch vor ihren Feinden retten, daß sie sich über

*) St. Pierre Etudes de la nature T. I. p. 24.

das Wasser erheben, wo sie aber häufig eine Beute der Raubvögel werden. Der Sandaal (Ammodytes Tobianus) verbirgt sich vor seinen Feinden unter dem Sande, wo er zugleich mit seinem spitzigen Schnabel Gewürme zur Nahrung aufsucht. Der Brassen oder Bley lebt im lettigen Boden, den er bei Annäherung der Hechte oder anderer Raubfische aufwühlt, ihren Augen sich dadurch zu entziehen. Einige Fischarten sind mit einer elektrischen Kraft versehen, wodurch sie denen, die sich ihnen nähern, einen heftigen Schlag versetzen. Schon die Alten hatten dieses an einer Art der Rochen bemerkt. In den neuern Zeiten hat man sie an mehreren Fischen entdeckt, wie an dem Krampffisch (Raja torpedo), dem Zitteraal (Gymnotus electricus), der kleine Fische durch solche Schläge tödtet, und dessen Schlag sich auch durch leitende Körper fortpflanzt; an dem elektrischen Wels (Silurus electricus) und an mehreren, welche neuere Reisebeschreiber *) erwähnen. Manche Fische wissen auch zugleich auf dem Lande ihre Nahrung zu finden, wie der Aal, der auf die Wiesen kriecht, um Schnecken im Grase zu fangen.

Uebrigens hat man die Fische bei weitem noch nicht genug beobachten können, und also gewiß die von der Natur an ihnen verwandte Kunst lange noch nicht ganz

*) S. Forsters Magazin von neuen Reiseb. 12 B. S. 89., wo so wohl Le Vaillant als Forster dieses durch Erfahrung bestätigen.

entdeckt. Indessen scheinen doch alle ihre Instinkte und Empfindungen hauptsächlich nur auf Selbsterhaltung zu gehen. Denn sie haben nicht nöthig, für ihre Jungen zu sorgen, bauen sich keine Wohnung, und sind dem Einflusse der Witterung wenig ausgesetzt. Wenig Bedürfnisse erfodern auch wenig Kunstfertigkeiten. Ihre sinnlichen Empfindungen scheinen nur dahin zu gehen, sie von dem Daseyn ihrer Nahrungsmittel, von dem andern Geschlecht und von ihren Feinden zu benachrichtigen. Doch bemerkt man auch bei einigen eine Sorgfalt für ihre Jungen. Wenigstens nehmen die Seefische, welche man Wasserblaser heißt, ihre Jungen zur Zeit des Sturms in den Rachen oder Bauch, um sie zu schützen.

Nicht minder bewundernswürdige Eigenschaften könnte ich von der Klasse der sogenannten Amphibien erzählen, wohin man Frösche, Schildkröten, Eidechsen und Schlangen insonderheit rechnet, und für deren Erhaltung die Natur oft die wunderbarsten Anstalten getroffen hat. Ich begnüge mich aber, hier nur eine einzige Merkwürdigkeit der Schlangen anzuführen. Nämlich nach dem Zeugnisse mehrerer glaubwürdiger Reisenden giebt es gewisse Schlangen, welche eine Kraft besitzen, Mäuse, Ratzen, Eichhörner, kleinere Vögel u. s. w. durch ihr bloßes Ansehen gleichsam zu bezaubern, so daß diese Thiere ihre natürlichen Kräfte nicht mehr gebrauchen können, zu entfliehen. Ja einige behaupten so gar, schon die bloßen Ausflüsse der Schlangen

ge wären hinlänglich, ein solches Thier zu tödten, ohne daß sie erst nöthig habe, es zu beißen und zu vergiften. Le Vaillant *) erzählt sehr merkwürdige Beispiele hiervon. Er sahe selbst, wie eine Schlange auf diese Art einen Neuntödter (Lanius) umbrachte. Er und seine Gesellschaft erblickten den Vogel in großen Konvulsionen, und hörten ihn schrecklich schreien, so daß sie anfänglich glaubten, er werde von einem Raubvogel in Angst gesetzt. Aber, so erzählt Le Vaillant, „als wir näher zusahen, bemerkten wir zu unserm großen Schrecken auf einem Zweige dicht neben dem, auf welchem der Vogel saß, eine sehr große Schlange, die, ohne sich im mindesten zu rühren, aber mit ausgestreckten Halse und mit flammenden Augen das arme Thier anstarrte. Der Vogel schlug konvulsivisch mit den Flügeln; doch das Schrecken hatte ihm alle Kräfte benommen; er konnte sich schlechterdings nicht mit der Flucht retten, und es war, als ob er bei den Beinen fest gehalten würde. Einer von uns holte sogleich eine Flinte, aber ehe er wieder kam, war der Vogel schon todt, und nur die Schlange wurde herunter geschossen.“ Als man dem Neuntödter die Haut abzog, war sie ganz unverletzt, und die ganze Gesellschaft überzeugte sich, daß der Vogel nicht durch einen Biß getödtet war. Früher hatte Le Vaillant eine Maus auf ähnliche Art ster-

*) Siehe dessen zweite Reise in das Innere von Afrika in Forsters Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen. Zwölfter Band 1796.

ben sehen. Andere glaubwürdige Zeugen bestätigen eben dasselbe, und die Hottentotten wunderten sich über diesen Vorfall gar nicht, weil er ihnen gewöhnlich war. Viele behaupten, daß diese Thiere sogar auf Menschen einen gleichen Einfluß äußern, und diese Meinung haben in Afrika, wo sich dergleichen Schlangen finden, alle Landeseinwohner. Herr Prof. Forster *) bestätigt Le Vaillants Meinung, daß gewisse Schlangen die furchtbare Kraft besitzen, in Thieren und Menschen in der Ferne Konvulsionen hervorzubringen, durch einige Erzählungen.

Eine andere Klasse sehr merkwürdiger Thiergattungen sind die Insekten, welche sich durch die Menge der verschiedenen Arten, durch die Mannichfaltigkeit ihrer Gestalten, durch die Schönheit, womit manche bis zur Verschwendung ausgeschmückt sind, durch ihre wunderbaren und ihnen eigenthümlichen Verwandlungsarten, und durch ihre vielen Kunstfertigkeiten sehr auszeichnen, und von jeher die Aufmerksamkeit der Naturbeobachter sehr beschäftiget haben.

Man unterscheidet an ihrem Körper den Kopf, Vorderleib, Hinterleib, Füße und Flügel. Der Kopf ist bei den meisten von dem Rumpfe durch einen Einschnitt abgesondert. Augen haben alle Insekten. Bei vielen sind sie zusammengesetzt. Es sind Halbkugeln, mit ei-

*) In einer Anmerkung zu diesen Reisen. S. 87.

ner großen Menge kleinen sechseckigen in der Mitte erhabenen Flächen, deren Leeuwenhoeck in dem Auge eines Käfers über 3000, auf dem Auge einer Fliege über 8000, und Puget auf dem Auge eines Schmetterlinges so gar über 17000 gezählt hat. Jedes dieser Pünktchen scheint ein kleines Auge zu seyn. Denn so wohl Leeuwenhoeck als Puget und Chatelan haben durch Mikroskope wahrgenommen, daß die Gegenstände dadurch viel tausendmal verbielfältiget erschienen sind. Außer diesen haben einige noch Nebenaugen auf dem Scheitel. Die Spinnen und Skorpionen haben fast alle einfache Augen. An den Raupen besteht jedes von den beiden einfachen Augen aus sechs kleinen Linsen. Diese große Menge von Sehinstrumenten dient diesen kleinen Thierchen wahrscheinlich dazu, ihnen die Gegenstände von allen Seiten, so wohl in der Nähe, als in der Ferne zu zeigen *).

Ob die Insekten Gehör haben, ist zweifelhaft, jedoch ist es aus einigen Erscheinungen, wenigstens von einigen, ziemlich wahrscheinlich, ob man gleich die Werkzeuge noch nicht entdeckt hat. Denn einige geben zur Paarungszeit einen Schall von sich, und locken da-

*) Daß die Insekten mit ihren vielen Augen die Gegenstände auch vielfach sehen müssen, ist ein falscher Schluß. Da der Mensch mit zwei Augen die Gegenstände nur einfach sieht; warum sollte sie das Insekt mit mehr Augen anders sehen?

durch das Weibchen herbei, wie die Grillen, Heuschrecken, Cicaden und manche Käfer. Der Weisel der Bienen giebt durch einen besondern Ton das Zeichen zum Schwärmen. Verschiedene Schmetterlinge, besonders das Männchen, machen auch ruhend mit den Flügeln ein Gesumse. Die Hausfliegen lassen sich durch ein Geräusch, das neben ihnen entsteht, von ihrer Stelle verscheuchen. Geruch kommt den mehresten Insekten ohne Zweifel zu, und allem Anscheine nach zu urtheilen, ist dieser Sinn sehr fein bei ihnen, ob er gleich eine ganz andere Art von Organen haben muß, als bei den größeren Säugthieren. Viele, als die Aasfliegen, Aaskäfer, Ameisen, Bienen, Wespen u. s. w. wissen sehr entfernte und verborgene Speisen aufzuspüren. Der aashafte Geruch einiger Pflanzen verführt die Schmeisfliege, ihre Eier darauf zu legen, wo die hernach auskriechenden Jungen aus Mangel an Nahrung umkommen müssen. Wenn man ein Papier mit einigen Tropfen destillirten Oels vom Kohl zu der Zeit aussetzt, wo die weißen Kohlschmetterlinge fliegen; so kommen sie herbei, und legen auch wohl ihre Eier darauf. Das Weibchen wird von den Männchen auch in verborgenen Orten bemerkt, welches höchstwahrscheinlich durch den Geruch geschieht. Rösel hatte in einer verdeckten Schachtel weibliche Papilions von der schädlichen geselligen orangengelben Raupe. Ein männlicher Papilion kam herbei, und flatterte stets um sie herum, und als die Schachtel geöfnet ward, flog er eilig hinzu, sich mit dem Weibchen zu paaren. Man kann auf diese Art sich des

Weibchens zum Lockvogel bedienen, um die Männchen zu fangen. Auch die Wasserinsekten werden durch riechende Lockspeisen herbeigezogen. — Ein sehr wichtiges Werkzeug an dem Kopfe der Insekten sind die Fühlhörner, welche die meisten dieser Thiere besitzen, und die bei verschiedenen verschieden gestaltet und gebauet sind. Es scheint ein Organ des feinsten Gefühls und vielleicht solcher Empfindungen zu seyn, die wir gar nicht kennen. — Herr Telge *) vermuthet, daß sie vornemlich bestimmt sind, an dunkeln Oertern den Insekten statt der Augen zu dienen, oder sie in den Stand zu setzen, im Finstern ihr Geschäft fortzusetzen, ohne zu sehen. In der That scheint es, aus allen Beobachtungen, daß sie entfernte Gegenstände dadurch unterscheiden. Herr Telge bemerkte, daß sich mehrere seiner Bienen in den Stöcken nicht finden konnten, und voll Unruhe hin und hergiengen, ohne ihr Geschäft gehörig anzufangen, da die übrigen sich vollkommen fanden. Bei näherer Untersuchung fand er, daß sie ihre Fühlhörner verloren hatten. Hubers Beobachtungen bestätigen dieses gleichfalls. — Das Maul ist bei den verschiedenen Insekten ebenfalls verschieden gebildet. Gewöhnlich hat es Kinnladen und Fühlspitzen, bewegliche gefiederte Fäden, wodurch sie das Futter finden, und die vielleicht auch Geschmackswerkzeuge sind. Andre haben Rüssel von verschiedener Form. Der Stachel der Mücke ist nicht blos geschickt, in das Fleisch

*) Berl. Monatsschrift. Jul. 1796. S. 78.

der Thiere zu stechen, er ist auch eine Saugröhre, um das Blut auszuziehen, und zugleich eine kleine Säge, um die Blutgefäße zu durchschneiden. Die Schmetterlinge haben eine gewundene Zunge, die sie aufrollen können. Jedes hat besondere Geschicklichkeiten, sein ihm von der Natur verliehenes Instrument besonders zu gebrauchen. An dem Vorder- und Hinterleibe sind die Oefnungen der Luftröhren befindlich, die sich durch den ganzen Körper in den feinsten Aesten verbreiten, und deren Verstopfung den Tod des Insekts nach sich zieht. Das Ende des Hinterleibes ist bey einigen mit Waffen versehen. Wespen und Bienen haben Stacheln; der Zangenkäfer und die Wasserjungfern eine Zange; andere haben Scheeren. Der Schwanz des Pflanzenflohes dient zugleich zum Springen u. s. f. Der Bau ihrer Füße und ihrer Flügel ist eben so künstlich und mannichfaltig. Auch der innere Bau ihres Körpers ist bewundernswürdig für seinen Zweck eingerichtet. Lyonnet hat in der Weidenraupe über 4000 Muskeln gezählt. Die Verdauungs- und Nahrungswerkzeuge können sehr deutlich in ihnen wahrgenommen werden.

So fein indessen auf der einen Seite ihre Sinne sind; so scheinen doch so wohl bei den Insekten als Fischen und Amphibien nur sehr schwache Empfindungen von Schmerz statt zu finden. Fliegen, Spinnen, Käfer u. s. w. verrichten ihre Geschäfte nach wie vor, wenn man ihnen gleich die Beine ausreißt, oder Nadeln in den Leib sticht. Fische werden verwundet, ohne

daß man eine Bewegung an ihnen bemerkt, welche ihren Schmerz andeutete. Haysische, die von Kugeln getroffen sind, beißen mit blutiger Schnautze wider den Hamen an, ob sie gleich noch so sehr gerrissen sind *). Frösche, Schildkröten und alle kaltblütigen Thiere können die stärksten Verletzungen erdulden, ohne daß man an ihnen große Zeichen des Schmerzens oder Abnahme der Lebenskraft wahrnimmt.

Die Insekten sind in ihrem vollkommnen Zustande verschiedenes Geschlechts, begatten sich nur einmal und sterben gewöhnlich kurz darauf. Das Männchen der Spinne wird nach der Begattung gemeiniglich von dem Weibchen getödtet. Fast alle Insekten legen Eier, welche durch die Wärme ausgebrütet werden. Die Schmeisfliegen bringen lebendige Würmchen hervor, die sich dann in Fliegen verwandeln. Die Fortpflanzung einiger Insekten ist sehr sonderbar. So legen die Blattläuse im Herbste Eier, woraus im Frühlinge Junge hervorkommen, die sämmtlich weiblich sind, und ohne Paarung bis ins neunte Glied lebendige Jungen in demselben Jahre gebären. Gegen den Herbst kommen endlich auch Männchen zum Vorscheine, die sich paaren, und die ganze weibliche Nachkommenschaft des künftigen Sommers wieder mit befruchten müssen. Die Schildlaus (Coccus Ilicis) brütet die Eier im Bauche aus, stirbt darüber, und dient den Jungen zur ersten Nahrung.

*) S. St. Pierre Etudes de la nature T. I. p. 301.

Die wunderbarste Erscheinung an dem Körper der Insekten ist ihre Verwandlung, welche die mehresten bestehen, wodurch sie oft ganz andere Geschöpfe zu werden scheinen, als sie vorher waren. Bei den meisten hat diese Verwandlung drei Stufen. Aus dem Ei entsteht ein Wurm, der wie eine Hülle, das noch nicht entwickelte Insekt verbirgt und daher Larve heißt. Diese hat keine Flügel, ist unfruchtbar und hat nichts zu thun, als sich zu nähren und sich zu häuten, zu welchem Geschäfte auch ihr Körper eingerichtet ist. Dann werden sie Puppen oder Nymphen, wo sie in einem Zustande der Erstarrung oder des Schlafes sind, und aus dem Puppenstande kommen sie, als beflügelte Thiere mit einem meist ganz veränderten Körper hervor, treten eine ganz neue Lebensart an, haben nun Theile zur Fortpflanzung, welche sie in diesem letzten Stande verrichten und dann bald darauf sterben. Das Tagthierchen oder Uferaas (Ephemeron), das als Larve zwei bis drei Jahre im Wasser gelebt hat, kommt, wenn es seine letzte Haut abgelegt hat, geflügelt aus dem Wasser hervor, paart sich in großer Geschwindigkeit und lebt höchstens einen halben Tag. Da es nicht länger leben sollte, so hat es die Natur in seinem beflügelten Zustande auch nicht mit Verdauungswerkzeugen versehen, wie Thevenot bemerkt hat. Man kann die Wirkungen der organischen Naturkräfte bei diesen Verwandlungen nicht ohne die innigste Bewunderung bemerken, wie zweckmäßig und künstlich alles veranstaltet ist, um das gesteckte Ziel zu erreichen. Wir wollen

aber diese Kunst übergehen, und unsre Aufmerksamkeit auf die Empfindungen, Instinkte und Kunstfertigkeiten wenden, welche diese Zwecke der Natur zugleich ausführen helfen.

Diese Thierchen müssen ihre Erhaltung, Ausbildung und Fortpflanzung fast ganz selbst besorgen. Ihre Eltern erziehen sie nicht, und die äußere Natur kömmt ihnen blos durch Werkzeuge zu statten. Der Gebrauch dieser Werkzeuge wird durch innere Triebe, durch Gefühle, Instinkte und angeborne Kunstfertigkeiten bewirkt. An keinem Thiere werden diese innern bestimmten Empfindungstriebe in so großer Vollkommenheit bemerkt, als an den Insekten. Sie müssen durch sie nicht blos für ihre Selbsterhaltung, für ihren Schutz, für die Fortpflanzung ihres Geschlechts sorgen; sondern sie müssen auch ihre Verwandlung dadurch mit zu Stande bringen helfen. Wir wollen nur an einigen Beispielen sehen, wie diese Zwecke durch ihre Triebe befördert werden.

Ein jedes Insekt weiß seine Nahrung zu unterscheiden, welche in der Natur für dasselbe bestimmt ist. Viele werden an der Stelle geboren, die sie ernährt. Aber sie besitzen auch die Geschicklichkeit, ihrer Nahrung nachzugehen und sie aufzusuchen. Den mehresten Insekten dienen gewisse Pflanzen mit allen ihren Theilen und Saamen zur Nahrung; einige sind nur auf eine einzige Gattung der Pflanzen eingeschränkt, andere werden

durch mehrere ernähret. Manche nähren sich von den todten Körpern der Thiere, wie die Aasfliegen, und von verfaulenden Pflanzen, wie mehrere Käfer. Verschiedene finden ihre Nahrungsmittel in andern thierischen Körpern, und mehrere so gar in andern Insekten. Jedes Insekt hat die zu seiner Art sich zu nähren gehörigen Werkzeuge. Die sich von Vegetabilien nähren, bedürfen keiner weiteren besonderen Anstalten, sich ihrer Nahrung zu bemächtigen, als sich an Ort und Stelle zu begeben. Die Raubinsekten aber bedienen sich oft der List, ihre Beute zu fangen. Der Sandkäfer (Cicindela), der fast blos vom Raube anderer Insekten lebt, scharrt sich, wenn er noch Larve ist, in den Sand, um seiner Beute aufzulauren, und als Käfer jagt er mit ausnehmender Schnelligkeit im Laufe und Fluge andern Insekten nach. Eben so schnell ist auch der Raub- oder Laufkäfer (Carabus), der selbst noch größere Insekten angreift, als er selbst ist. Die Wasserwanze (notonecta glauca) schwimmt auf dem Rücken, und weiß in dieser Lage kleine Mücken mit großer Geschwindigkeit zu haschen. Der Ameisenlöwe, die Larve der Afterjungfer (myrmyleon) ist wegen seiner Kunst sehr berühmt. Er lockert nämlich zuerst, indem er unter dem Sande rücklings in einer Schneckenlinie herumkriecht, den Boden auf, wirft mit seinem Kopfe und seiner Fangezange, wie mit einer Schaufel, den Sand aus dem Mittelpunkte in die Höhe, und arbeitet sich auf diese Art eine trichterförmige Grube aus. Hier erwartet er unten versteckt, daß sich Ameisen und

andere kleine Insekten dem Rande der Grube nähern. Fallen sie nicht von selbst hinein, so beschüttet er sie mit einem Sandregen. Die Steinchen, welche ihm in seiner Grube hinderlich sind, schleudert er heraus, oder sucht sie, wenn sie zu groß sind, mit dem Hintertheile seines Körpers rücklings in einer Schneckenlinie herauszuschieben. Und in dieser Arbeit fährt er unverdrossen fort, wenn auch gleich der Stein wieder zurückfällt, bis es ihm endlich gelungen ist, ihn herausgeschaft zu haben. Die Stechfliegen wissen genau diejenigen Theile des Körpers aufzusuchen, welche ihnen Nahrung geben, und Blut und andere Säfte auszusaugen. Besondere Anstalten, sich Nahrung zu verschaffen, trift die Spinne (aranea). Da sie keine Flügel hat, sich auch nicht schnell bewegen kann; so hat ihr die Natur die Geschicklichkeit verliehen, ein künstliches Gewebe aus gewissen Säften ihres eignen Körpers zu verfertigen. Dieses ist ein Netz, worin sie ihre Beute fängt, um sie auszusaugen, oder wenn sie keinen Hunger hat, sie zur künftigen Mahlzeit aufzubewahren. Die Spinne hat die Geschicklichkeit, die Fäden bald länger, bald kürzer zu machen, je nachdem es der Abstand der Stellen erfodert, woran sie solche aufhängt, auch bestimmt sie hiernach die Dicke der Fäden. Gewöhnlich stellt sie es zwar senkrecht, erfodern es aber die Umstände; so giebt sie ihm auch eine andere Lage. Zum Raube hat die Spinne zwei Fangklauen über dem Maule, die sie zusammen drücken kann, und welche unten mit Zähnen bewafnet sind. Die Kreutzspinne macht

das künstlichste und festeste Gewebe; andere ziehen nur ein weitläuftiges verworrenes Gewebe über das Gras, Disteln und Dornen, welches eine Art die Wiesenspinne in eine kleine Grube sich endigen läßt, worin sie auflauert, und bei der geringsten Bewegung ihrer ausgespannten Fäden, hervorkömmt. Einige, denen die Kunst zu spinnen versagt ist, lauren ihrer Beute an verborgenen Orten auf, und bemächtigen sich derselben durch einen Sprung. Noch andere verstecken sich in die Kelche der Blumen, wenn die Blüthe heruntergefallen ist, und erhaschen die Bienen, welche darin Honigsaft holen wollen. Und so besitzen diese kleinen Geschöpfe tausenderlei Künste und Geschicklichkeiten sich zu ernähren. Oft unterstützt die Natur ihre Kunst noch durch andere Vortheile. St. Pierre*) erzählt, daß er eine sehr besondere Spinne in Malta gesehen habe, die in allen Häusern daselbst zu Hause ist. Sie gleicht am Kopfe und am ganzen vorderen Theile des Leibes so sehr einer Fliege, daß man sie leicht mit ihr verwechseln kann, wenn man sie blos von vorne sieht. Diese Gestalt dient dem Thiere, ihm seinen Fang zu sichern. Wenn es eine Fliege auf der Mauer erblickt, nähert es sich derselben, wenn es noch fern ist, sehr schnell, jedoch immer so, daß es seinen Hintertheil verbirgt; kömmt die Spinne in die Nähe, von etwa fünf bis sechs Zoll, so geht sie ganz

*) Etudes de la nature A Paris 1787. T. I. p. 352.

langsam und nimmt auch in ihrem Gange das Ansehen einer Fliege an. Hat sie sich nun so der Fliege bis auf etwa zwei Zoll genähert; so stürzt sie sich pfeilschnell auf die Beute los, die sie gemeiniglich erwischt. Die Schnelligkeit, mit welcher diese Spinne an der senkrechten Mauer auf ihren Raub los schießt, würde machen, daß sie selbst zur Erde stürzte, aber sie verhütet dieses weislich dadurch, daß sie sich vorher an einem Faden befestiget, der sie schwebend hält, und an dem sie ihren Weg an der Mauer wieder finden kann.

Aber auch für die Sicherheit der Insekten ist gesorgt. Theils hat sie die Natur schon durch ihre Gestalt und Farbe gegen die Angriffe ihrer Feinde einigermaßen gesichert, theils haben sie Instinkte erhalten, welche sie zu solchen Handlungen antreiben und geschickt machen, welche ihnen Schutz verschaffen können. Verschiedene Spinnen und Raupen sehen einem trockenen Baumaste ähnlich; die Raupe, welche am Hollunder lebt, kann man leicht selbst für ein Hollunderreischen halten. So verhält sichs auch mit der großen grünen Raupe, welche sich vom Kreuzdorn nähret, und mit mehreren. Blattkäfer haben auch oft einerlei Farbe mit den Pflanzen, worauf sie leben. Das wandelnde Blatt (mantis ficcifolia) sieht mit seinen Flügeldecken einem gelbgewordenen Blatte so ähnlich, daß man es kaum davon unterscheiden kann. Dieser Umstand rettet vielen Insekten das Leben. — Andere sichern sich durch den Ort ihres Aufenthaltes. Viele Insekten leben als Lar-

ven in der Erde oder in dem Holze der Bäume versteckt. Die Larve des Blattkäfers (Chrysomela) frißt die untere Haut der Blätter, und läßt die Adern mit der Oberhaut unversehrt, und ist dadurch vor den Vögeln und der Sonne sicher. Die Minierraupen wohnen in den Blättern und fressen das Saftige heraus. Auch die Larven der kurzgerüsselten Rüsselkäfer (curculio) halten sich unter der Oberhaut der Blätter auf. Die Larven des Tagthierchens graben sich im thönichten Ufer wagerecht cylindrische Röhren, um den Fischen, denen sie zur Nahrung dienen, zu entgehen. Die Blattwickler, die glatten Raupen einer Klasse von Nachtschmetterlingen, ziehen mit Fäden ein Blatt rollenartig zusammen, um darin versteckt zu wohnen, und zugleich sich davon zu nähren. Die Larve der Schaumcicade zieht aus den Pflanzen einen Saft, giebt ihn mit vieler Luft in der Gestalt eines Schaums durch den After von sich, und verbirgt sich unter demselben vor der Sonnenhitze und ihren Feinden, besonders den Raupentödtern. Die Larven der Blattsauger oder Pflanzenflöhe (chermes) sind mit einer klebrichten Wolle oder mit weißen wurmähnlichen Fäden bedeckt, welche sie ausschwitzen. Der Schildkäfer (Cassida) und der Lilienblattkäfer (chrysomela merdigera) bedecken sich als Larven mit ihrem eigenen Unrathe. — Viele Insekten können mit Zangen oder Zähnen beißen und empfindlich kneipen. Manche vertheidigen sich durch ihren Stachel und die beißende Feuchtigkeit, welche sie in die verursachte Wunde auslassen; andere durch ihre Ausdünstungen; die Wanzen

durch ihren Gestank. Die Aaskäfer (silpha) speien, wenn sie berührt werden, einen stinkenden Saft aus; die größeren Laufkäfer (carabus) spritzen ihren Feinden einen ätzenden Saft entgegen *). Der Bombardierkäfer (carabus crepitans), der häufig von großen Laufkäfern verfolgt wird, sucht sich dadurch zu retten, daß er aus seinem Hinterleibe seinen Feinden einen bläulichen Dunst mit ziemlich starken Laut entgegenschießt, und dies wiederholt er in der Angst, so oft er diese Materie vorräthig hat. Der größere Käfer wird dadurch gehemmt, er bleibt eine Zeitlang stehen, und dadurch gewinnt das kleinere Thier Zeit, vorauszueilen und öfters zu entkommen. Der Gabelschwanz unter den Spinnenraupen spritzt, wenn man ihn berührt, aus einer Oefnung an dem Vordertheile des Leibes einen scharfen brennenden Saft aus, und vertheidiget sich mit seinem Schwanze gegen die Raupentödter; einige Insekten nehmen, so bald sie berührt werden, oder den Angriff eines mächtigeren Feindes merken, augenblicklich das Ansehen eines Todten an, und liegen ganz unbeweglich stille. Der Bohrkäfer (Ptinus pertinax) hält diese Lage insbesondere sehr lange aus, und läßt sich durch keine Marter in Bewegung bringen. Blos wenn man ihn mit Erde oder Sand bedeckt, fängt er an, sich wieder

*) Dieses thun mehrere Käfer, wie der Prachtkäfer (buprestis) und der, welchen Le Vaillant in Afrika fand, welcher ihm einen ätzenden alkalisch riechenden Saft, mit einem starken Schalle ins Auge spritzte, so daß er eine Zeitlang heftige Schmerzen davon hatte.

zu bewegen, es sey nun, daß ihn der Mangel der Luft dazu nöthiget, oder daß er glaubt, die Gefahr sey nun vorüber. Wird dieses Thier zu oft geneckt; so scheint es endlich dieses Spiel überdrüßig zu werden, und sucht sich durch die Flucht zu retten, ohne sich an die Berührungen zu kehren. Viele Insekten können unglaublich schnell laufen und durch geschickte Bewegungen vielen Angriffen ausbeugen. Die Flügel sind ebenfalls Mittel, ihr Leben zu sichern, und viele gebrauchen die Flügel blos bei dringender Gefahr.

So hat also die Natur diesen kleinen Wesen nicht blos einen heftigen Trieb für ihr Leben und ihre Sicherheit gegeben, sondern sie hat auch jedes derselben mit verschiedenen Mitteln, Eigenschaften und Werkzeugen ausgerüstet, wodurch sie ihren Trieb befriedigen und mancherlei Hindernisse überwinden können, und zugleich hat sie ihnen die Geschicklichkeit verliehen, den besten, schnellsten und zweckmäßigsten Gebrauch von den Kräften zu machen, die in ihnen vereiniget sind.

Viele Insekten treffen sehr große Anstalten für sich, und zugleich für ihre Nachkommenschaft, indem sie sich sehr künstliche Decken und Wohnungen entweder aussuchen, oder sie sich selbst auf die sinnreichste Art zubereiten, wenn die Natur ihnen solche nicht unmittelbar gegeben hat. Einige suchen sich blos ein schon vorhandenes Haus zu ihrer Wohnung aus. So sucht sich der Einsiedler oder Bernhardskrebs leere Schnecken-

ckenhäuser zu seiner Wohnung, und vertauscht seine alte Wohnung mit einer größern, wenn er selbst größer geworden ist. Die mehresten aber bereiten sich ihre Wohnungen selbst zu. Die Kleider- und Pelzmotte webt sich aus der Wolle und den Haaren der Zeuge, worin die sorgfältige Mutter das Ei hineingelegt hatte, ein Kleid, und weiß es nachmals, wenn es zu enge werden will, oben und unten aufzutrennen, und an beiden Orten ein Stück einzuflicken. Die Larven der Frühlingsfliegen (Phryganea) wohnen theils in einem Gehäuse von Sand, welches sie inwendig mit Seide tapezieren, meist auf dem Grunde des Wassers, theils in einem leichteren Gehäuse aus größern oder kleinern Stücken von Grashalmen, Rinden oder Holzspänchen, theils in einem Stückchen Rohr. In diesen Gehäusen verpuppen sie sich auch, und befestigen sie alsdann irgendwo halb über der Wasserfläche, und um sie mit dem Wasser ins Gleichgewicht zu bringen, setzen sie Holzstückchen hinzu, wenn sie zu schwer sind; sind sie zu leicht, so legen sie noch mehr groben Sand an.

Kein Insekt bezeigt sich geschickter in dem Baue seiner Wohnung, als die Biene. Es giebt erstlich mehrere einsame Bienen, die in der Erde nisten. Hierher gehört die Maurerbiene, die sich aus Sand und und Mörtel ihre Wohnung auf eine sehr künstliche Art bauet. Sie befestiget ihr Nest an den Wänden der Häuser, und von außen sieht es wie ein unregelmäßiges Stück Koth. Oefnet man es aber; so findet man eine

Menge verschiedener Zellen. Eine jede derselben dient einem weißen Wurme zu einem bequemen Aufenthalte, der daselbst alle seine Verwandlungen übersteht. Dieses Nest wird allein von dem Weibchen erbauet, und dieses wendet außerordentliche Geschicklichkeit dabei an. — Nachdem sie eine Stelle an einer Mauer zu einer Wohnung für ihre künftige Nachkommenschaft ausgesucht hat, fliegt sie aus, um die gehörigen Materialien zu suchen. Das aufzubauende Nest muß aus einer Art Mörtel bestehen, wovon Sand den Hauptbestandtheil ausmacht. Gleichsam als ob sie wüßte, daß nicht jede Art Sand zu gutem Mörtel tauglich ist, geht sie zu einem Sandbette und wählt Korn für Korn aus, so wie es sich zu ihrer Absicht am besten schickt. Sie untersucht mit ihren Zähnen die verschiedenen Körner, und bringt sie zusammen. Da nun Sand allein den Mörtel nicht ausmacht; so muß sie eine Art Kitt haben. Diesen findet sie in ihrem eignen Körper. Sie zieht aus ihrem Munde eine leimichte Flüssigkeit, womit sie das erste Korn befeuchtet. An dieses Korn klebt sie ein zweites, an diese beiden ein drittes und so fort, bis sie eine Masse von der Größe des Schroots, das man gewöhnlich zum Hasenschießen gebraucht, gebildet hat. Diese Masse trägt sie mit ihren Zähnen weg, um ihr Nest aufzuführen, und macht sie zum Grunde der ersten Zelle. Auf diese Art arbeitet sie ununterbrochen fort, bis alle Zellen fertig sind, ein Werk, das gewöhnlich in fünf oder sechs Tagen vollendet wird. Alle Zellen sind ähnlich und beinahe gleich groß. Ehe sie

bedeckt werden, haben sie die Gestalt eines Fingerhuts. Sie fängt niemals eher eine zweite an, als bis die erste geendiget ist. Jede Zelle ist etwa einen Zoll hoch, und hat beinahe einen halben Zoll im Durchmesser. Allein das Bauen ist nicht die einzige Arbeit des Weibchens. Ehe die Zelle noch ganz fertig ist, versieht sie dieselbe erst mit so viel Futter, als zur Ernährung der künftigen Jungen vom Anfange seiner Existenz, bis zu seinem Uebergange in den Puppenzustand nöthig ist. Dieses Futter ist Blumenstaub, den sie mit Honig vermischt, und so einen Teig bildet. Sie sammelt den Blumenstaub, trägt ihn in die Zelle, speiet hier so viel Honig darauf, und knetet ihn zu einem Teige. Ist genug vorräthig; so bauet sie die Zelle vollends fertig, legt ein Ei hinein, und bedeckt die Oefnung derselben mit eben dem Mörtel, den sie zur Erbauung des Nestes brauchte. Das Ei ist jetzt von allen Seiten eingeschlossen. Indeß kann doch nach Reaumurs Untersuchung noch so viel Luft eindringen, als zum Leben des Wurms nöthig ist. Ist die erste Zelle fertig, so legt die maurende Biene den Grund zur andern, und so bauet sie drei, vier, auch wohl sieben bis acht Zellen, die sie neben einander, jedoch ohne regelmäßige Ordnung setzet. Wenn nun dies industriöse Thier alle seine Zellen aufgeführt mit Lebensmitteln angefüllt und versiegelt hat, bedeckt es das Ganze mit einer Decke von demselben Mörtel, der trocken und so hart wie ein Stein wird. Das Nest hat nun gewöhnlich eine länglichte oder runde Gestalt, und die äußere Bedeckung besteht aus gröberem Sande,

als die Bedeckung der Zellen. Da die Nester fast eben so dauerhaft sind, wie die Mauern, so werden sie oft im folgenden Jahre von einer fremden Biene in Besitz genommen und ausgebessert. Hier wohnt und nährt sich nun das neue Insekt und verpuppt sich endlich. Kömmt es geflügelt aus dem Puppenzustande, so macht es sich zuerst mit seinen Zähnen einen Durchgang durch die Mauer, welche die Oefnung der Zelle verschließt; darauf dringt es mit denselben Werkzeugen durch die weit stärkere und kompaktere Bedeckung, die das ganze Nest verkleidet; endlich schlüpft es in die ofne Luft, und bauet, wenn es ein Weibchen ist, ein Nest derselben Art, wie das, welches seine Mutter gemacht hatte. Du Hamel, Reaumur und mehrere glaubwürdige und berühmte Naturforscher sind von diesen Thatsachen zu wiederholten Malen Augenzeugen gewesen.

Die Operationen einer andern Art von einsamer Biene, nämlich der Holzbiene (apis violacea) verdienen hier ebenfalls erwähnt zu werden. Diese Bienen sind größer, als die Königinnen der Honigbienen. Sie halten sich im Frühlinge in Gärten auf und suchen morsches oder wenigstens trockenes Holz zu einer Wohnung für ihre Jungen. Hat ein Weibchen dieser Art (denn das Männchen hilft ihr nicht) ein Stück Holz oder einen abgestorbenen Baum ausgesucht; so fängt sie ihre Arbeit an, und macht ein Loch hinein, das gewöhnlich gegen die Achse des Baumes gerichtet ist. Ist

sie ungefähr einen halben Zoll vorgerückt; so ändert sie die Richtung der Hölung, und führt sie beinahe parallel mit der Achse des Holzes. Wegen ihres großen Körpers muß diese Höle einen ansehnlichen Durchmesser haben, und sie ist oft zwölf bis funfzehn Zoll tief. Erlaubt es die Dicke des Holzes, so macht sie drei oder vier solcher langen Hölen in dessen Inneren. Diese Arbeit ist für eine einzige Biene ungeheuer; sie braucht auch Wochen, und sogar Monate zu ihrer Ausführung. Sie verrichtet dieses mit zwei Zähnen, welche fast die Gestalt eines Bohrers haben, oben sind sie konvex, unten konkav, und unten scharf gespitzt. Sie lösen damit Holztheilchen ab, so groß, wie Sägespäne, die sie herauswerfen, und die am Fuße des Holzes haufenweiß sich sammeln und ihre Arbeit verrathen. Indeß ist ihre Arbeit mit Vollendung der Hölen noch nicht fertig. Diese sind nur gleichsam die Wände, worin sie ein Haus von mehreren Stockwerken aufführen will. Eine Höle von etwa zwölf Zoll in der Länge theilt sie in eben so viele Gemächer. Das Dach des untersten Zimmers dient zum Fußboden des zweiten und so weiter bis zum obersten. Jeder Fußboden hat etwa die Dicke eines Thalers. Diese Boden bestehen aus Holztheilchen, die durch eine leimichte Substanz aus dem Munde dieses Thieres zusammengekittet sind. Sie leimt erst einen breiten Ring von Holzstaub rund um den innern Umfang der Hölung. In diesem Ring befestiget sie einen zweiten, dessen Größe durch den innern Raum des vorigen bestimmt wird, in diesem einen dritten u.

f. f., bis die Oefnung geschlossen ist, und ein völliger ebener Boden daraus entsteht, welcher der Zelle unten zum Dache, und der Zelle oben zum Fußboden dient. Diese Arbeit setzt sie durch alle Abtheilungen fort. Ehe sie aber die erste Zelle mit einem Dach versieht, füllt sie dieselbe ebenfalls mit einem aus Blumenstaub und Honig verfertigtem Teige an, und legt das Ei hinein, dessen künftiges Junge seine Nahrung und Fortkommen hier finden soll, und so verfährt sie bei allen Zellen, die sie aufführt. Weil nun die untersten Zellen eher fertig werden, als die obersten; so kriechen auch die Würmer in den untersten Zellen eher aus, und gelangen eher zur Reife. Wenn nun der unterste Wurm, der seine Nahrung zuerst verzehrt hat, und als der älteste am frühesten in ein geflügeltes Insekt verwandelt wird, sich seinen Weg aufwärts bahnte; so würde er die in den obern Zellen wohnenden Würmer beunruhigen und sie zerstören. Diese Verwüstung hat nun die große Meisterin Natur weislich verhütet. Denn der Kopf der Nymphe, und folglich auch des fliegenden Insekts, ist immer nach unten zugekehrt, und ihr Instinkt treibt sie an, sich nach unten zu durchzuarbeiten. Damit nun aber die jungen Insekten aus ihrer Zelle kommen können, gräbt die Mutter an dem Boden der langen Röhre eine Oefnung, welche eine Verbindung der untersten Zelle mit der offenen Luft befördert. Zuweilen wird noch ein ähnlicher Durchgang nahe an der Mitte der Röhre gemacht. Durch diese Einrichtung finden nun die fliegenden Insekten, wenn sie sich durch den Fuß-

boden ihrer Zellen mit ihren Zähnen durchgearbeitet haben, einen leichten und bequemen Durchgang.

Eine andere Art kleiner einsamen Bienen, der Blattschneider genannt, gräbt Löcher in die Erde, um für ihre Jungen eine bequeme Wohnung zu machen. Ihre Nester bestehen aus cylinderförmigen auf einander geheften Zellen, wovon jede die Gestalt eines Fingerhuts hat. Diese Zellen bestehen aus einer Menge feiner Häute, die theils von Blättern, theils von einer leimichten durchsichtigen Materie aus dem Munde des Thieres und dem Safte der Blätter gebildet werden. Sie füllt diese Zellen ebenfalls mit Honig aus, und braucht sie zu gleichen Zwecken wie die vorhergehenden Bienen.

Es giebt auch einsame Wespen, die eben so sinnreich bei Aufführung ihrer eignen Gebäude für ihre Jungen verfahren, und mit eben so vieler Vorsicht ihre Jungen mit einem Vorrathe von Futter aussteuren, der bis zu ihrer Verwandlung in vollkommne Insekten, zu ihrem Unterhalte hinreichend ist. Allein eine ausführliche Beschreibung aller dieser wunderbaren Einrichtungen würde mich zu einer Weitläuftigkeit führen, die gegen meinen Plan ist. Ich will daher nur noch einige Beispiele von den geselligen Insekten anführen, und zeigen, wie diese mit gemeinschaftlichen Kräften noch künstlichere Thaten verrichten.

Jedem fallen gewiß schon von selbst die Honigbienen, die Wespen, die Ameisen und deren un-

beschreibliche Kunst ein. Da diese Sachen fast allen bekannt sind, so will ich nur einiges zur Erinnerung erwähnen.

Die Kunst und Geschicklichkeit der Honigbienen, die sie in dem Baue ihrer Honigscheiben oder Nester beweisen, hat zu allen Zeiten die Bewunderung der Menschen erregt. Man bemerkt in jedem Bienenstocke eine Hauptbiene, die Königin oder den Weisel, welche weiblichen Geschlechts ist, und die künftige Brut hervorbringt; Arbeitsbienen, welche nach Debraws und anderer Neuerer Entdeckungen unvollkommne Weibchen sind, und deren Zahl in einem Stocke im Sommer wohl 60000 beträgt, und außer diesen noch männliche Bienen oder Drohnen etwa 1500, welche stärker, als die Arbeitsbienen, aber ohne Stachel sind. Die Arbeitsbienen erbauen allein die Wohnung oder Honigscheiben, die aus regelmäßig an den Seiten an einander gefügten Zellen bestehen, welche alle sechseckicht sind. Sie lösen durch ihren Bau eins der schwersten mathematischen Probleme auf das vollkommenste auf, nämlich: aus einer gegebenen Quantität Wachs gleiche und ähnliche Zellen von einem bestimmten Raume zu machen, die dabei im Verhältnisse der Quantität der gebrauchten Materie, den größten Umfang haben, und so geordnet sind, daß sie in dem Bienenstocke den möglichst kleinsten Raum einnehmen. Dadurch, daß sie sechseckichte Zellen an einander setzen, bleibt kein leerer Raum zwischen denselben, und diese Figur erfodert dabei das wenigste Wachs, und ist bequem für die Kör-

per der Bienen. Eine Honigscheibe besteht aus zwei dicht auf einander liegenden Zellenlagen. Diese Einrichtung erspart Raum, und es bleibt bei ihr ein doppelter Eingang in die Zellen der Scheibe. Zu fernerer Ersparung des Wachses und zur Verhütung leerer Plätze dienen die Grundflächen der Zellen in der einen Scheibenlage zu Grundflächen der entgegengesetzten. Die Wände der Zellen sind so äußerst dünn, daß ihre Oeffnungen in Gefahr seyn würden, durch das häufige Hineingehen und Herauskommen der Bienen zu leiden. Zur Verhütung dieses Uebels aber machen sie rund um den Rand einer jeden Zelle eine Art Ring, der drei bis viermal dicker ist, als die Wände.

Es ist schwer, selbst mit Hülfe gläserner Bienenstöcke, die Art zu bemerken, wie die Bienen bei Erbauung ihrer Zellen zu Werke gehen. Sie sind so ämsig, einander gegenseitige Hülfe zu leisten, und es drängen sich in dieser Absicht so viele von ihnen zusammen, und folgen beständig so auf einander, daß man ihre individuellen Operationen selten bemerken kann. Man hat indeß entdeckt, daß ihre beiden Zähne die einzigen Instrumente sind, deren sie sich zum Formen und Poliren des Wachses bedienen. Man bemerkt bei einiger Aufmerksamkeit und Geduld, bald die angefangenen Zellen und die Schnelligkeit, womit eine Biene ihre Zähne gegen einen kleinen Theil der Zelle bewegt, ihn durch wiederholte Schläge an jeder Seite glättet, und ihn dicht und gehörig dünn macht. Unterdeß einige in dem

Stocke die Zellen verlängern, legen andere den Grund zu neuen. Bisweilen legen sie erst zu allen Zellen den Grund, und bauen dann eine nach der andern vollends fertig. Wenn eine Biene den Kopf nicht sehr tief in eine Zelle steckt; so kann man sehen, wie sie die Wände mit ihren Zahnspitzen abschabt, um die hin und wieder an der Arbeit zurückgebliebenen, unnützen und unregelmäßigen Stücke loszumachen. Aus diesen Stücken bildet die Biene eine Kugel, etwa so groß, wie der Knopf einer Stecknadel; dann kömmt sie aus der Zelle heraus, und bringt das Wachs zu einem andern Theile der Arbeit, wo es daran fehlt. Kaum verläßt sie die Zelle; so kömmt schon eine andere Biene, und verrichtet dasselbe Geschäft: und auf diese Art wird die Arbeit fortgesetzt, bis die Zelle gänzlich fertig ist. Aber sie wissen ihre Geschäfte auch so einzutheilen, daß sie sich in ihrer Arbeit nicht in den Weg kommen, und kein Thier müßig zu seyn braucht. Denn sie legen gleich anfangs den Grund zu ihren Scheiben mit einer erstaunlichen Schnelligkeit. Hierauf theilen sie sich in drei oder vier Gesellschaften, deren jede eine gewisse Stelle zu bebauen und zu bearbeiten übernimmt. Die Scheiben liegen gewöhnlich in einer parallelen Richtung gegen einander. Zwischen den Scheiben bleibt immer ein Zwischenraum oder eine Straße offen, damit die Arbeiter einen freien Durchgang haben, und leicht zu den verschiedenen Scheiben des Stockes kommen können. Diese Straßen sind gerade so weit, daß zwei Bienen neben einander vorbei gehen können. Außer diesen parallelen Straßen

lassen sie auch mehrere runde Kreutzgänge, die immer bedeckt sind.

Da ferner die Zellen zu verschiedenen Zwecken bestimmt sind; so sind sie auch an Größe verschieden und ihrer Bestimmung gemäß eingerichtet. In einigen sollen Drohnen wohnen, und da diese oder die männlichen Würmer größer sind, als die Arbeitsbienen; so werden auch die für sie bestimmten Zellen größer gebaut, als für jene; diejenigen aber, welche die Wohnung der Königin ausmachen sollen, werden noch größer in der Form eines Eies gemacht. Andere Zellen werden blos zur Aufbewahrung des Wachses, des Honigs, oder des Blumenstaubes gebraucht.

Die Art, wie die Materialien, woraus sie ihre Wohnung bauen, zubereitet werden, ist eben so merkwürdig. Denn sie finden nicht etwa das Wachs schon vorräthig, sondern machen es erst aus dem Blumenstaube, indem sie denselben verschlucken, und ihn durch einen ganz besonderen Verdauungsproceß in Wachs verwandeln. Ist dies geschehen; so besitzen sie auch die Fähigkeit, dieses Wachs wieder aus den Magen in den Mund zu bringen, und schieben es mit ihrer Zunge bis zwischen die Zähne, wodurch sie es zum weiteren Gebrauch fortschaffen.

Außer dem Wachse gebrauchen die Bienen noch eine andere harzige Materie oder Leim, die sie von verschiedenen Bäumen sammeln, und womit sie sorgfältig alle

Oefnungen oder Spalten verstopfen, um allen Insekten den Eingang zu verwehren. Diesen Leim gebrauchen sie auch, sich gegen Feinde zu sichern. Denn sie suchen mit der äußersten Sorgsamkeit alle Insekten oder fremden Körper, die etwa zufälliger Weise in ihren Stock gerathen sind, herauszuschaffen. Ist das Insekt klein und leicht, so tödten sie es mit ihren Stacheln und schleppen es mit den Zähnen heraus. Ist aber, welches bisweilen geschieht, eine Schnecke in den Stock gekrochen, so greifen sie die Bienen von allen Seiten an, und stechen sie erst todt. Und da ein solches Thier für sie zu schwer ist, es herauszuschaffen; so überziehen sie den ganzen Körper mit Propolis oder Honigleim, wodurch verhindert wird, daß der Körper in Fäulniß übergehet, und durch seinen Geruch den Bienen schädlich werde. Nicht so viel Mühe geben sie sich, wenn eine Schnecke mit einer Schale in den Korb kömmt. Denn sobald diese einen Stich erhalten hat, zieht sie sich in ihre Schale zurück, und dann leimen sie blos die Oefnung der Schale dicht zu, wodurch das Thier getödtet und fest gemacht wird.

Außer dem Bienenleim und Wachse sammeln nun die Bienen auch noch Honig. Diesen saugen sie vermittelst eines sehr künstlich gebauten Rüssels aus den Nektardrüsen der Blumen. Aus dem Rüssel bringen sie den süßen Blumensaft in den Mund, und schlucken ihn hinter und verarbeiten ihn in dem Honigmagen, der die Gestalt einer kleinen Blase hat, wenn er voll ist.

Wenn sie genug Vorrath haben, oder nichts mehr finden können; so kehren sie in ihre Wohnung zurück, und schütten den verfertigten Honig durch den Schlund in ihre kleinen Magazine. Es ist indeß nicht selten, daß eine mit Honig angefüllte Biene unterweges einer hungrigen Gefährtin begegnet. Jene holt alsdann Honig aus dem Magen heraus, und diese verzehrt ihn aus ihrem Munde. Auf gleiche Art werden auch oft die arbeitenden Bienen gefüttert. Wenn sie die Zellen mit Honig angefüllt haben, welche ihnen im Winter zur Nahrung dienen sollen; so verschließen sie dieselben mit dünnen Wachsdecken.

Nicht minder Geschicklichkeit in Erbauung ihrer Wohnungen beweisen die geselligen Wespen, wilde Thiere, die ganz vom Raub und Zerstörung leben, jedes Insekt tödten und verzehren, das weniger Stärke hat, als sie, aber doch in großer Eintracht unter einander, ihre Zwecke befördern. Ihr Bau ist eben so künstlich, als der Bau der Bienen. Es giebt verschiedene Arten der Wespen, und diese bauen an verschiedene Oerter. Einige setzen ihre Wohnungen allen Beschädigungen der Luft aus; andere wählen die holen Stämme abgestorbener Bäume, und noch andere nämlich die gemeine Art, wovon wir hier vornämlich reden, verbergen ihre Nester unter der Erde. Die Höle, die zu einem Wespenneste führt, und von den Wespen gegraben worden ist, hat etwa einen Zoll im Durchmesser, und führt in verschiedenen Krümmungen einen halben

bis zwei Fuß unter die Erde bis zum Neste. Gräbt man das Nest aus, so hat es eine rundliche Gestalt, und zuweilen zwölf bis vierzehn Zoll im Durchmesser. Rund umher ist es stark mit einer rauhen Materie befestiget, worin zwei Oefnungen für Gänge zu den innern Scheiben gelassen sind. Die Wespen gehen alle durch die eine Oefnung in das Nest hinein, und durch die andere heraus. Nimmt man die äußere Bedeckung weg: so zeigt sich, daß der ganze innere Theil aus verschiedenen Stockwerken oder Fluren von Scheiben bedeckt ist, die mit einander parallel und beinahe horizontal laufen. Jedes Stockwerk besteht aus einer großen Menge sechseckiger Zellen, die sehr regelmäßig von einer aschfarbenen Papier, ähnlichen Materie aufgebauet sind, und die zum Aufenthalte der Eier, der daraus entstehenden Würmer, der Nymphen und der jungen Wespen dienen, bis sie fliegen können. Die Wespennester sind nicht alle gleich groß. Reaumur aber berechnet auf 10,000 Zellen in einem nur mittelmäßigen Neste. Da nun jedes wenigstens zu drei Generationen gebraucht wird; so bringt ein mittelmäßiges Nest jährlich 30,000 Wespen hervor. Die verschiedenen Stockwerke der Scheiben sind immer ungefähr einen halben Zoll hoch. Dadurch bleibt den Wespen von einem Theile des Nestes zum andern ein freier Durchgang. Eine jede von den größern Scheiben ruhet auf etwa funfzig Pfeilern, die dem Baue nicht nur Festigkeit, sondern auch ein zierliches Ansehen geben. Diese Pfeiler sind grob und von rundlichter Gestalt. Ihre Grundflächen und Ka-

pitäler sind indeß im Diameter weit größer, als gegen die Mitte zu. Mit dem einem Ende sind sie an die obere Scheibe, mit dem andern an die untere befestiget. Und so befindet sich zwischen zwei Scheiben eine Art Kolonade mit Hallen und Straßen, die in Proportion der Bewohner dieser Stadt sehr groß sind.

Reaumur, dessen unermüdetem Eifer und Scharfsinn wir so vieles in der Naturgeschichte verdanken, hat uns auch über die Art, wie diese Thiere bauen und ihre innere Oekonomie verwalten, Licht verschaft. Er hat sie so, wie die Bienen, in gläserne Stöcke gebracht, und so ihr Wesen auf das genaueste beobachtet. So bald ein Wespennest aus seiner natürlichen Lage gebracht, und mit einem gläsernen Stocke bedeckt ist, beschäftigen sie sich zuerst mit Ausbesserung der darin entstandenen Schäden. Mit bewundernswürdiger Thätigkeit schaffen sie alle Erde und alle fremden Körper fort, die zufälliger Weise in den Korb gekommen sind. Einige befestigen durch Pfeiler das Nest an dem Gipfel und Seiten des Stocks, andere bessern die Brüche aus, die es bekommen hat, und befestigen es dadurch noch mehr, daß sie die äußere Bedeckung dichter machen. Diese äußere Bedeckung ist ein den Wespen eigenthümliches Werk; der Bau derselben erfodert große Arbeit; denn sie hat oft mehr als anderthalb Zoll in der Dicke, und besteht aus einer Menge Lagen, die so dünn, wie Papier sind, und zwischen jeder dieser Lagen befindet sich ein leerer Raum. Diese Bedeckung ist eine Art

Kapsel, welche die Scheiben einschließt und vor dem Regen schützt, der zuweilen in die Erde dringt. Zu dieser Absicht ist sie bewundernswürdig eingerichtet. Wäre sie eine feste Masse, so würde das Wasser das Ganze durchdringen und die Scheibe erreichen. Diese schädliche Wirkung wird aber dadurch verhütet, daß zwischen jeder Lage, deren gemeiniglich funfzehn oder sechszehn an der Zahl sind, beträchtliche Hölen gelassen sind. Ist daher gleich eine oder zwei von den Lagen angefeuchtet, so hat es doch lange Zeit, ehe das Wasser bis zu den übrigen durchdringt. Um sich aber auf alle Fälle gegen das Wasser zu sichern, haben sie ihre Zellen auch so gebaut, daß sie nach unten zu gerichtet sind, so daß das herablaufende Wasser vor der Oefnung vorbei schießt, ohne daß es hinein dringt.

Die Materialien, deren sich die Wespen zu ihrem Baue bedienen, gleicht einer Art von papier maché. Sie nagen nämlich mit ihren beiden starken und zackichten Zähnen, kleine Holzfasern von den Fensterrahmen, Gelenderpfosten, Gartenthüren und andern etwas fauligem Holze ab. Diese zwar sehr zarten Fasern sind oft eine Linie oder ein Zwölftheil eines Zolles lang. Haben die Thiere eine gewisse Anzahl derselben abgeschnitten, so sammeln sie sie in kleine Bündel, bringen sie zu ihrem Neste und formen sie, vermittelst einer leimichten Substanz, zu einem feuchten und zähen Teiche. Aus dieser Masse bauen sie das ganze Nest, die äußere Bedeckung, die sechseckichten Zellen, die Säulen, und geben ihr also die verschiedensten Formen.

Die

Die Zellen der Wespen sind eben so verschieden, als bei den Bienen. Denn diese Republick besteht ebenfalls aus Männchen, Weibchen und Geschlechtslosen, oder Zwittern. Nach dem Verhältnisse der Größe des Insekts nun, das eine Zelle dereinst bewohnen soll, wird auch die Wohnung eingerichtet. Die Zwitter sind sechsmal kleiner als die Weibchen, die Zellen, worein die Eier gelegt werden, woraus Zwitter entstehen, werden genau nach diesem Verhältnisse eingerichtet. Die Männchen und Weibchen sind von gleicher Länge. Daher haben ihre Zellen gleiche Tiefe. Weil aber der Körper der Männchen nicht so dick ist, als der Körper der Weibchen; so werden die Zellen, worin Männchen erzogen werden sollen, auch enger gemacht. Die zur Aufnahme der Zwitterwürmer eingerichteten Zellen füllen ganz allein eine Scheibe aus, männliche und weibliche Zellen aber werden oft in einer Scheibe beisammen gefunden. Die weiblichen Wespen, deren es in einem Wespennester wohl mehr als dreihundert giebt, legen nun in jedes Nest ein solches Ei, woraus ein für dasselbe bestimmter Bewohner kömmt, und sie verirren sich nie mit dem Ei eines Männchens oder eines Zwitters in die für ein Weibchen bestimmte Zelle oder umgekehrt.

Dieses bewundernswürdige Gebäude, welches mehrere Monate Arbeit erfodert, ist nur ein Jahr brauchbar. Im Winter ist diese den Sommer hindurch so volkreiche Wohnung beinahe öde, und im Frühlinge

ganz leer. Denn in dieser letzten Jahreszeit ist nicht eine einzige Wespe in einem Neste vom vorigen Jahre zu finden, weil sie fast alle gestorben sind. Nur etwa zehn bis zwölf Weibchen überleben den Winter. Diese sind zur Fortpflanzung ihres Geschlechts bestimmt. Jede von ihnen wird die Stifterin einer neuen Republik. Ganz allein gräbt sie sich eine Höle unter die Erde, oder benutzt eine schon vorhandene, bauet mehrere Zellen für Zwitter oder Arbeitswespen und legt Eier hinein, wenn sie sie halb vollendet hat. Unterdessen sie nun die angefangenen Zellen vollendet, kriechen die Zwitterwürmer aus; die Mutter füttert sie, und sobald sie in Fliegen verwandelt sind, helfen sie ihrer Mutter die Anzahl der Zellen und Scheiben vermehren, und die jungen Würmer, die täglich aus den Eiern hervorkommen, füttern. So erhält diese weibliche Wespe, welche im Frühlinge ganz einsam und ohne eine besondere Wohnung war, und jede Arbeit allein thun mußte, gegen den Herbst mehrere Tausende ihrer Jungen zur Bedienung, und wird mit einem prächtigen Pallaste versehen, oder vielmehr mit einer Stadt, die sie vor den Angriffen des Wetters und vor äußeren Feinden schützt. Die ersten Lagen dieses Gebäudes sind immer mit Zwitterzellen ausgefüllt, und nur die zuletzt gebauet werden, sind zur Aufnahme für Männchen und Weibchen bestimmt. Daher sind schon mehrere Tausend Zwitter oder Arbeiter da, ehe ein Männchen oder Weibchen geboren wird.

Die Zwitterwespen sind die thätigsten und arbeitsamsten, obgleich auch die übrigen nicht müßig sind. Die Weibchen bleiben, sobald genug Zwitterwespen da sind, den Sommer über in ihrem Neste, und ihre vorzüglichste Sorge ist, die Jungen zu füttern. Sie laufen mit der größten Thätigkeit und Schnelligkeit von Zelle zu Zelle, und theilen jedem Wurm eine Portion Futter zu. Unterdessen nun ein Theil Wespen im Innern beschäftiget sind, gehen die übrigen auf Streifereien aus. Einige greifen mit Unerschrockenheit lebendige Insekten an, die sie zuweilen ganz nach dem Neste schleppen, gemeiniglich aber bringen sie nur den Hintertheil. Andere plündern die Fleischscharren, und bringen oft ein Stück Fleisch mit, das größer ist, als die Hälfte ihres eignen Körpers. Bei ihrer Rückkehr zum Neste theilen sie den Raub unter die Weibchen und Männchen, und selbst unter die Zwitter aus, welche zu Hause nützlich beschäftiget sind. Sobald ein Zwitter ins Nest kommt, wird er von mehreren Wespen umringt. Er giebt einer jeden freiwillig einen Theil von dem mitgebrachten Futter. Einige fliegen auch in die Gärten oder Obstbuden, und saugen aus den Früchten Saft aus, den sie in einen schlechten Honig zu verarbeiten wissen. Auch diesen theilen sie unter ihre Gefährten. Besonders aber gebrauchen sie ihn zur Nahrung der noch jungen Würmer. Denn diesen reichen sie, wenn sie noch zart sind, diese weiche Speise, und so wie sie größer werden, erhalten sie auch weit stärkere Nahrungsmittel.

Jede Art von Koth, so wie die Leichname der Wespen, die etwa gestorben sind, schaffen sie aus ihrer Wohnung heraus. Dieses scheint insonderheit das Geschäft der Männchen zu seyn, die fast nichts anders zu thun scheinen, als daß sie die Stadt rein halten. Oft vereinigen sich mehrere zu diesem Geschäft, und ist ihnen die Last zu schwer, so schneiden sie dem Insekt den Kopf ab, und tragen einen Theil des todten Thieres nach dem andern heraus.

Eine eben so bewundernswürdige Geselligkeit herrscht auch unter den gemeinen Ameisen, die ebenfalls theils männlichen und weiblichen Geschlechts, theils geschlechtslos sind. Die beiden ersteren sind geflügelt, die letzteren nicht. Sie arbeiten unter der Erde gewölbte Gänge aus, die mit einander Gemeinschaft haben, wie die Gassen einer Stadt, und schleppen allerlei Späne und Stengelchen mit großer Emsigkeit zusammen, um ihren Eiern und Jungen ein trocknes Lager zu machen. Alles ist bei ihnen auf das zweckmäßigste eingerichtet, und sie sorgen mit der größten Zärtlichkeit für ihre Eier und die Puppen ihrer Jungen, die man gemeiniglich aber fälschlich Ameiseneier nennt. Es ist eine Lust zu sehen, wie sie diese Puppen die größer sind, als sie selbst, forttragen und verstecken, wenn man die Decke von ihrem Aufenthalte nimmt. Doch die Oekonomie der Ameisen ist allgemein bekannt. Aber unbekannter und noch merkwürdiger sind die Operationen der Termiten (termes fatalis) oder der wei-

ßen Holzläuse, ein Insekt, das erst durch Smeathmans, eines Engländers Reisebeschreibung näher bekannt geworden, und in Guinea und in allen Gegenden unter dem Wendekreise zu Hause ist, und durch seine Zerstörungen sehr fürchterlich wird *): Es giebt mehrere Arten derselben, die sich sämtlich auch durch verschiedenen Bau ihrer Wohnungen unterscheiden. Die größten sind die sogenannten Fechter. Die Republik dieser kriegerischen Termiten besteht aus drei Klassen von Einwohnern, welche Smeathman, der sie am genauesten beschrieben hat, durch die Namen, Arbeiter, Soldaten und Adel unterscheidet. Die letzten sind beflügelt, männlich und weiblich, sie arbeiten nichts und streiten auch nicht, und können allein zu dem Range eines Königs und einer Königin erhoben werden. Die Arbeiter sind die stärksten an der Zahl, indem es wohl hundert Arbeiter gegen ein streitendes Insekt giebt. Sie sind etwa ein viertel Zoll lang. Die Soldaten sind wahrscheinlich dieselben Insekten, nur in einem vollkommneren Zustande; sie sind in der Dicke wohl funfzehn Arbeitern gleich, und einen halben Zoll lang. Die Gestalt des Kopfs ist auch sehr verändert.

*) Am Kap und in dem innern Afrika giebt es auch Termiten, aber sie sind dort nach Le Vaillants Zeugnisse nicht so fürchterlich und nicht so zerstörend. Die Nachrichten, welche hier von ihnen gegeben worden, sind aus Smellie genommen, der Smeathmans Erzählung aus den Philosophical transactions anführt.

Bei den Arbeitern ist der Kopf augenscheinlich zum Nagen und Festhalten der Körper gebildet; in dem Soldatenstande aber sind die Kinnbacken wie zwei scharfe etwas starke Pfriemen gestaltet, und blos zum Bohren und Verletzen gemacht. Sie sind so hart, wie eine Krebsschere, und an einem starken hornichten Kopfe angebracht, der größer als der ganze Körper ist. — Die Gestalt der dritten Ordnung oder des Insekts in seinem vollkommnen Zustande ist noch mehr verändert. Kopf, Brust und Bauch sind von den gleichnamigen Theilen bei den Arbeitern und Soldaten ganz verschieden. Sie haben nun große Flügel und Zeugungsorgane erlangt. Ihr Körper ist weit über einen halben Zoll lang; wenn sie ihre Flügel ausbreiten, nehmen sie wohl dritthalb Zoll in der Breite, und sind noch einmal so dick, als die Soldaten, oder dreißigmal so stark, als die Arbeiter. Sie werden in diesem Zustande unschädlich, hülflos und feig, und werden von Vögeln, von den Ameisen, von fleischfressenden Würmern und selbst von den Einwohnern verzehrt, wenn sie nicht von den Arbeitern gefunden und zu dem König oder der Königin eines neuen Staats gewählt werden. Die kleinen Geschöpfe schließen sodann dieses Thier sogleich in ein kleines von Thon für dasselbe eingerichtetes Zimmer ein, in welchem sie zuerst nur einen kleinen Eingang lassen, der groß genug ist, daß sie und die Soldaten aus- und eingehen können, aber doch zu klein, als daß eins von dem königlichen Paare Gebrauch davon machen könnte, und wenn die Noth sie zwingt, noch mehr Ein-

gänge anzulegen, so sind diese doch nie größer, so daß also die freiwilligen Unterthanen das Geschäft übernehmen, so wohl für die Nachkommen ihrer Souveräne zu sorgen, als für sie zu arbeiten und zu streiten, bis sie eine Nachkommenschaft erlangt haben, die wenigstens das Geschäft mit ihnen zu theilen im Stande ist.

In diesem Zustande begatten sich wahrscheinlicher Weise der König und die Königin. Denn die Königin legt hier ihre Eier. Ihr Unterleib dehnt sich während dieser Zeit nach und nach bis zu einer solchen Größe aus, daß er bei einem alten Weibchen funfzehnhundert bis zweitausendmal größer ist, als der übrige Theil ihres Körpers, und zwanzig bis dreißig tausendmal größer, als ein Arbeiter. Die Matrix ist in diesem Zustande der Vergrößerung in einer beständigen wurmförmigen Bewegung, und stößt in einer Minute wohl sechszig Eier, und in vier und zwanzig Stunden mehr als achtzigtausend aus. Die Eier werden sogleich durch die Arbeiter, wovon eine große Menge im königlichen Zimmer und den anliegenden Gallerien wartet, von dem Körper der Königin genommen, und in die Pflege- oder Erziehungszellen gebracht.

Ihr Gebäude ist eins der merkwürdigsten Ereignisse, was die Naturgeschichte aufzuweisen hat. Es stehen in Neuholland am Senegal an vielen Orten sehr viele neben einander. Sie nehmen sich in der Ferne, nach Adansons und anderer Beschreibung aus, wie

eine Reihe Negerhütten, oder wie Negerdörfer. Denn es sind Hügel, welche wohl zwei Mannshöhen, zehn bis zwölf Fuß über der Oberfläche der Erde hervorstehen, eine fast eben so große Grundfläche, und beinahe eine kegelförmige Gestalt haben. Jobson in seiner Geschichte von Gambia erzählt, daß er einige gesehen, die zwanzig Fuß hoch waren, und worin wohl zwölf Menschen hätten bleiben können.

Jeder von diesen Hügeln besteht aus einem äußeren und inneren Theile. Die äußere Decke ist eine große glatte, wie eine Kuppel gestaltete Thonkruste. Ihre Stärke und Größe ist hinreichend, das innere Gebäude einzuschließen, es vor dem Wetter zu schützen, und die zahlreichen Bewohner gegen die Angriffe natürlicher oder zufälliger Feinde zu vertheidigen. Das innere Gebäude ist nicht so stark, und besteht aus einer ungeheuren Menge Zimmern, die mit der bewundernswürdigsten Kunst und Regelmäßigkeit zu verschiedenen Zwecken abgetheilt und eingerichtet sind. Sie dienen theils zur Residenz und zur Bequemlichkeit des Königs und der Königin, theils zur Aufnahme der Eier und Pflege der Jungen, theils zu Vorrathsmagazinen.

Das königliche Zimmer liegt immer so nahe wie möglich an der Mitte des innern Gebäudes — und gerade unter der Spitze des Hügels. Inwendig ist es ungefähr wie ein halbes Ei, oder wie ein langer ovaler Backofen geformt. Anfänglich richten sie es so ein,

daß es etwa nur einen Zoll lang ist. So wie aber die Königin an Größe wächst, so erweitern sie es auch, indem sie die Wände durchbrechen und es mit den Nebenzimmern verbinden, so daß ein größeres Zimmer daraus wird. Der Eingang behält unterdessen immer seine vorige Größe, und der König und die Königin werden auf diese Art in beständiger Gefangenschaft gehalten. Das königliche Zimmer ist von allen Seiten, so wohl oben, als unten mit einer großen Menge anderer umgeben, die von verschiedener Größe, Gestalt und Weite sind; alle aber haben entweder eine cirkelförmige oder ellyptische Gestalt, öfnen sich entweder eins ins andere, oder es sind lange Gänge, die das Hin- und Hergehen der Soldaten und Arbeiter frei lassen, und an welche die Thüren der Magazine und Eierzellen stoßen. Diese königlichen Gemächer, worin sich nur Arbeiter und Soldaten befinden, um ihre gemeinschaftlichen Eltern zu bewachen, bilden ein verwickeltes Labyrinth, welches sich einige Fuß im Durchmesser auf jeder Seite der königlichen Zelle erstreckt. Hier fangen die Magazine und Eierzellen an, und erstrecken sich, indem sie durch kleine Zellen und leere Gallerien, die um sie herum liegen, und sie mit einander verbinden, getrennt werden, bis zu der äußeren Bedeckung. Sie steigen zwei Drittheile oder drei Viertel der Höhe des Hügels empor, und lassen unter der Kuppel in der Mitte eine offene Tenne, die dem Schiffe einer alten Kathedralkirche ähnlich, und mit großen gothischen Bogen umgeben ist. Diese Bogen sind bisweilen zunächst an

der Fronte der Flur zwei oder drei Fuß hoch, nehmen aber, so wie sie sich entfernen, schnell ab, wie in der Perspektive die Bogen eines gewölbten Ganges, und verlieren sich bald unter den unzähligen hinter ihnen liegenden Gemächern und Eierzellen. Alle diese Zellen und Durchgänge sind gewölbt, und dienen einander gegenseitig zur Stütze. Das innere Gebäude, oder die Menge von Eierzellen, Gemächern und Durchgängen hat ein etwas flaches Dach. Durch diese Einrichtung sind die unteren Gemächer, wenn ja zufälliger Weise Wasser durch die äußere Kuppel dringen sollte, vor Beschädigungen verwahrt. Die Flur hat einen etwas flachen Fußboden, der über der königlichen Zelle liegt. Auch ist er wasserdicht, und so gebauet, daß, wenn das Wasser Zutritt erlangt, es durch unterirdische Gänge abläuft, die cylinderförmig sind, und wohl dreizehn Zoll im Durchmesser haben. Diese unterirdischen Gänge sind mit derselben Art Thon, woraus der Hügel besteht, überklebt, steigen an der inneren Seite der äußeren Schale spiralförmig in die Höhe, durchschneiden sich, indem sie sich rund herum in dem ganzen Gebäude bis zum Gipfel krümmen, und haben dabei in verschiedenen Höhen mit einander Gemeinschaft. Von jedem Theile dieser großen Gallerien laufen eine Menge Röhren oder kleine Gallerien zu den verschiedenen Zellen des Gebäudes fort. Hier sind ebenfalls wieder eine große Menge, die schräg, drei und vier Fuß unter dem Boden zu dem groben Sande führen, von dem die arbeitenden Termiten die feinen Theile aussuchen, und sie

in ihrem Munde zu Mörtel verarbeiten, der eben der feste Thon oder Stein wird, woraus ihre Hügel und Gemächer, die Eierzellen ausgenommen, zusammengesetzt sind. Andere Gallerien steigen in die Höhe, führen horizontal nach jeder Seite, oder laufen wohl drei hundert und mehrere Fuß unter der Erde fort. Der letzteren bedienen sie sich insonderheit, ihrer Nahrung nachzugehen.

Ihre Magazine sind Kammern von Thon, und zu allen Zeiten mit Lebensmitteln versehen. Diese bestehen hauptsächlich aus Harzen und verdickten Pflanzensäften, welche die Termiten aus dem Holze und Pflanzen, die sie zernagen, selbst zubereiten, und in kleinen und regelmäßigen Stücken aufbewahren. Von diesen Stücken gleichen einige dem Zucker um eingemachte Früchte; andere sind den Harztropfen ähnlich, indem eins durchsichtig, ein anderes wie Bernstein, und ein drittes braun, und ein viertes ganz undurchsichtig ist.

Die Magazine sind immer mit den Eierzellen untermischt. Diese sind aber blos aus Holzmaterialien, die mit Harz zusammengekittet sind, aufgeführt. Sie sind äußerst dicht, und kaum einen halben Zoll breit. Man findet ihre Wände mit einer Art von Schimmel oder Schwamm besetzt, der wahrscheinlich zur Nahrung der Jungen dient. Die Eierzellen sind übrigens weit größer als die Magazine, anfänglich zwar nur wie etwa eine Haselnuß, aber sie werden nachher erweitert, so daß sie oft so groß werden, wie der Kopf eines Kindes.

Hauet man mit einer Axt oder einem andern Werkzeuge eine Oefnung in einen Hügel; so ist der erste Gegenstand, welcher Aufmerksamkeit verdient, das Betragen der Soldaten. So bald der Schlag geschehen ist, kömmt ein Soldat heraus, geht um das Loch herum, und scheint die Beschaffenheit des Feindes oder die Ursache des Angriffs zu untersuchen. Dann geht er zu dem Hügel, giebt ein Zeichen, und in kurzer Zeit stürzen große Korps, so schnell als es die Oefnung erlaubt, heraus. Die Wuth, welche diese streitenden Insekten verrathen, ist schwer zu schildern. In ihrem Eifer den Feind zurückzutreiben, stürzen sie oft von den Seiten des Hügels herab; zugleich sind sie äußerst schnell, und beißen alles, was ihnen vorkommt. Dies Beißen, verbunden mit dem Schlagen ihrer Zange auf das Gebäude, verursacht ein zitterndes Geräusch, das etwas heller und lebhafter ist, als das Picken einer Taschenuhr, und in einer Entfernung von drei bis vier Fuß gehört werden kann. Während des Angriffs sind sie in der heftigsten Bewegung und Unruhe. Wenn sie irgend einen Theil des menschlichen Körpers erreichen, so machen sie sogleich eine Wunde, die so viel Blut von sich giebt, als sie selbst schwer sind. Greifen sie das Bein des Menschen an; so dehnt sich der Blutfleck auf dem Strumpfe weiter als einen Zoll aus. Ihre krummen Kinnladen treffen beim ersten Bisse gleich auf einander; sie halten unabläßig fest, und lassen sich lieber Stück für Stück zerreißen, als daß sie den geringsten Versuch zur Flucht machen sollten. Ist aber jemand außer ih-

rem Erreichungskreise und beunruhiget sie nicht weiter, so ziehen sie sich in weniger als einer halben Stunde in ihr Nest zurück, als wenn sie voraussetzten, der Feind, der ihre Burg angriff, sey geflohen. Die Soldaten sind noch nicht einmal alle hinein, so setzen sich schon alle arbeitende Insekten in Bewegung, eilen nach dem beschädigten Theile hin, und jedes von ihnen hat eine Quantität zubereiteten Mörtel im Munde. Diesen Mörtel kleben sie, so bald sie ankommen, auf die Bresche, und führen ihre Arbeit mit einer solchen Eil und Leichtigkeit aus, daß sie, ungeachtet ihrer ungeheuren Anzahl, einander doch nie aufhalten oder hindern. Während dieser scheinbaren Unruhe und Verwirrung wird der Zuschauer sehr angenehm überrascht, wenn er nach und nach eine regelmäßige Mauer entstehen und den Riß ausgefüllt sieht.

Unterdeß daß die Arbeiter hiermit beschäftiget sind, bleiben fast alle Soldaten inwendig, außer daß unter sechshundert bis tausend Arbeitern hin und wieder einer umhergeht, der aber nie den Mörtel berührt. Ein Soldat nimmt indeß seinen Posten immer dicht an der Mauer, welche die Arbeiter aufbauen. Er drehet sich gemächlich nach allen Seiten, und in einer Zeit von ein paar Minuten hebt er seinen Kopf in die Höhe, schlägt mit seiner Zange auf das Gebäude, und macht das vorhin erwähnte zitternde Geräusch. Ein lautes Gezisch erfolgt sogleich aus der innern Seite der Kuppel und allen unterirdischen Hölen und Durchgängen, und es

wird nach jedem solcher Zeichen mit doppelter Eile und Thätigkeit gearbeitet.

Ein neuer Angrif verändert indeß sogleich die Scene. Sobald ein Schlag geschieht, laufen die Arbeiter mit der größten Schnelligkeit in die vielen Röhren und Gallerien, womit das Gebäude durchlöchert ist. In wenig Sekunden sind sie alle verschwunden, und die Soldaten stürzen eben so zahlreich und rachgierig, wie zuvor, heraus. Finden sie keinen Feind, so kehren sie gewöhnlich wieder in den Hügel zurück, und bald nachher erscheinen die Arbeiter eben so beladen, eben so thätig und eifrig wie vorher, mit einigen Soldaten hie und da unter ihnen, die wieder dasselbe Geschäft haben, daß einer oder der andere von ihnen das Zeichen giebt, die Arbeit zu beschleunigen. Auf diese Art kann man sie, so oft man will, zum Streiten oder Arbeiten heraus kommen sehen, und man wird gewiß immer finden, daß die eine Klasse sich nie darauf einläßt, zu fechten, oder die andere zu arbeiten, wie groß auch die Noth seyn mag.

Die Tapferkeit und hartnäckige Gegenwehr dieser Thiere macht es äußerst schwer, ihren innern Bau genau zu beobachten. Ihre Soldaten fechten bis aufs äußerste, und vertheidigen jeden Zoll des Bodens so gut, daß kein Mensch, ohne viel Blut zu verlieren und sich den empfindlichsten Schmerzen auszusetzen, ihnen nahe kommen kann. Auch läßt ein Gebäude sich nicht

leicht in eine solche Lage bringen, daß man seine innern Theile ohne Störung betrachten könnte. Denn unterdeß, daß die Soldaten die Außenwerke vertheidigen, verrammeln die Arbeiter alle Wege, und verstopfen die vielen Gallerien und Durchgänge, die zu den verschiedenen Zellen, und besonders zu der königlichen führen. Sie füllen nämlich die Eingänge zur königlichen Zelle so künstlich an, daß sie von außen wie ein bloßer Thonklumpen aussieht, und sie kann durch nichts als durch die Schaaren von Arbeitern und Soldaten, die um sie herum beschäftiget sind, erkannt werden. Nimmt man dennoch die königliche Zelle heraus; so entsteht ein Leben und eine unglaubliche Thätigkeit unter den mehreren hundert Dienern, die sich gewöhnlich in dem Hauptgemache neben dem königlichen Paare befinden. Alle laufen mit äußerster Bekümmerniß um den König und die Königin, füttern sie, sorgen für die Eier und vertheidigen sie aufs äußerste. So wunderbar wirken die Instinkte dieser Thiere.

Ich könnte noch viel mehrere gesellige Thiere erwähnen, die gleiche oder ähnliche Geschicklichkeiten dieser Art besitzen. Unter den Raupen insonderheit giebt es mehrere, die zur Erhaltung ihrer eignen Wohlfahrt sich in Gesellschaft anbauen und sich künstliche Wohnungen verfertigen. Die dunkelbraunen Raupen (Phalaena bombyx Chrysorrhoea), die Processionsraupen und mehrere andere gehören hierher. Die letzteren leben auf den Eichen. Jede ihrer Gesellschaft besteht wohl

aus sechs bis achthundert Gliedern. Anfangs machen sie sich kleine Zelte neben einander; wenn sie aber größer werden, machen sie sich im Anfange des Junius eine beständige Wohnung, worin sie sich auch verpuppen. Beim Ausgehen, welches nur des Abends geschieht, führt eine Raupe den Trupp, ihr folgen mehrere erst einzeln, dann zwei, darauf drei und dann mehrere in einem Gliede, bisweilen in einer ordentlichen arithmetischen Fortschreitung.

Die Insekten bis zur größten Vollkommenheit ihres Daseyns zu bringen, gebraucht die Natur die Verpuppung, ein Zustand des Schlafs, in welchem die Hauptveränderung ihres Lebens vorgeht. Ich rede hier nicht von den merkwürdigen physischen Veränderungen, welche das Thier hier erleidet. Aber die Instinkte und Geschicklichkeiten, wodurch es sich auf diesen Zustand vorbereitet und anzuschicken weiß, kann ich nicht ganz mit Stillschweigen übergehen, da hierin eine der künstlichsten Veranstaltungen liegt, diesen Thieren ihr vollkommnes Daseyn zu verschaffen.

Alle Insekten werfen, ehe sie in den Zustand der Verpuppung übergehen, ein bis zweimal ihre Haut ab, un wissen sie durch die geschicktesten Bewegungen abzustreifen. Denn diese Haut behält noch, nachdem sie abgeworfen ist, besonders bei den Raupen, in dem Kopfe, den Zähnen, den Beinen, der Farbe, den Haaren u. s. w. so ganz die Gestalt des Insekts, daß man sie leicht

mit

mit dem Thiere selbst verwechseln kann. Einen oder zwei Tage vorher, ehe diese Veränderung vor sich geht, nehmen die Raupen kein Futter; sie verlieren ihre vorige Thätigkeit, befestigen sich an einem besonderen Orte, und biegen ihren Körper in verschiedene Richtungen, bis sie zuletzt aus der alten Haut schlüpfen, und sie hinter sich zurück lassen. Wenn nun die Zeit herannahet, wo sie in den Puppenzustand übergehen sollen, leeren sie einige Tage vorher aus der innern Röhre den Unrath, der ihren Magen und ihre Eingeweide anfüllte, aus. Sie verlassen gemeiniglich den Ort ihrer vollen Weide, und suchen sich einen geheimen verborgenen Winkel oder sonst einen schicklichen Ort und bequeme Lage, wo sie die Zeit ihrer Verwandlung mit Sicherheit abwarten können. Einige, als der Seidenwurm und viele andere spinnen um ihren Körper Seidengewebe oder Hülsen, welche die thierische Gestalt ganz verstecken, und bei verschiedenen Raupen verschiedene Formen haben. Andere verbergen sich in kleinen Zellen, die sie in die Erde machen. Der ratzenschwänzige Wurm verläßt bei der Herannahung seiner Verwandlung das Wasser, und verbirgt sich unter der Erde, verpuppt sich hier, und geht als geflügeltes Insekt in die Luft. Einige Raupen bedecken, wenn sie im Begriffe sind, sich in Puppen zu verwandeln, ihren Körper mit einer Mischung von Erde und Seide, und verbergen sich in einem lockern Boden. Andere überziehen sich mit einer seidenen oder leimichten Materie, die sie aus ihrem Munde ziehen, ohne sie in Fäden zu spinnen.

Noch andere verbergen sich in den Oefnungen der Mauren oder verdorrter Bäume. Wieder andere hängen sich an die Zweige der Bäume oder an andere erhabene Körper, so daß ihr Kopf zu unterst kommt. Einige heften sich an die Mauern, mit dem Kopfe höher als mit dem Körper, aber in verschiedenen Richtungen; und andere wählen eine horizontale Lage. Einige befestigen sich durch einen Leim, und spinnen ein Seil rund um die Mitte des Körpers, um das Fallen zu verhüten. Diejenigen, welche sich von Bäumen nähren, heften sich weislich an die Zweige, nicht an der Blätter, weil diese weniger dauerhaft und mehreren Zufällen unterworfen sind. Eine Gattung, der sogenannte Sackträger, leimt mit vieler Geschicklichkeit Täfelchen von Baumrinde an einander, und bereitet daraus eine Tute, sich darin zu verpuppen. Die Frühlingsfliege verschließt ihr künstliches Steinhaus (S. 257.) an den Enden, um sich darin ruhig zu verwandeln. Jede Art befolgt immer eine und eben dieselben Gesetze; immer kommt an den Puppen einerlei Farbe, einerlei Gestalt, einerlei Häkchen u. s. w. zum Vorschein, und doch ist dieses alles bei jeder Art wieder anders. Bei einigen wird die Gestalt wenig, bei andern viel verändert. Die Verwandlung einiger, wie der Wanzen, Cicaden u. s. w., besteht blos darin, daß sie Flügel bekommt. Die Spinnenfliege scheint alle Verwandlungen schon im Leibe der Mutter zu erfahren. Denn sie kömmt sogleich als Fliege aus ihrer ersten Hülle hervor.

Noch ein merkwürdiger Umstand ist, daß jedes

Thier seine Puppenschale so einrichtet, wie für ihre künftige Gestalt nöthig ist, und diejenige Stellung nimmt, wodurch ihm das Auskriechen möglich wird. Schneidet man das Gespinst eines Seidenwurms der Länge nach auf, und legt die Puppe verkehrt, und nähet dann die Oefnung sauber wieder zu; so kann der Schmetterling mit seinem Kopfe an dem andern Ende nicht durchdringen, und er muß sterben. Daß einige sich vergrabende Insekten, wie die Dämmerungsschmetterlinge, an allen Wänden glatt und eben machen oder wohl gar tapezieren, steht in einem genauen Zusammenhange mit dem Zwecke, künftig zu leben. Denn bricht man in ihre Ruhestätte ein, und läßt einige Körnchen Sand oder Erde hineinfallen; so wird der Papilion dadurch verunstaltet und verkrüppelt. Der Wurm, woraus der männliche Hirschkäfer entsteht, bauet sich vor seiner Verpuppung eine unterirdische Höle, die noch einmal so lang ist, als er selber, so daß die Hälfte der Höle ledig zu bleiben scheint. Allein es bildet sich bei seiner Verwandlung in einen Käfer, ein langes Horn, das er in dem leeren Raume ausstrecken und hart lassen werden muß, und die Größe seiner Wohnung ist also auf seinen künftigen Zustand wohl berechnet. So ist es auch mit der Einrichtung der übrigen Gebäude beschaffen. Manche haben einen Saft bei sich, den sie nach abgestreifter Puppenhaut von sich lassen, und wodurch sie die Stelle erweichen, wo sie durchdringen wollen. Das Puppengehäuse des Pfauschmetterlings (Ph. Attacus Pavonia) gleicht einer runden Flasche mit einem

kurzen Halse. Innerhalb des Halses endiget sich der Bauch der Flasche in einen Kreis elastischer kegelförmig zusammengestellter Fäden so daß der Eingang von außen ohne besondere Gewalt nicht möglich, der Ausgang aber sehr leicht ist. Die Raupe eines andern Schmetterlings (Phalaena bombyx lanestris) macht ein Gehäuse mit einem runden Deckel, das sie hernach leicht abstoßen kann. Ein ähnliches Kunststück sehen wir an einem Kornräupchen, welches die ganze Zeit bis zu seiner Verwandlung in einem Gerstenkorne lebt. Dieses Thierchen nagt, ehe es sich darin bespinnt, einen kleinen runden Deckel aus der harten Schale des Korns, so daß derselbe nur noch mit einer dünnen Faser anhängt, und auf seiner Stelle gehalten wird, da ihn denn nachmals der ausschlupfende Schmetterling, dem es an Zähnen gebricht, sich durchzufressen, nur herauszustoßen braucht.

Diesen unzähligen Anstalten der Sorgfalt und Vorsicht, welche die Natur für das Leben und die Sicherheit jedes einzelnen Thierchens getroffen hat, ungeachtet, ist es doch ihrem Zwecke gemäß, daß Tausende und Millionen auf die verschiedenste Weise umkommen. Dagegen ist mit weit größerem Ernste für die Fortpflanzung und Erhaltung der Gattungen, als für das Leben der Individuen gesorgt worden. Erstlich hat jedes Insekt einen Trieb, seine Eier jedesmal an einen Ort zu legen, wo die ausgekrochenen Jungen die für sie schickliche Nahrung gleich finden, oder am bequemsten leben

können, und hat zugleich von der Natur die Geschicklichkeit empfangen, dieses zu thun. Ich habe schon oben erwähnt, wie geschickt viele Insekten ihre künftigen Jungen eine Wohnung zubereiten, und sie mit Nahrungsmitteln versehen. Viele scheinen sich ihre ganze Lebenszeit mit nichts andern zu beschäftigen, als nur mit Zubereitungen für ihre Nachkommenschaft. Aber auch diejenigen Thiere, welche sonst nichts für ihre Jungen thun, legen doch ihre Eier an einen Ort, wo für ihren Unterhalt gesorgt ist. Das Weibchen des Ephemeron läßt in den wenig Stunden, die es lebt, seine Eier auf das Wasser fallen, und das Männchen befruchtet sie auch in dieser Zeit. Die Eier sinken hierauf unter, und es kommen dann kleine Würmer heraus, die sich kleine Gehäuse in Thon bauen, und sich davon nähren. Die Gallwespen (Cynips) bohren in die Blätter der jungen Zweige der Eichen und andere Gewächse Löcher, um ihre Eier hineinzulegen, wo die Maden nachher ihre Nahrung finden. Der Raupentödter oder die Schlupfwespe (ichneumon) legt ihre Eier bald in lebendige Raupen, deren Puppe hernach von den ausgekrochenen Würmern der Schlupfwespe verzehrt wird; bald in die Zellen der Mauerbienen, wo ihre Jungen nicht nur den ganzen Vorrath der Bienen, sondern auch deren Nachkommenschaft verzehren. Die Florfliege (Hemerobius) und der Sonnenkäfer (Coccinella) legen ihre Eier auf Pflanzen, welche von Blattläusen besucht werden, die ihren Jungen zur Nahrung dienen. Die Mistkäfer machen Kugeln von Mist, legen

ihre Eier in diese und verscharren sie. Die Mücken, Libellen und andere Insekten wagen sich mit Lebensgefahr an dasjenige Element, worin ihre Jungen ihr Leben anfangen müssen. Der pechfarbige Wasserkäfer der sich im Wasser aufhält, bereitet für seine Eier ein schwimmendes Nest, damit die Larven sogleich in ihr Element kommen können. Der Todtengräber (silpha vespillo) begräbt todte Thiere, z. B. Maulwürfe, um die Eier hinein legen zu können. Die Sandwespe (sphex) vergräbt Spinnen und Raupen, die sie mehrentheils lahm beißt, damit sie den künftigen Larven zur Nahrung dienen. Sie wühlt auch Löcher in Bäumen und Wänden, wohin sie Insekten zusammenträgt, und hernach die Oefnung mit einem Stöpsel von Sägespänen verschließt; oder sie bezieht die Löcher inwendig mit Thon, bringt eine Spinne hinein, legt ein Ei dazu, und verkleistert das Loch. Der Bienenfresser (Attelabus apiarius) bringt seine Eier in die Zellen der Honigbienen, um seinen Jungen die Bienenlarven zur Nahrung zu verschaffen. Einige Insekten fliegen den vierfüßigen Thieren nach, um ihre Eier in deren Körper irgendwo anzubringen, wie die verschiedenen Arten der Bremsen, welche ihre Eier in die Nasenlöcher oder unter die Haut der Pferde, Ochsen, Hirsche, Rennthiere und Schafe schieben, und dadurch diesen Thieren so lästig werden.

Aber nicht nur den bequemsten Ort, auch die beste Jahrszeit wissen sie zu wählen, wo es gewiß ist, daß

nach dem Laufe der Natur, Nahrung für ihre Jungen sich findet, und ist die Brut nicht geschickt, ihr Futter von selbst zu finden; so haben die Eltern einen Instinkt, den Jungen entweder so viel Nahrung, als sie nöthig haben, zuzutragen, oder sie selbst zu füttern.

So hat also die Natur auf alle mögliche Art durch die Instinkte der Insekten für die Erhaltung ihrer Arten gesorgt. Aber die große Fruchtbarkeit dieser Thiere ist ein anderes Mittel, ihr Geschlecht vor den feindseligen Angriffen des Zufalles zu bewahren, und selbst die Raubsucht der Thiere ist so weit eingeschränkt, daß sie keine Gattung ganz aufzureiben im Stande ist.

An den Vögeln und an den Säugthieren findet der menschliche Verstand eben so viel Stoff zur Bewunderung, eben die Zweckmäßigkeit des organischen Baues, eben so künstliche Instinkte, die hier noch dazu durch Willkühr sich richten und abändern lassen. Alles ist hier eben so, wie bei den vorher betrachteten Thierarten, auf die Erhaltung und Sicherheit der Individuen und der Gattungen angelegt.

Die Kunst des Körperbaues entfaltet sich hier noch mehr vor unsern Augen, die Theile werden wegen ihrer Größe deutlicher unterschieden, wir sehen den Zweck eines jeden einzelnen Bestandtheils, die Beziehung der Mittel auf ihre Zwecke mehr ein, da die Kräfte hier mehr im Großen wirken, und daher unsern Sinnen an-

schaulicher werden. Es würde uns zu weit führen, wenn wir uns auf eine genaue Betrachtung des innern Baues der Körper dieser Thiere einlassen wollten, ob sie gleich ein vortreffliches Mittel seyn würde, unsre Vorstellung von der großen Kunst und Weisheit der natürlichen Einrichtungen zu erweitern. Das Triebwerk des Blutumlaufs, das Geschäft der Verdauung und Ernährung, das wohlthätige Athemholen; Was für künstliche ähnliche und zugleich verschiedene Anstalten hat die Natur zu diesen wichtigen Zwecken zu treffen gewußt! Wie sehr muß einen aufmerksamen Beobachter das Muskel- und Nervensystem, deren Bau und verschiedene Kräfte beschäftigen! — Doch wir wollen dieses alles vorüber gehen. Jedes Thier verdient sein eignes Studium. Nur das, was die Anschauung der äußeren Gestalt dieser verschiedenen Thiere zu denken giebt, wollen wir kürzlich berühren.

Der ganze Bau der Vögel ist bei den meisten zum Fliegen bequem eingerichtet. Die Gestalt des Körpers, die Feinheit der Gelenke, die Leichtigkeit der Knochen. Alles stimmt zu diesem Zwecke zusammen. Der Kopf insbesondere, ist bei allen ziemlich klein, meistens eirund von Gestalt, wie es zum Durchschneiden der Luft nöthig war. Ihr Hals ist im Verhältniß des Körpers lang und zugleich gelenkicht. Dadurch kann der Vögel den Schwerpunkt seines Körpers im Fluge zwischen die Flügel bringen. Das Hauptwerkzeug zum Fliegen sind aber die Flügel selbst. Sie sind an mehrere sehr harte

und feste Knochen befestiget, die aber dadurch sehr leicht werden, daß die größeren hohl sind. Einige Vögel haben an den Flügeln auch Stacheln als Vertheidigungsmittel. Die Flügel sind aber sehr verschieden, nach den verschiedenen Bedürfnissen der Vögel eingerichtet. Diejenigen, welche viel fliegen, haben lange Flügel, wie die Schwalben und Albatrassen (Diomedea exulans). Diese letzteren halten sich auf den südlichen Weltmeeren auf, sind an Größe etwa einer Gans gleich und bespannen mit ihren Flügeln wohl zehn und mehr Fuß. Sie entfernen sich einige hundert deutsche Meilen vom Lande, fliegen aber nicht hoch über der Meeresfläche, da sie sich größtentheils von fliegenden Fischen nähren. Noch längere Flügel hat aber der Fregattenvogel (vultur gryphus) aus denselben Gegenden, etwa so dick, wie ein Huhn, aber länger und mit ausgespannten Flügeln wohl neun bis vierzehn Fuß breit. Sein Flug ist sehr hoch und anhaltend. Er stößt mit Ungestüm auf die fliegenden Fische, und lenkt seinen Flug so, daß er längs der Wasserfläche hinfährt. Dagegen haben Hühner und andere Vögel, welche sich seltener von der Erde erheben sollen, nur kürzere Flügel. Der Strauß, der größte aus dem Vogelgeschlechte, hat verhältnißmäßig die kürzesten unter allen, weil er sich damit nur in seinem schnellen Laufe helfen soll. Manche Wasservögel können sich mit ihren Flügeln kaum aus dem Wasser erheben, und scheinen sie nur zum Rudern zu haben.

Die Kunst, welche der Vogel zum Fliegen anwenden muß, ist außerordentlich, und ob ihn gleich sein mechanischer Bau unterstützt; so reicht er doch lange nicht hin. Um aufzufliegen, sich in die Höhe zu erheben, sich schwebend zu erhalten wieder herabzuschießen; zu allen diesen verschiedenen Bewegungen muß er seine Kräfte bald anstrengen, bald mäßigen, bald muß er diese, bald eine andere Stellung des Körpers annehmen; und alle diese Künste, hat ihm die Natur durch natürliche Triebe beigebracht. Manche Vögel können so schnell fliegen, daß sie in einer Stunde einen Weg von zwölf deutschen Meilen zurücklegen können.

Auch die Schwanzfedern dienen dem Vogel ihm das Fliegen und die Bewegung seines Körpers zu erleichtern. Eine sehr verschiedene Einrichtung bei den Vögeln haben aber die Füße. Denn einige sind so gebauet, daß sie sowohl zum Gehen als zum Anschließen auf den Aesten, oder zum Anpacken des Raubes dienen können. Die Zehen der Schwimmvögel sind bei den mehresten durch eine Haut verbunden, und dienen ihnen zum Rudern; die Reiher, Kraniche, Flamingo's (Flammants) u. s. w., welche ihre Nahrung in Sümpfen suchen, haben lange Beine erhalten. Dem Zwecke der leichten Bewegung gemäß, ist auch insbesondere die ganze innere Struktur, besonders ihr Knochenbau eingerichtet.

Sehr verschiedene Gestalten hat bei den verschiedenen Gattungen der Schnabel. Er ist nach den verschie-

denen Bedürfnissen und Lebensarten der Vögel auch verschieden eingerichtet. Gewöhnlich sind beide Kiefern von gleicher Länge. Doch giebt es einige, wo der Unterkiefer länger ist, als der obere, wie bei dem Verkehrtschnabel (Rhynchops), der ihn dadurch zum Fischfangen sehr gut brauchen kann. An den Raubvögeln ist der Schnabel stark, der Oberkiefer nach unten gekrümmt, und hat mehr oder weniger Ecken an der Seite. Der Papagey hat einen ähnlichen Schnabel, wie die Raubvögel, gebraucht ihn aber nur um zu klettern oder sich anzuhängen. — Der Schnabel der Schwimmvögel ist mit einer zarten empfindlichen Haut bedeckt, zur Ausspürung ihrer Nahrung, die sie oft im Schlamme oder trüben Wasser suchen müssen. Die Papageytaucher (alca) haben einen sehr starken Schnabel, womit sie das Eis aufbrechen und ihre Nahrung unter dem Eise suchen. Die Kraniche, Reiher, Störche u. s. w. haben sehr lange und spitzige Schnäbel, weil sie ihre Nahrung aus Wasser und Sümpfen holen müssen, und doch nicht schwimmen können. Die Schnepfe (platalea) hat in der Spitze ihres langen Schnabels eine Art von Gefühl, um in sumpfichten Gegenden ihre Nahrung suchen zu können. Die sich von Körnern, Kernen und andern harten Körpern nähren, haben einen sehr starken und festen Schnabel erhalten, der sehr mannichfaltige Einrichtungen hat. Der Pfefferfraß (toucan) hat einen langen großen Schnabel, womit er im südlichen Amerika die im Sande verscharrten Insekten, die größtentheils seine Nahrung ausmachen, aufsucht; er hat ei-

ne spitzige Zunge, die in viele feine Theilchen sich spaltet, und sehr empfindlich zu seyn scheint. Auch der Schlund und Hals der Vögel ist zu ihrer verschiedenen Nahrung verschiedentlich eingerichtet.

Der erste Trieb dieser Thiere ist ebenfalls auf ihre Nahrung und Sicherheit gerichtet. Aber jede Gattung von Vögeln hat ihre eigne Nahrung. Wenige Vögel fressen andere Vögel, nur die sogenannten Raubvögel, deren man vier Geschlechter und 231 Arten gezählt hat, und ein Paar kleine Sandvögel, das Rothkehlchen, und die Kohlmeise, sind andern Vögeln gefährlich. Desto mehrere nähren sich aber von den übrigen Thieren, insbesondere von Insekten und Fischen. Selbst diejenigen, die größtentheils aus dem Pflanzenreiche ihren Unterhalt ziehen, verschlucken nebenher häufig Gewürme und Insekten. Die größeren Raubvögel greifen alle Thiere an, die sie sich zu überwinden getrauen, Hasen, Schafe, Gemsen und selbst Kinder. Einige nähren sich von Fischen, Schlangen, Eidechsen, Schildkröten u. s. w., und wissen sich auf verschiedene Art dieser Thiere zu bemächtigen. Manche, wie die Geyer, gehen insbesondere todten Thierkörpern nach. Die Schärfe des Gesichts, die bei allen Vögeln, besonders aber bei den Raubvögeln, außerordentlich ist, hilft ihnen ihren Raub wohl am mehresten finden. Ein Hünergeier sieht von einer Höhe, in welcher man ihn nicht mehr wahrnehmen kann, ganz kleine Vögel. Auch die Eulen sehen wenigstens des Nachts sehr gut. Ihnen

scheint aber noch mehr ihr scharfes Gehör zu Hülfe zu kommen, wodurch sie das geringste Geräusch der kleineren Vögel und der Mäuse, denen sie auflauren, gewahr werden. In den mehresten Vögeln aber scheint der Instinkt, ein Ding als Nahrung zu sich zu nehmen, blos durch den Eindruck auf ihr Gesicht geweckt zu werden. Daher sie auch durch ähnliche Eindrücke leicht getäuscht werden können. Als ein Sekretär oder Serpentarius (falco serpentarius), den man gefangen hatte, die Eingeweide eines Schafs auf dem Schiffe liegen und sich bewegen sah, hielt er sie für Schlangen, trat mit seinen langen Füßen auf sie, um sie fest zu halten, und gebrauchte alle Kunstgriffe, die er bei Schlangen gebraucht, um sie nicht entschlüpfen zu lassen *). Daß gemalte Insekten und Früchte die Vögel, deren Nahrung sie ausmachen, leicht täuschen, ist eine bekannte Sache.

Alle wissen die Kräfte und Werkzeuge, welche sie von der Natur erhalten haben, zu dem Zwecke ihrer Erhaltung sehr geschickt anzuwenden. Die Adler- und Habichtarten bewegen sich bald schnell, bald langsam, und wissen genau, wenn sie mit Erfolg zufahren können. Die Raubvögel bemühen sich, alle in der Luft höher zu steigen, als ihre Beute, damit sie mit ihren Krallen heftig darauf herunter schießen können. Aber

*) S. Forsters Magazin von neuen Reisebeschreibungen. 12. B. S. 437.

die kleineren Vögel haben auch ihre Vertheidigungskünste. Läßt sich nämlich ein Habicht sehen; so verkriechen sie sich entweder in Oerter, wo dieser nicht gut hinkommen kann; oder sie vereinigen sich, und suchen ihn durch ihren unregelmäßigen Flug, mit dem sie um ihn herumflattern, zu verwirren, so daß er nicht im Stande ist, einen Gegenstand im Auge zu behalten, und oft, wenn er alle Kunst und Geschicklichkeit angewandt hat, sein Verfolgen aufgeben muß. Der Reiher vertheidiget sich gegen den Edelfalken (gentilis) auf eine sehr merkwürdige Art. So bald er den Falken kommen sieht, nimmt er zuerst die Flucht. Der Falke sucht erst über ihn zu kommen, um auf ihn loßschießen zu können. So bald ihn aber der Reiher über sich bemerkt, bleibt er in der Luft schweben, und hält seinen spitzen und scharfen Schnabel in die Höhe, und drehet und wendet ihn nach allen Seiten, wo der Falke auf ihn loßstürzen will. Dauert es ihm zu lange; so kehrt er sich in der Luft um, und parirt mit seinem Schnabel, auf dem Rücken schwimmend, die Anfälle des Falken aus, der sich fürchtet gespießt zu werden, und daher so lange lauert, bis ihm ein Versuch gelingt, vor dem Schnabel vorbei zu kommen. Oft aber spießt er sich auch wirklich. Dieser Reiher besitzt eine große Menge von Künsten, Sperlinge, Mäuse u. s. w. zu fangen, die er noch vermehrt, wenn er zahm gemacht ist. Adler und Raben kommen oft an Seeufer, um sich Nahrung zu suchen. Wenn sie nun die Schalen der Muscheln nicht aufbrechen können; so nehmen sie eine Muschel, oder einen andern Schalfisch

mit sich hoch in die Luft, und werfen ihn dann auf einen Felsen herunter, zerbrechen auf diese Art die Muschel und verzehren ihren Bewohner. Der Pelikan ist sehr geschickt im Fischfange. Er schlägt mit seinen sehr großen Flügeln das Wasser, so daß die Fische sich nicht zu retten wissen; oder es vereinigen sich mehrere und treiben die Fische zusammen. Die Meven jagen sich einander die Fische wieder ab, und der Struntjäger (Larus parasiticus) zwingt gar andere Meven, sie wieder aus ihrem Bauche herauszugeben. Ueberhaupt nähren sich viele Vögel, die sonst keine Wasservögel sind, dennoch von Fischen, wie der Meerrabe oder Cormoran *), der Königsfischer oder Eisvogel (Ispida) einige der vorhergenannten, und mehrere. Sie halten sich blos am Strande des Wassers auf, und wenn die Fische in großen Heeren streichen, welches sie von weiten sehen können; so verfolgen sie solche, schweben über ihnen, bis sie ihre Zeit wahrnehmen, schnell ins Wasser fahren und einen Fisch heraus holen. Wenn der Meerrabe einen Fisch am Schwanze oder an der Seite gefaßt hat; so weiß er ihn so geschickt in die Luft zu werfen und zu fangen, daß er des Fisches Kopf zuerst mit dem Schnabel faßt, damit er ihn, ohne sich an den Stacheln und

*) Man richtet diese Art Vögel in China u. s. w. zum Fischfangen ab, indem man ihnen einen Ring um den Hals legt, so daß die verschluckten Fische oberhalb des Kropfes stecken bleiben, und dem Vogel wieder abgenommen werden.

Schuppen des Fisches zu stechen, hinterschlucken kann. Eben diese Vorsicht hat auch Swammerdam an andern Wasservögeln bemerkt, denen man die Fische mit Fleiß verkehrt vorlegte, welche sie aber allezeit hurtig herumzudrehen wußten. — Der weißköpfige Adler kann für sich allein gar keine Fische fangen. Er lauert aber auf den Fischhabicht. Bemerkt er, daß dieser einen Fisch aus dem Wasser geholt hat; so schießt er auf ihn zu. Will nun der Habicht höher steigen; so schwebt er ihm immer über dem Kopfe, und droht auf ihn loßzustürzen, bis dieser den Fisch fallen läßt; dem dann der Adler im Fallen nacheilet und ihn mehrentheils noch in der Luft erhascht. Auch die zufälligen Gefahren lernen die Vögel kennen, und suchen Sicherheit gegen sie. Die Gefahr des Schusses kennen viele Vögel im Anfange nicht; und scheinen erst die Folgen an ihren Gefährten wahrzunehmen, und so Mittel dagegen zu lernen. Die Wasservögel taugen schnell unter Wasser, wenn auf sie geschossen wird, und kommen erst weit von dem Orte wieder hervor. Der graue Casuar mit einem Straußenschnabel, läuft, wenn er gejagt wird, im Zickzack, um den abgeschoßnen Pfeilen zu entgehen.

Die mehresten Vögel leben von Gewürmen und Insekten. Auch in diesen trift man sehr wunderbare Geschicklichkeiten an, ihre Nahrung zu finden. Der Ochsenhacker am Senegall (buphaga africana) sucht die Larven der Bremsen unter der Haut des Rindviehes hervor. Der Specht lebt von Ameisen und andern kleinen

nen Insekten. Er hat hierzu von der Natur eine sehr lange höchst elastische und fadenförmige Zunge nebst einem starken Schnabel erhalten. Mit letzterem hackt er, wo es nöthig ist, ein Loch in die Rinde der Bäume, und sucht die Oefnungen, in welchen Insekten sitzen. In diese läßt er seine lange Zunge hineinschießen, und wenn er merkt, daß Insekten da sind, so behält er sie so lange drinn, bis sich mehrere angehängt haben, wo er sie dann heraus zieht, und seine Beute verzehrt. Der Neuntödter (lanius collurio) überfällt kleine Vögel hinterlistig, und sammelt für seine Jungen Insekten, die er, um sie aufzubewahren, auf dornichte Gebüsche spießt. Der Holzhäher verscharrt Eicheln und Nüsse zum Vorrath. Der Nußhäher hackt sich ein Loch in einen Baum, um die Tannzapfen, woraus er die Krone holen will, darin zu befestigen. Und so giebt es noch unzählige merkwürdige Arten, wie die Natur diese Thiere antreibt, für sich selbst zu sorgen.

Unter andern bestimmt sie die Verschiedenheit der Nahrung und Lebensart, sich verschiedene Wohnorte zu suchen, und ihren Aufenthalt nach ihren Bedürfnissen zu verwechseln. Einige halten sich auf Seen und Teichen oder an den Flüssen auf, zum Theil selbst auf dem Weltmeere, wo selbst solche Vögel, die nicht schwimmen können, oft in sehr großen Entfernungen zuweilen auf 500 Meilen weit angetroffen werden, wie der Albatros, der die Größe eines Schwans hat, und alle Arten von Sturmvögeln; andere beleben die Wäl-

der, Felder, Gebirge, Klippen, Sumpfgegenden u. s. w. Viele Gattungen trift man fast in allen Weltgegenden an, manche aber halten sich an einen Erdstrich, wie die Tropikvögel, Fregattvögel u. s. w. Viele lassen sich in andere Gegenden versetzen, und werden daselbst einheimisch. Manche Gattungen lassen sich durch Kälte oder Mangel an Nahrung bestimmen, aus einer Gegend in die andere zu ziehen, und ihren Aufenthalt zu bestimmten Zeiten zu verwechseln. Die Kraniche unternehmen die weitesten Reisen, bis in das südliche Asien und nach Afrika. Sie fliegen sehr hoch, in Form eines gleichschenkligen Dreiecks, gemeiniglich bei Nacht. Der Anführer giebt oft ein Signal, welches der Haufen wiederholt. Sie lagern sich auf der Erde, und schlafen stehend auf einem Beine, indessen ihr Anführer wacht. Auch die Störche wandern sehr weit, bis nach Egypten und Afrika. Die Krammetsvögel (turdus pilaris), die Schneeammer (emberiza nivalis), die Lerche, die Schwalben, wilden Gänse, sind eben solche Zugvögel. In den Gegenden, wohin diese Zugvögel ihrer Nahrung wegen ziehen, nisten sie nicht. Zu gehöriger Zeit brechen sie wieder auf, ihr Nest in ihrem Geburtslande wieder zu beziehen, und sich zu begatten. Das Vorgefühl der künftigen Kälte und des bevorstehenden Mangels, das Wiederfinden der alten Wohnung, sind sehr wunderbare Erscheinungen.

Eben so wunderbar sind die Instinkte, welche die Vögel zur Fortpflanzung und zur Pflege ihrer Jungen

antreiben. Hier bemerken wir zuerst einen Trieb, sich zu begatten. Fast alle Vögel halten sich wenigstens während der Begattungszeit paarweise zusammen, doch haben auch bei mehreren Gattungen viele Weibchen nur ein Männchen. Die mehresten begatten sich im Frühlinge, das Hausgeflügel zu jeder Zeit, der Kreutzschnabel mitten im Winter. Die Saamen der Tannen und Fichten werden für den Kreutzschnabel schon im Winter reif, dagegen die Nahrung anderer Vögel erst im Frühling in Menge hervorkömmt. Das Hausgeflügel aber wird durch seinen Herrn aller Sorge für Unterhalt überhoben. Der Paarungstrieb ist bei den Vögeln sehr heftig. Bei vielen erweckt er Muth und Streitlust, bei mehreren entsteht zur Brunstzeit der Gesang, wodurch das Männchen seine Empfindungen zu erkennen giebt. Nach der Begattung entsteht bei den mehresten Arten in dem Weibchen ein Trieb, ein Nest zum Eierlegen und zum Bette für die künftigen Jungen zu machen. Bei denen, die paarweise leben, nimmt auch das Männchen am Nestbaue, so wie am Brüten und an Versorgung der Jungen Theil. Die Männchen, welche mehrere Weibchen haben, lassen aber das Weibchen allein sorgen. Es giebt aber auch Vögel, welche von Natur in Gesellschaft zusammen in einem Hause leben, und die sich ein großes Nest, das aus sehr vielen Zellen zusammengesetzt ist, bauen. Man findet in Pattersons Reisen, die Beschreibung eines solchen Nestes, aber noch genauer hat es Le Vaillant beschrie-

den *). Es besteht inwendig aus einem großen Kern aus Buschmännergras, dessen oberer Theil eine Art von Dach bildet, und die anhängenden Zellen beschützt, deren Le Vaillant an dem, welches er fand, dreihundert zählte. Einige wenden eine bewundernswürdige Kunst in dem Ausfüttern, in der Wahl der Materialien, und in der Zusammensetzung dieser Nester an; ingleichen in der Art, sie zweckmäßig zu befestigen, sie aufzuhängen, sie zu verbergen u. s. w. Manche machen sich blos ein Lager von Reisern oder Stroh. Manche suchen sich Löcher in den Bäumen, Mauern u. s. w. andere legen die Eier in den bloßen Sand, wie der Straus, der neben die zu bebrütenden Eier noch einige andere legt, die wahrscheinlich zur Nahrung der Jungen bestimmt sind. Der Kukuk legt seine Eier in fremde Nester, und läßt sie von fremden Vögeln ausbrüten. Die chinesische Felsenschwalbe bauet sich in Uferlöchern und Berghöhlen ein Nest, aus einem Stoffe, der vermuthlich aus Schleim- und Pflanzenthieren genommen ist, und das als ein Leckerbissen aufgesucht wird.

Auch den Ort für das Nest sucht jede Art nach ihrem Zwecke aus. Einige Papageyen, Kolibri's und andere hängen ihr Nest an die Enden schlanker und sehr biegsamer Zweige, um es vor den Nachstellungen der Affen, Schlangen u. s. w. zu sichern *). Ueberhaupt

*) S. letzter Th. seiner 2ten Reise S. 320.

**) Prevot in der Geschichte seiner Reisen erwähnt eines Vogels Kurbalos, der etwa so groß wie ein Sperling

pflegen alle Vögel, deren Junge das Nest nicht eher verlassen, als bis sie fliegen können, ihr Nest in der Höhe anzulegen, an der Erde hingegen diejenigen, deren Junge, so bald sie nur laufen können, aus dem Neste kriechen. Das schwarze Wasserhuhn (fulica atra) flechtet sich ein Nest von Binsen und Schilfblättern, und hängt es zwischen dem Rohre so auf, daß es mit dem Wasser steigt und fällt. Einige Taucher machen sich ein schwimmendes Nest. — Auch auf äußere Umstände nehmen die Vögel in ihrer Anlage Rücksicht. Die Vögel der heißen Weltgegenden und diejenigen, welche nur den Sommer in nördlichen Gegenden zubringen, pflegen sich nur ein leichtes Nest zu machen; dagegen solche, die ihre Jungen vor Kälte schützen müssen, allerhand wärmende Stoffe dazu wählen.

Die Zahl, Größe, Farbe und Gestalt der Eier ist sehr verschieden. Ueberhaupt aber legen die Vögel viel weniger Eier als die Fische und Insekten. Die Schottische Gans legt nur ein Ei, andere zwei, drei bis zwanzig. Der einzige Strauß soll funfzig bis sechszig legen *). Die Sorgfalt, welche sie auf ihre Jungen

ist und sehr bunte Farben hat, welcher am Ufer des Senegals zu Hause ist, und seine Nester zu Tausenden auf die dünnen Zweige eines Baumes bauet, der am Flusse wächst, und dadurch sein Nest den Angriffen der Schlangen und Affen ebenfalls entzieht, weil die Zweige diese größern Thiere nicht tragen.

*) Die Wilden, welche sehr begierig nach den Straußeiern sind, wissen die Strauße zu zwingen, viele Eier zu le-

verwenden müssen, würden sie gegen eine zahlreiche Brut nicht ausüben können: auch kann ihr Körper eine große Anzahl Eier nicht bebrüten.

Die Sorgfalt der Vögel für ihre Jungen beim Ausbrüten, beim Füttern, bei der Verwahrung vor Gefahr, und bei der Erziehung zu ihrer künftigen Lebensart, ist bewundernswerth. Das Ausbrüten ist eigentlich das Geschäft der Mutter, die durch einen besonderen Reitz dazu getrieben wird. Doch wird sie bei einigen Arten von den Männchen auf längere oder kürzere Zeit abgelöset. Wenn aber auch das Männchen nicht selbst brütet; so ist es doch beschäftiget, das Nest zu bewachen, und das brütende Weibchen zu beschützen, und dieses thun oft die kleinsten Vögel mit außerordentlichem Muthe und Tapferkeit. Der tirannische Würger (lanius tyrannus), ein kleiner aber sehr beherzter Raubvogel, treibt alle Vögel, so gar Falken und Adler, mit Hülfe mehrerer seines Gleichen aus der Nachbarschaft des Nestes, wo das Weibchen brütet. Die schüchternsten Vögel verlieren ihre Furcht, wenn

gen. Nämlich es brütet der Strauß nicht eher, bis er wenigstens 10 Eier vor sich sieht. Nun nehmen die Wilden immer einige davon, wo denn der Strauß so lange Eier zulegt, als er kann. Le Vaillant giebt zu, daß er auf diese Art wohl 50 Eier lege, daß aber in ein Nest oft weit mehr Eier gelegt werden, komme daher, daß zuweilen mehrere Strauße ihre Eier in ein Nest legten.

sie brüten. Den sonst sehr scheuen Fregattvogel muß man vom Neste herunterwerfen, wenn man zu seinen Eiern kommen will; die Heeringsmeve fliegt denen, welche ihre Eier rauben wollen, mit Ungestüm gegen den Kopf. Der Eifer der Henne im Brüten ist bekannt.

Sind die Jungen aus dem Ei gekrochen; so füttert sie die Mutter, anfänglich von den Ueberresten der Eier, die ihnen ihr Daseyn gaben, dann sucht sie auswärts etwas, was ihrem Körper angemessen ist. Die Tauben erweichen vorher die Körner, die sie den Jungen geben wollen, in ihrem Kropf. Der Pelikan trägt den Jungen das Essen und Trinken in seinem großen blutrothen Sacke zu. Viele Mütter sorgen auch für die Erziehung ihrer Kleinen. Die Störchin und die Pfauhenne übt sie im fliegen; die Ente führt die Jungen nach dem Wasser. So wie aber die kleinen Vögel sich selbst helfen können, verliert sich die Zärtlichkeit der Mutter, und sie stoßen sie wohl gar von sich. Viele, die bald nach ihrer Geburt im Stande sind, für sich fortzukommen, werden daher gar nicht von den Eltern gepflegt.

Betrachten wir die vierfüßigen und säugenden Thiere; so finden wir in ihnen gleiche Spuren von Weisheit. Hier leuchtet die Kunst in dem Baue ihres Körpers noch mehr in die Augen, da die Theile mehrentheils groß, genau unterschieden, und ihrer Wirkungsart nach, bekannter sind, als bei den übrigen Thie-

ren. Ob wir gleich bei ihnen nicht so viele künstliche, auf die Zukunft gerichtete Handlungen bemerken, als bei den Insekten; so scheint doch ihre Ueberlegungskraft und ihre Geschicklichkeit, sich mit ihren Handlungen nach zufälligen Umständen zu richten, in den mehresten viel größer zu seyn, als bei irgend einer andern Thierart, so daß man sich nicht enthalten kann, anzunehmen, daß das, was ihre Handlungen regiert, etwas seyn müsse, was mit dem menschlichen Verstande außerordentlich viel Aehnlichkeit hat.

Der erste Trieb, der sich in diesen Thieren offenbaret, ist ebenfalls der Trieb, sich zu nähren. Jede Art kennt die Mittel, welche zur Unterhaltung ihres Lebens dienen, aufs genaueste, und weiß sie zu finden und zu genießen. Den fleischfressenden Thieren hat die Natur, theils durch den Bau ihres Körpers, theils durch beigebrachte Kunstfertigkeiten ihr Geschäft erleichtert. Ihre Kinnbacken sind stark, ihre Fangzähne lang und scharf; viele haben Krallen, die sie nach Belieben herausstrecken und wieder einziehen können. Die mehresten sind behend und geschickt, und alle haben Kräfte, die Thiere zu bezwingen, die zu ihrer Nahrung bestimmt sind. Die Löwen, die Tiger, die Pantherthiere u. s. w. bemächtigen sich ihrer Beute größtentheils durch offenbare Gewalt, der Tiger bedient sich jedoch auch zuweilen der List. Den Füchsen und Katzen ist die List schon mehr eigen. Der Vielfraß ist nicht so schnell, als die Thiere, von denen er sich nährt. Er klettert

daher auf Bäume und lauert, bis Hirsche, Rehe oder Rennthiere vorbei kommen, wo er sich dann schnell herabstürzt und sie fängt. Er lockt auch wohl den Hirsch durch Moos, das er mit Fleiß unten an den Baum legt, damit dieser sich dabei stelle und er ihn so desto sicherer fangen könne. Viele Thiere haben einen langen Rüssel erhalten, um ihre Nahrung, meistens Gewürme und Insekten, Wurzeln u. s. w. unter der Erde zu suchen, wie der Coati (viverra nasua), die verschiedenen Ratten- und Mäusegeschlechter, der Igel, das Schwein u. s. w. Der Ameisbär weiß mit seinen scharfen Klauen die Ameisenhaufen umzustören, steckt sodann seine wohl sechszehn Zoll lange Zunge hinein, und wenn sie mit Ameisen bedeckt ist, zieht er sie an sich und verzehrt seinen Raub. Der Honigsucher (viverra mellifera) hat eine besondere Geschicklichkeit, den Honig zu finden: zu Mittag hält er die eine Pfote als Sonnenschirm vor die Augen, um den Flug der Bienen zu beobachten.

Der größte Theil der vierfüßigen Thiere lebt von den überall verbreiteten Vegetabilien, mehrere können von Fleisch und Pflanzen zugleich leben. Ohnerachtet nun die mehresten viele Kräuter ohne Unterschied verzehren; so fressen sie doch nicht leicht solche, die ihnen schädlich sind, und wissen sie genau zu unterscheiden *); viele

*) Nach Linnee essen Ochsen 276 Kräuter, 218 aber lassen sie stehen; Ziegen essen 449 Kräuter und 126 andere mögen sie nicht; Schafe finden 387 Kräuter eßbar, andere 141 berühren sie nicht; Pferde mögen 262 Kräuter,

verstehen es auch zu der Zeit, wenn sie krank sind, heilsame Kräuter als Arznei zu sich zu nehmen, und sich wieder zu heilen. Versagt die Natur den Thieren zu gewissen Jahreszeiten die Nahrung; so giebt es einige, welche sich auf die Wintermonate mit Vorrath versehen, wie die Feldmäuse und Hamster, und wie der geschwänzte Erdhase (Lepus alpinus), der sich das beste Gras abmähet, es trocknet, und kleine Haufen davon in der Nachbarschaft seiner Höle erbauet, zu welcher er sich im Winter einen hohlen Gang unter dem Schnee aus seiner Höle öfnet: einige haben die Geschicklichkeit, die Vorräthe anderer aufzusuchen; andere können ohne Nachtheil lange Zeit hindurch ohne Speise leben, wie der Wolf, der Bär, der Dachs; und andere verfallen während der Zeit des Mangels, in einem tiefen Schlaf, und erwachen erst wieder, wenn Nahrung für sie da ist, wie das Murmelthier (mus marmota) und mehrere Arten von Mäusen. Das Murmelthier schleppt sich kurz vor Winters ein Bündelchen Stroh in seine Höhle, stopft sodann die Oefnung seiner Höhle zu und schläft ein. So wissen alle für ihren Unterhalt zu sorgen. Unter den Amphibien können sehr viele sehr lange ohne frische Nahrungsmittel leben. Aber auch unter den In-

vor 212 andern haben sie einen Ekel; Schweine behelfen sich mit 72 Gewächsen; 171 achten sie nicht. Jedoch ist zu merken, daß die Noth die Thiere öfters zwingt, das zu fressen, was sie von Natur nicht erwählen würde.

sekten giebt es einige, welche sehr lange gleichsam von sich selbst zehren können. So hat Le Vaillant*) bemerkt, daß Spinnen sehr lange hungern können, und daß sie zuletzt andere Spinnen auffressen. Er hielt eine große Gartenspinne 10 volle Monate unter einer wohlverkitteten Glocke verschlossen, und bemerkte, daß nach und nach ihr Körper immer mehr abnahm, so daß er von der Größe einer Haselnuß, bis zu der Größe eines Nadelknopfs verschwand; sie behielt dabei aber immer ihre Munterkeit. Er brachte hierauf eine andere Spinne von gleicher Art und Größe, als die erste anfangs war, unter die Glocke. Es dauerte nicht lange; so griff die Hungrige den neuen Gast an, und setzte ihre Kämpfe so lange fort, bis jene unterlag, die sie denn nach und nach, nebst ihren eignen Beinen, die sie im Kampfe verloren hatte, verzehrte, und dadurch etwa in vier und zwanzig Stunden wieder so dick wurde, wie vorher.

Mehrere der vierfüßigen Thiere schützen sich auch durch Wohnungen und Höhlen, die sie entweder in der Natur aufsuchen oder sich selbst zubereiten. Einige der letzteren graben sich bloße Löcher in die Erde, andere bauen sich wirkliche Hütten oder Häuser, wie die Hamster, Maulwürfe und einige andere. Insonderheit gehören dahin die Biber, welche da, wo sie sich ungestört in Gesellschaft versammeln können, eine Art von Stadt erbauen, in welcher wohl dreihundert in der

*) Dessen Reise in das Innere von Afrika 2 B. S. 19.

größten Einigkeit zusammen leben, und die also wohl eine kurze Erwähnung verdienen. Sie führen ihr Gebäude am Wasser auf. Ist das Wasser flach und stillstehend wie ein See; so machen die Biber kein Ufer oder Damm. In Flüssen und Bächen aber, wo das Wasser dem Steigen und Fallen unterworfen ist, bauen sie einen Damm, der wie eine Schleuße queer durch den Fluß, von einer Seite bis zur andern geht, und achtzig bis hundert Fuß lang, und an der Grundfläche zehn bis zwölf Fuß breit ist. Der Theil des Flusses, wo sie diesen Damm aufführen, ist gewöhnlich nicht tief. Wenn sie an dem Ufer einen großen Baum finden, den sie in den Fluß hinein fallen lassen können; so fällen sie ihn, und legen damit den Hauptgrund zu ihrem Werke. Ein solcher Baum hat oft mehr als die Dicke eines Mannes. Sie zernagen ihn an dem Fuße mit ihren vier Schneidezähnen, und bringen es immer dahin, daß der Baum queer über den Fluß fällt. Hier schneiden sie die Zweige von dem Stamme ab, um ihn in eine horizontale Lage zu bringen. Diese Arbeiten geschehen durch die vereinte Betriebsamkeit der ganzen Gemeinde. Einige von ihnen laufen an dem Ufer des Flusses umher, und fällen kleinere Bäume, von der Dicke eines Mannsbeines. Diese schneiden sie zu einer gewissen Länge, bilden sie zu Pfählen, und ziehen sie zuerst zu Lande bis ans Ufer, dann durchs Wasser an den für sie bestimmten Ort. Hierauf sind einige beschäftiget, Löcher unter dem Wasser, mit ihren Pfoten zu graben, andere richten den Pfahl und senken ihn ein, andere flechten die Zwei-

ge durch die größeren Pfähle. Andere bringen Erde, die sie mit ihren Füßen anfeuchten, und mit ihrem Schwanze fest klopfen, und füllen dadurch nach und nach alle Zwischenräume des Pfahlwerks aus. Dieses Gebäude besteht aus verschiedenen Reihen Pfählen von gleicher Höhe, welche alle einander gegenüber gestellt sind, und sich von dem einen Ufer des Flusses zum andern erstrecken. Die Pfähle stehen gegen den Strom des Flusses senkrecht. Dagegen ist das ganze Werk abhängend, wo es den Druck des Wassers aushalten muß, so daß der Damm, welcher an der Grundfläche zehn oder zwölf Fuß Dicke hat, oben nur zwei oder drei Fuß behält. Er hat also nicht nur die nöthige Größe und Festigkeit, sondern auch die zuträglichste Figur, um das Wasser zu halten und zu hindern, daß es nicht durchdringe. Oben auf dem Damme machen die Biber zwei oder drei abhängende Oefnungen, um dadurch das darauf stehende Wasser zum Abfluß zu bringen. Diese erweitern oder verengern sie, je nachdem der Fluß steigt oder fällt; und wenn durch plötzliche Ueberschwemmung einige Brüche in dem Damme entstehen; so wissen sie dieselben sehr gut wieder auszubessern.

Ist dieser Damm fertig, woran die ganze Gemeinde arbeitet; so theilen sie sich in kleinere Gesellschaften, und bauen Hütten, nahe an dem Rande des Sees oder Flusses. Diese ruhen auf Pfählen und haben zwei Ausgänge, wovon der eine ins Wasser, der andere aufs feste Land führt. Diese Gebäude sind oval, und sind

von verschiedener Größe von vier bis zehn Fuß im Durchmesser. Einige davon bestehen aus drei oder vier Stockwerken. Die Mauern sind bis an zwei Fuß dick, und senkrecht auf Dielen oder ebenen Pfählen erbauet, welche ihren Häusern zum Grunde oder Fußboden dienen. Sie sind mit erstaunlicher Festigkeit gebauet, und inwendig so wohl als auswendig mit einer Art Gips verklebt, so daß sie für den stärksten Regen undurchdringlich sind, und den heftigsten Widerstand leisten. Zur Erbauung derselben bedienen sie sich verschiedener Materialien, als Holz, Steine und einer Art von sandiger Erde, welche vom Wasser nicht aufgelöset werden kann. Sie nehmen gewöhnlich das Holz von leichten und zarten Baumarten, als Ellern, Weiden u. s. w. die am Wasser wachsen. Die Rinde, welche sie abschälen, und die Späne, welche beim Abschneiden entstehen, dienen ihnen zugleich zur Nahrung, und sie sammeln große Vorräthe davon in ihre Magazine, deren in jeder Hütte eins angelegt ist.

Zuweilen friert die Oefnung nach dem Wasser von starken Eise zu. Dann wissen sie sich aber sehr geschickt eine Verbindung mit dem ungefrornen Wasser zu eröfnen. Sie versammeln sich im Anfange des Sommers, bringen den Julius und August mit dem Baue zu, sammeln sich im September Vorrath und verzehren ihn den Winter in vollkommener Einigkeit und Ruhe. Am Ende des Winters gebären die Weibchen, und die

Männer gehen aufs Land, indeß die Mütter die Jungen pflegen *).

Jedes vierfüßige Thier hat aber auch von der Natur Mittel zur Sicherheit, zum Schutze und zur Vertheidigung empfangen. Sie sind alle mit Häuten, Haaren oder Stacheln gegen die Zufälle der Witterung und äußere Verletzung gedeckt. Ihre Geschicklichkeit sich zu bewegen, dient ihnen nicht nur, sich einen sichern Ort und eine Stätte der Sicherheit zu suchen, sondern auch sich Lebensmittel zu holen, und ihren Feinden zu entfliehen, wenn ihre Stärke nicht zureicht, ihnen Widerstand zu leisten. Diese Kunst der Thiere, so verschiedene Bewegungen mit ihrem Körper vorzunehmen, zu gehen, zu klettern, zu springen, ist in der That außerordentlich bewundernswerth. Denn es gehört mehr dazu, als die bloßen Gliedmaßen. Die Regierung derselben ist es, die wir hauptsächlich bewundern müssen, die immer den Bedürfnissen gemäß, durch die Kunst der Thiere geleitet wird. Die vierfüßigen Thiere wissen so gleich ihre Füße zum Gehen zu gebrauchen. Ein Füllen kann sogleich die verschiedenen Bewegungen machen, die zum Schritt, Trab und Galop gehören. Alle vierfüßigen Thiere können auch zugleich schwimmen, ohne es je gelernt zu haben. Der Frosch versteht gleich

*) Es ist zu merken, daß die Biber nicht allenthalben einerlei bauen, und daß sie da, wo sie häufig gestört werden, ihre Kunst nicht in einer solchen Vollkommenheit zeigen.

von Jugend auf sein Hüpfen. Manche Frösche können so schnell und weit dadurch springen, daß sie die Vögel im Sitzen oder im Fluge erhaschen. Von dem Baumfrosche ist das besondere zu merken, daß er allemal, wohin er auch springt, hängen bleibt, und nie herunter fällt, wenn es auch ein glatter senkrechter Spiegel wäre. Er verrichtet dieses mit einem ölichten Balle, der an seinen Füßen ist, und den er augenblicklich, wenn er anspringt, in die Höhe zieht, und dadurch einen leeren Raum bildet, da denn der Fuß durch die äußere Luft angedrückt wird.

Einige vierfüßige Thiere, als Affen, klettern und springen nicht allein, sondern wissen sich auch durch einen Sprung von einem Baume durch die Luft, zu einem andern ziemlich entfernten zu werfen. Es giebt fliegende Katzen, Makis, Eichhörnchen, Eidechsen (draco volans), denen die Natur zu dergleichen Springen, ein Fell von den Vorderfüßen bis zu den Hinterfüßen gegeben hat. Dieses spannen sie aus, und bewegen es wie Flügel, so daß sie halb springend, halb flatternd, wohl funfzig Schritte von einem Baume zum andern kommen können. Das gemeine Eichhorn weiß, ohne dergleichen Flügel, so gar über das Wasser zu kommen, indem es sich bei stillem Wetter, einen Holzspan zum Schiffe wählt, sich darauf setzt, und es mit dem Drehen des Schwanzes nach einem gefälligen Orte steuert und rudert. Diejenigen Säugthiere, denen die kurzen Vorderfüße fast nur als Hände beim Fressen und zum

Eingra-

Eingraben, die langen Hinterbeine hingegen zum Sprunge dienen können, durch das Hüpfen so schnell entfliehen, daß die größeren derselben, wie das Kenguru von Neuholland (Didelphis saltatoria), kaum mit einem Pferde einzuholen sind. Den Gemsen und Steinböcken ist keine Felsenspitze zu hoch, keine Klippe zu schroff, die sie nicht besteigen, und von welcher sie nicht die verwegensten Sprünge auf andere in den Abgrund hängende Spitzen thun. Und diese Thiere haben das genaueste Augenmaaß, und springen nie zu weit. Einen tiefen Sprung theilen sie in gewisse Absätze, und ihre Hörner gebrauchen sie zum Abstoßen. Wollen die Steinböcke sich in in eine außerordentliche Tiefe stürzen; so stecken sie den Kopf zwischen die Beine, und lassen so den ganzen Körper ohne Schaden auf die Hörner fallen. — Die Kunstgriffe, welche Hasen, Hirsche, Rehe u. s. w. im Laufe anwenden, um ihre Verfolger zu täuschen, sind jedermann bekannt.

Ist den Thieren die Geschwindigkeit der Bewegung versagt; so haben sie doch andere Mittel erhalten, sich vor dem Anfalle ihrer Feinde zu schützen. Einige, wie der Armadillo, das Schuppenthier (Manis), der Stacheligel und andere, haben eine Art von Panzer, in welchen sie sich wickeln, und den Angriff ihrer Feinde eine Zeitlang abhalten können; auch verstehen sie es, sich in die Erde zu scharren, und der Armadill verbirgt wenigstens seine schwächeren Theile in Baum-, Erd- und Felshölen, und vereitelt dadurch oft den Angriff.

Andere, wie die Stinkthiere in Amerika, haben einen häßlich riechenden Saft erhalten, welchen sie, den sie verfolgenden Menschen oder Hunden entgegen spritzen, und der einen so fürchterlichen Eindruck auf die Verfolger macht, daß sie beinahe daran ersticken. Mehrere Thiere vereinigen sich, so bald sie ein stärkerer Feind angreift, und treiben ihn mit gemeinschaftlichen Kräften zurück. Jedes Thier weiß seine Stärke zu schätzen, und kennt die Waffen, welche es am vortheilhaftesten gegen seinen Feind gebrauchen kann. Der Hund weiset seine Zähne, die Katze ihre Krallen; das Pferd schlägt mit dem Huf; der Ochse gebraucht seine Hörner. Kurz jedes Thier weiß den Gebrauch seiner Vertheidigungsmittel schon von Natur.

Zur Fortpflanzung und Erhaltung ihrer Art werden die säugenden Thiere eben so durch Instinkte, wie alle andern, angetrieben. Sie fühlen zu bestimmten Jahreszeiten einen Trieb zur Begattung, suchen das von ihnen verschiedene Geschlecht auf, und wissen sich mit ihm zu vereinigen. Die Jungen kommen gleich mit der Fertigkeit, die Brüste der Mütter zu suchen und daran zu saugen, auf die Welt. Es dauert aber bei den meisten nicht lange, so wissen sie, wie die Alten, sich selbst ihr Futter zu verschaffen. Die Mütter schützen ihre Jungen mit der größten Zärtlichkeit, und ihr Muth und ihre Stärke wächst zu dieser Zeit außerordentlich, so daß die schwächsten Thiere oft weit stärkere Feinde zurück treiben können, als sie sonst zu thun vermögen. Sie lecken die Wunden der Jungen, tra-

gen sie weite Strecken mit der größten Anstrengung fort, wenn sie in Gefahr kommen, und setzen viel lieber sich dem Verderben aus, als daß sie ihre Jungen denselben überlassen sollten.

In diesen Einrichtungen des Thierreichs, wovon ich hier nur eine kurze Uebersicht gegeben habe, liegt eine Quelle von unaufhörlicher Bewunderung. Jede erneuerte Betrachtung läßt uns etwas Neues finden, das eben so großes Erstaunen erregt, als das Alte. Unüberwindliche Liebe zum Leben war ein allgemeiner Trieb, den wir in allen Thieren entdeckt haben. Wir sahen aber auch, daß jedes mit Vertheidigungs- und Rettungsmitteln versehen war, und jedes eine Geschicklichkeit hatte, sie zu gebrauchen. Für jedes war durch Nahrungsmittel gesorgt, und jedes besaß die Kunst, sie zu finden. Hunger und Durst sind die scharfen Wächter über das Leben eines jeden Thieres, und zwingen es, von den Fertigkeiten Nahrung zu suchen und zu genießen, Gebrauch zu machen. Die Schmerzen, womit die Zerstörung des Körpers begleitet ist, wecken den Sicherheitstrieb, und nöthigen es, die Ursachen seines Unterganges zu vermeiden, oder ihnen entgegen zu arbeiten. — Die vorzüglichsten und künstlichsten Anstalten zur Erhaltung der Arten, offenbaren sich bei dem Geschlechtstriebe, dieser unversiegenden Quelle des Lebens, dieser unwiderstehlichen Macht, wodurch die thierische Schöpfung immerfort erneuert und erhalten wird. Dieses Geschäft ist in allen seinen Umständen ein wahres Wunder der Natur. Wie viele

Dinge giebt es noch dabei zu bemerken, auf welche wir bisher nicht die gehörige Aufmerksamkeit haben verwenden können! Wir wollen nur einige davon anführen.

Erstlich ist der Umstand schon merkwürdig, daß das männliche und weibliche Geschlecht ihre Brunst zu einerlei Zeit empfinden. Denn ohne dieses würde gar keine Fortpflanzung durch diesen Trieb erfolgt seyn. Und wie verschieden ist nicht diese Zeit in so vielen tausend Thierarten? Wie ausgesucht ist sie bei jeder, wenn man auf Lebensdauer der Alten, Zeit der Trächtigkeit u. s. w. Rücksicht nimmt.

So dann weiß auch jedes Thier den Gatten seiner Art zu unterscheiden, und wird zu keinem andern, als zu ihm hingetrieben, da doch oft das Weibchen an Gestalt, Größe, Farbe, dem Männchen so unähnlich ist, wie besonders bei vielen Vögeln, Fischen und Insekten. So sehen die Weibchen der Gallinsekten wie Aepfel aus, und haben mit dem fliegenden Männchen gar keine Aehnlichkeit. Dennoch findet sie dieses aus, und begattet sich mit ihnen. In wie weiten Entfernungen wissen sie sich aufzusuchen, und wie vielerlei Manieren kennen sie hierzu?

Endlich, wer kann es anders als eine absichtliche Anlage denken, daß die Zeugungsglieder des zwiefachen Geschlechts gerade auf und in einander passen, und daß jedes Thier in der Paarung eine Fertigkeit beweiset, die Stellung anzunehmen, und die Bewegung zu verrichten, welche zu der Handlung die bequemste ist? Wo bei den männlichen Thieren die Zeugungsglieder

vielfach sind, da sind auch die Scheiden der Weibchen in so viele Fächer getheilt, und überhaupt sind die Zeugungstheile einer jeden Art so eingerichtet, daß die wechselseitigen Gliedmaßen in einander passen, und die Befruchtung vermittelst derselben vor sich gehen kann. Obgleich die Zeugungsglieder fast bei jedem Thiergeschlecht einen andern Ort haben; so weiß doch ein jedes, sie bei seiner Art zu finden, und das Männchen verfehlt die Oefnung des Weibchens nie, obgleich mehrere ähnliche Oefnungen in der Nachbarschaft seyn mögen. So haben einige Thiere die Geschlechtstheile unter dem Schwanze, andere, wie die Spinnen und Krebse, unter der Brust. Bei dem Wasserlibellen haben sie gar eine verschiedene Stelle: in dem Männchen unter der Brust, in dem Weibchen unter dem Schwanze.

Und wie geschickt wissen die Thiere die Stellung zu finden, welche zu diesem Geschäfte der Natur nöthig ist! Die Naturforscher konnten lange gar nicht begreifen, wie Elephanten, Kameele, Trampelthiere und andere große Thiere von ungeschicktem Körper einander beikommen konnten, da die Lage der Geburtstheile eine solche Annäherung der Geschlechter fast unmöglich zu machen schien, bis man durch Beobachtung entdeckt hat, daß so wohl das weibliche als männliche Thier sich auf die seltsamste und künstlichste Art dazu anschicken. Das Stachelschwein, das Krokodil, nimmt wegen der Beschaffenheit seines Körpers eine ganz andere Stellung zur Begattung, als die übrigen Thiere. Un-

ter den Insekten steigen bald die Männchen den Weibchen auf den Rücken, bald kriecht es, wie der Floh, dem Weibchen unter den Leib. Bei den Heuschrecken und Grillen besteigt das Weibchen den Mann. Die Wassernymphen, die Spinnen haben noch gar besondere Weisen. Bei den meisten Thieren wird das männliche Glied in das weibliche geschoben, aber bei vielen Insekten verhält es sich verkehrt, so daß das Weibchen ihr Glied in die Scheide des männlichen hinein lassen muß. Die Schnecken haben gar beiderlei Geschlechtsgliedmaßen an der Seite des Halses sitzen, welche sie zur Zeit der Paarung, wie ihre Hörner gegen einander auslassen und um einander schlingen, und so zugleich einander schwängern, und von einander geschwängert werden. — Wer noch mehr über diese bewundernswürdige Mannichfaltigkeit von gleich weisen Anstalten, welche alle zu dem einigen großen Zwecke dienen, die Geschlechter der Lebendigen fortzupflanzen und zu verewigen, der lese mit heiligen Augen, wenn er nicht die Schriften großer Naturforscher, eines Büffon, Swammerdam, Rösel, Leeuwenhoeck, Bloch, Herbst u. s. w. selbst besitzt, nur die vortreflichen Werke des Reimarus, aus welchen die zuletzt angeführten Beispiele ausgezogen sind.

Was schon immer sehr merkwürdig und bewundernswerth ist, ist, daß Schmerz und Vergnügen, welches die Haupttriebräder sind, wodurch die Natur so große Dinge im Thierreiche verrichtet, so viele regelmäßige Handlungen und einförmig wirkende Instinkte

und Fertigkeiten hervorbringen. Aber noch mehr müssen wir erstaunen, wenn wir sehen, daß die Natur diese Triebe auch so eingerichtet hat, daß sie den ganz zufälligen Umständen gemäß Abänderungen treffen und also von der eingepflanzten einförmigen Handlungsweise abweichen können. Zuweilen sind sie gar so unbestimmt, daß sie lediglich und allein nach den Umständen modificirt werden. Bei allen Thieren, welche sich Nester und Wohnungen bauen, hängt die Wahl des Orts, das Einreißen und Beschädigen, immer zugleich sehr von Zufällen ab, nach denen sie sich richten müssen. Daß das Gebäude eines Termiten oder Bibers verletzt, daß es so und nicht anders beschädiget wird, ist ein Umstand, welcher sehr zufällig ist. Wie kömmt es nun, daß er kein Ganzes wieder anfängt, daß er gerade nur die verletzten Stellen ausbessert? Wir haben in dem vorigen mehrere Beispiele angeführt, wie die Thiere mißlungene Handlungen wiederholen, besonders, wie die Raubthiere den besondern Umständen gemäß, ihre Handlungen einrichten. Alle List und Kunstgriffe der Thiere, wodurch sie entweder andere angreifen, oder sich vertheidigen, setzen ein Vermögen voraus, sich nach den Umständen zu bequemen, welches mit einer vernünftigen Ueberlegung völlig analog ist. Die Noth bringt ebenfalls die Thiere oft dahin, ihre Maaßregeln abzuändern. Wenn die Holzraupe keine Rinde zu ihrem Neste finden kann; so nimmt sie auch Späne aus der Schachtel, wo sie eingesperrt ist. Zwei Seidenwürmer entschließen sich aus Noth, sich zusammen in ein gemeinschaftliches Ei zu spinnen.

Wir bemerken auch, daß sich Thiere bisweilen irren, daß sie etwas unrecht anfangen, und ihr Werk hinterher, wenn sie ihren Irrthum wahrnehmen, verbessern. Die Bienen versehen es doch zuweilen, und ihr Werk fängt an, von dem bestimmten Maaßstabe etwas abzuweichen. Aber sie lenken so dann zur rechten Zeit wieder ein, und nehmen das an dem einen Orte weg, was an dem andern zu viel ist. Die blattschneidende ungesellige Erdbiene, deren künstlichen Bau wir oben *) erwähnt haben, schneidet zuweilen ein Blatt zu, das nicht recht passen will, giebt ihm auch wohl eine unrechte Figur; dieses läßt sie dann oft mitten in der Arbeit liegen, und verbessert ihren Fehler an einem andern Blatte. Versetzt man die Körbe unsrer Bienen, so fliegen sie in den, welcher auf die Stelle des ihrigen gekommen ist, werden aber doch ganz irre, und es entsteht hierüber der fürchterlichste Krieg unter ihnen.

Die mehresten Instinkte der Thiere zeigen sich in ihren Wirkungen, ohne Belehrung. Der Serpentarius, welchen Herr Forster **) mit nach England brachte, war jung eingefangen, und hatte keine Schlangen von ältern Thieren seines Geschlechts fangen und tödten sehen. Dennoch machte er alle Bewegungen der übrigen Sekretärvögel, so bald er Schlangen zu erblicken

*) Seite 382.
**) S. Seite 241.

glaubte. Bei vielen Thieren aber, besonders bei den vierfüßigen, gehört doch auch Uebung und einige Gewohnheit dazu, ehe sie ihre Triebe gehörig anwenden und gebrauchen lernen. So ist ein Hund, der stets in dem Zimmer gehalten ist, außerordentlich dumm, wenn er zum erstenmale auf die Straße oder aufs Feld kömmt. Er läuft gerade durch Pfützen und Wasser, fällt leicht in Gruben, und muß erst mehrere Erfahrungen machen, ehe er sich gehörig finden, und seine Kräfte ordentlich gebrauchen lernt.

Ob nun gleich durch keine Bemühung ein ganz neuer Trieb den Thieren beizubringen ist; so lassen sie sich doch wohl theils durch die Zufälligkeiten der Natur, theils durch die Kunst der Menschen, richten und lenken. Das Abrichten der Thiere würde gar nicht möglich seyn, wenn sie nicht eine natürliche Gelehrigkeit besäßen, d. i. wenn ihre natürlichen Triebe nicht also beschaffen wären, daß sie durch absichtlich veranstaltete Uebungen, in der Anwendung außerordentlich vervollkommnet und den Zwecken der Menschen gemäß eingerichtet werden können. Daß sich mehrere Vögel zum Singen, zum Sprechen einiger Worte, so auch zur Jagd, und zu andern Künsten abrichten lassen, ist bekannt. Den Falken richtet man nicht nur zum Vogelfang ab, man lehrt ihn auch laufende Thiere anzugreifen, und ihnen die Augen auszuhacken.

Besonderes sind mehrere von den vierfüßigen Thieren außerordentlich gelehrig, wovon man auch einige

deshalb zu Hausthieren gemacht hat, weil sie sich dahin bringen lassen, die Zwecke der Menschen auszuführen. Die Nachahmungssucht der Affen, ist zum Sprichworte geworden. Sie lernen leicht auf zwei Füßen gehen. Einige der größeren Arten, z. B. die Orang-Utang, sind besonders geschickt. Sie lernen mit Messer, Gabel und Löffel essen, das Glas in die Hand nehmen und daraus trinken, Thee einschenken, und andere ähnliche Künste. Eines der gelehrigsten und klügsten Thiere ist der Elephant. Er beweiset seine Klugheit besonders durch den Rüssel, welchen er außerordentlich geschickt, wie der Mensch seine Hand, zu gebrauchen weiß. Diesen kann er nach Belieben verlängern und verkürzen, und kleine und große Dinge damit aufheben. Er läßt sich zähmen, und die Menschen können ihn zu allerlei Diensten abrichten, und zu ähnlichen Arbeiten, als Maulthiere und Pferde gebrauchen. Er zieht Wagen, Pflug, trägt Baumaterialien zusammen. Auch gebrauchte man ihn ehemals im Kriege. Er unterscheidet den freundlichen und zornigen Ton seines Herrn, und läßt sich gegen den Feind, durch den Befehl seines Herrn hetzen wie der Hund.

Nächst dem Elephanten bemerkt man an keinem Thiere so viel Gelehrigkeit, Klugheit, Unterscheidungs- und selbst Erfindungskraft, als an den zahmgemachten Haushunden. Der Hirtenhund versteht die Sprache und die Befehle des Hirten aufs vollkommenste. Ist er ungewiß, was er thun soll; so bleibt er stehen, sieht

sich um, und merkt an den Gebärden seines Meisters, ob er es recht macht oder nicht. Seine zweckmäßige Thätigkeit, die Heerde in Ordnung zu halten, und sie zugleich gegen Angriffe zu schützen, ist außerordentlich bewundernswürdig. Pudel, Jagdhunde, Spitze, Dachshunde; jede Art hat ihre eignen Talente, und ihre eignen Geschicklichkeiten, und daher lassen sich nicht alle zu gleichen Geschäften abrichten und gebrauchen. In Rom war ein Hund abgerichtet, einen blinden Bettler zu führen, ihn an die Häuser seiner Wohlthäter zu bringen, und ihm die Gabe zu überreichen, die ihn von Fenstern heraus auf die Straße geworfen wurde. Daß man die Kunst, die Hunde zu Künsten abzurichten, schon sehr frühe gekannt, bezeugt die seltsame Geschichte, welche Plutarch erzählt. In Rom befand sich nämlich ein Hund, welcher förmliche Rollen auf dem Theater zu spielen verstund. Er gehörte einem Schauspieler, welcher ein gewisses Stück aufführte, worin die Rolle des Hundes vorkam. Er mußte sich nämlich eine Zeit lang stellen, als ob er todt wäre, weil er eine gewisse Arznei gefressen hätte. Wenn er nun das Brod, das man ihm, statt des Giftes gab, hintergeschluckt hatte, fieng er sogleich an zu zittern und zu taumeln, als wenn er dämisch wäre, streckte endlich alle vier Beine von sich, und fiel ganz steif hin, als wenn er todt wäre, und so ließ er sich von einem Orte zum andern ziehen und schleppen, ohne sich zu regen, so wie es der Inhalt des Stücks verlangte. Hier war seine Rolle noch nicht aus, sondern er mußte auch wieder zu sich kom-

men. Wenn er also merkte, daß es Zeit war; so fieng er an, sich erstlich ganz langsam wieder zu bewegen, als wenn er aus einem tiefen Schlafe erwachte, hob den Kopf in die Höhe, und sah hin und her, so daß alle Anwesende darüber erstaunten.

Hie und da äußern die Thiere eine Erfindungskraft, ohne alle Anleitung, da sie in der Noth auf Mittel verfallen, welche gar nicht unter die Regel ihrer Aufführung passen. Ein Zeisig oder Hänfling, der an eine Kette geschlossen ist, und zu dem Wasser nicht gelangen kann, das er am Fuße seines Gestelles sieht, macht sich von freien Stücken das kleine Gefäß zu Nutze, das man an einer kleinen Kette von seinem Standorte ins Wasser gelassen hat. Er zieht mit seinen Krallen den kleinen Eimer voll Wasser geschickt herauf, und läßt ihn, nachdem er getrunken hat, wieder fallen, und verrichtet also eine Arbeit, welche ihm in der Natur nie vorkommen konnte, wenn ihn nicht der Mensch willkührlich in diese Lage versetzt hätte. Die mehresten Raubthiere wissen sich bei unregelmäßigen und unvorhergesehenen Zufällen durch Erfindungen zu helfen, und neue Mittel zu ihrem Zwecke zu ersinnen. So gar der dumme Stier schiebt mit seinem Horne den Riegel des Stalles auf, wenn er zum Futter oder zur Ruhe will.

Wenn wir aber diese Vermögen, sich nach den Umständen zu richten, und in außerordentlichen Fällen außerordentliche Mittel zu ergreifen, näher betrachten;

so finden wir auch hier die weiseste Zweckmäßigkeit. Denn bei solchen Thieren, deren Leben einförmig ist, und an Oertern handeln, wo ihren instinktmäßigen einfachen Unternehmungen nicht leicht ein Hinderniß entgegen kommt, trift man sehr bestimmte und immer einerlei Regel befolgende Instinkte an. Nur der Trieb sich zu bewegen, ist fast bei allen Thieren unbestimmt, und kann sich daher nach den Umständen richten. Solche Thiere aber, welche zusammengesetzte Handlungen vornehmen, und deren Geschäfte, weil sie zugleich von äußeren veränderlichen Dingen abhängen, oft unmöglich gemacht werden müßten, haben das Talent erhalten, ihre Arbeiten nach diesen Umständen abzuändern, und sind durch ihre Erfindungskraft vor vielen Zufällen geschützt, in welche sie theils der Einfluß der körperlichen Natur, theils die Gesellschaft anderer lebendigen Wesen, in welcher sie sich befinden, setzen kann.

In allen diesen ist also die zweckmäßigste und bewundernswürdigste Anordnung, die mannichfaltigsten Arten lebendiger Geschöpfe hervorzubringen, und ihre Geschlechter durch stete Abwechselung immerfort zu erhalten, gar nicht zu verkennen *).

*) Bei diesem Abschnitte sind viele Schriften zu Rathe gezogen worden, besonders Smellie's Philosophie der Naturgeschichte, Klügels Encyklopädie, Blumenbachs Naturgeschichte, Niewentyt, Ray, Reaumür, Büffon u. s. w.

IV.

Spuren einer großen Weisheit in der Einrichtung der menschlichen Natur.

Aber wollen wir nicht auch einen Augenblick bei dem Menschen verweilen und sehen, mit welchen Geschenken ihn die Natur begabt hat? — Sein Körper hat mit den übrigen thierischen Körper außerordentlich viel ähnliches. Alle innere Theile, die in jenem sind, treffen wir auch in den Thieren an, und in mehreren vierfüßigen Thieren haben sie fast die nämliche Gestalt, dasselbe Verhältniß, dieselbigen Zwecke. Knochen, Knorpel, Sehnen, Muskeln, Eingeweide, Gehirn, Nerven, Sinnesorgane u. s. w. Allenthalben gleiche Kräfte und gleiche Wirkungen, wie bei den Thieren. Der Umlauf des Bluts, die Aufnahme und Vorarbeitung der Nahrungstheile, das Athmen, das Fortpflanzungsgeschäft, die Geburt neuer Menschen. In allen diesen sehen wir nicht viel anders, als was wir an den säugenden Thieren auch wahrnehmen. Der Mensch wird geboren, lebt und stirbt wie ein Thier, wenn man hierbei nur an das denkt, was die organischen und lebendigen Naturkräfte dabei thun.

Indessen hat er andere geistige Kräfte als das Thier, wodurch er sich specifisch von ihm unterscheidet, und für den Gebrauch dieser Kräfte hat die Natur seinen Körper auch anders geformt. Sie hat ihn für die Ver-

nunft eingerichtet, die durch den menschlichen Körper erkennen und handeln sollte. Wir wollen nur einige der auffallendsten Unterschiede anführen, welche sich auf die Vernunft des Menschen beziehen. Es gehört dahin: 1) die vollkommen aufrechte Stellung und der gerade Gang. Denn dieser ist den Menschen allein natürlich. Der ganze Bau der Füße, die Stellung des Knies, die Waden, die Fußsolen, sind zum Aufrechtgehen eingerichtet. Die Hände sind zum Gehen unbrauchbar, und die Arme gegen die Füße zu kurz, die Lage der Augen und Ohren paßt nicht zum vierfüßigen Gange. Die Eingeweide sind nicht am Rückgrade befestiget; der Kopf findet seine Ruhestätte blos in einer aufrechten Stellung. Allen Thieren, selbst den Affen, ist er unnatürlich und daher beschwerlich. Ohne daß es nöthig ist, sich von dem Enthusiasmus derer fortreißen zu lassen, welche den ganzen Vorzug der menschlichen Natur in dieser aufrechten Stellung suchen wollen, ist es doch gewiß, daß sie für den möglichen Vernunftgebrauch, außerordentlich vortheilhaft ist. Das Auge kann sich bequem nach allen Richtungen umschauen; die mannichfaltigsten Bewegungen des Körpers werden dadurch erleichtert; der Gebrauch der Hände wird frei und ganz dem Willen überlassen; der gesellschaftliche Umgang, die Aeußerungen der Zärtlichkeit werden dadurch sehr befördert u. s. w. 2) Die künstliche Einrichtung der Hände. Die Feinheit der Organisation in den Fingerspitzen, und die Geschicklichkeit zu den mannichfaltigsten

Bewegungen in denselben, macht dieses wunderbare Werkzeug zu dem geschicktesten Mittel, nicht nur vernünftige Erkenntnisse darauf zu bauen, sondern auch Begriffe durch den Willen auszuführen, und so die künstlichsten Dinge zu verfertigen, und die Wünsche der Menschen zu befriedigen. 3) Die vollkommnen Sprachwerkzeuge, welche der Mensch besitzt, hat kein Thier, und wenn man auch bei gewissen Thierarten, wie bei einigen Affen, nach Linnee's Zeugniß, die Theile findet, welche die Anatomen zu den Sprachwerkzeugen rechnen, woran jedoch andere große Anatomen, z. B. Camper, zweifeln; so scheint doch selbst der Mangel des Gebrauchs dieser Theile zu artikulirten Tönen, hinreichend zu beweisen, daß es der Organisation noch an etwas fehlen müsse, und daß die ähnliche Einrichtung bei den Thieren einen andern Zweck habe, und ihre Brauchbarkeit zur Sprache blos etwas Zufälliges sey, und daher auch nie zu der Vollkommenheit gebracht werden könne, als bei den Menschen. 4) Die wunderbare Einrichtung des Körpers, wodurch der Mensch die inneren Gemüthsveränderungen durch Stellungen, Gebärden, und durch seine Bewegungen ausdrückt, besonders aber der Bau seines Gesichts, das ein Spiegel der Seele wird, indem sich Vergnügen und Schmerz, Klugheit und Dummheit, Scharfsinn und Stumpfheit des Geistes, der edle und unedle Charakter abbildet. Eine Einrichtung, vermittelst welcher es fast allein möglich wird, Menschen kennen zu lernen, und ihr Inneres zu erforschen. 5) Kein Körper ist fähig, so vielerlei Formen

und

und zufällige Gewohnheiten anzunehmen, als der menschliche. Kaum kann ein Thier durch seinen Instinkt eine körperliche Bewegung machen, die der Mensch nicht auch durch Kunst erlernen könnte. Es ist unglaublich, was alles mit dem menschlichen Körper zu machen ist. Die Behendigkeit des Taschenspielers, das Gleichgewicht des Seiltänzers, die Schnellkraft des Andabaten, die Gelenksamkeit des Luftspringers, die Stärke des Lastträgers in Marseille, die Lunge und Muskelkraft des Läufers, des Schwimmers von Samos und Syene, und mehrere andere, sind Beweise von den unglaublichen Fähigkeiten, welche in dem menschlichen Körper liegen. Die Natur hat ihn so einrichten wollen daß die Ausführerin der Zwecke, die Vernunft, so viele Ideen durch ihn ausführen könnte, als nur immer sein Bau zuließ. Wie vortreflich ist endlich noch der Umstand, daß der Mensch auf der ganzen Erde Nahrungsmittel für seinen Körper finden, und sich an jedes Klima der Erde allmählig gewöhnen kann. Alle Thiere sind an einen engeren oder weiteren Himmelsstrich gebunden. Der Mensch allein macht hier eine Ausnahme; er allein lebt, seiner feinen Haut und seines zarten Körpers ungeachtet, selbst da, wo ihn sein treuer Wächter und Begleiter der Hund, nicht mehr zu folgen vermag. Er lebt in tiefen Abgründen und unterirdischen Wohnungen, aber auch auf hohen Gebirgen, bis zur Schneegrenze hin. Er lebt unter dem sengenden Stral der im Zenith scheitelnden Sonne, und im durchdrin-

genden Frost der Eiszone *); nur die alleräußersten Streifen unsrer Kugel, wo die ganze Vegetationskraft in den ewigen Banden der Polarkälte gefangen liegt, sind für ihn unzugänglich und unbewohnbar. Aber der Mensch kann nicht nur allenthalben leben, er kann sich auch allenthalben nähren. Es giebt im ganzen Thier- und Pflanzenreiche kein Produkt, das er nicht in Nahrungsmittel verwandeln könnte; so gar giftige Insekten und giftige Pflanzen weiß er für sich unschädlich zu

*) Zimmermann (geographische Geschichte des Menschen u. s. w.) hat zur Bestätigung dieses Satzes fast unglaubliche aber unwidersprechliche Erfahrungen gesammelt. Gmelin erfuhr in Jeniseiskoy einen Grad der Kälte, welcher die künstliche Kälte aus Eisen und Salmiak übertraf. Herrn Pallas gefror einmal eine Pfundschwere Masse von Queckfilber so ganz, daß er sie hämmern konnte. Middleton fand, daß ihm am Churchillfluß der Brandwein so gar im eingeheitzten Zimmer erfroren war. Die Holländer, welche 1597 unter Hemskerks Anführung in Neuzembla überwintern mußten, haben eine Kälte ausgehalten, die selbst den weißen Bären unerträglich fiel. Die Hitze kann der Mensch nicht weniger ertragen. Das Innere von Afrika, wo die Sonnenhitze am stärksten ist, wird doch bewohnt. Man hat auch künstliche Proben gemacht, um zu erfahren, wie starke Hitze ein Mensch auszustehen vermöchte. Blagden trieb einmal die Hitze seines Zimmers 12 Grade über den Punkt des siedenden Wassers; sein Puls stieg bis auf 145 Schläge; er hielt sogar eine Hitze acht Minuten lang aus, die noch um 36 Grade stärker war.

machen und zu seiner Nahrung anzuwenden; und wenn die Natur ihm weder Thiere noch Pflanzen reicht; so weiß er aus dem Mineralreiche noch nährende Stoffe zu ziehen.

So kann also der Mensch allenthalben hinkommen, sich Erkenntnisse von den verborgensten Dingen zu erwerben, und den Gebrauch seiner Vernunft zu erweitern. Denn daß diese Kraft geweckt werden solle und kultivirt werden könne, dazu scheint in der menschlichen Natur alles angelegt zu seyn. Daß der Mensch leben, sich nähren und seine Art fortpflanzen soll, ist auch hier Zweck. Die Natur hat eine Menge Anstalten hiezu getroffen, die von aller Empfindung, und andere, die von aller Willkühr unabhängig sind. Wachsthum, Verdauung, der Blutumlauf, die Absonderung, die Assimilirung, selbst das Athmen verrichten die körperlichen Kräfte, ohne Einfluß der Vorstellungen, wie bei den Pflanzen und Thieren. Zum Leben, zur Nahrung und zur Fortpflanzung wird der Mensch durch Empfindung unwillkührlich angetrieben, indem Lust und Unlust Begierden erwecken, deren Daseyn keine Willkühr verhüten kann. Aber der Mensch empfängt von der Natur keine angebornen Kunstfertigkeiten, diese starken Triebe zu befriedigen. Vergleicht man den Menschen in Beziehung auf die angebornen Geschicklichkeiten mit den Thieren; so bleibt er weit hinter denselben zurück. Ohne alle Belehrung verrichten alle Thiere. und die, welche ihrem organischen Körper nach am

kleinsten und unvollkommensten erscheinen, z. B. die Insekten, die zusammengesetztesten und künstlichsten Handlungen, ohne alle vorhergegangene Belehrung. Die angebornen Instinkte und Geschicklichkeiten, welche zur Erhaltung und Fortpflanzung des Lebens nothwendig gehören, sind in allen Thieren so bestimmt, so sicher, daß, wenn nicht ein anderes Hinderniß die Wirkung vernichtet, die Zwecke der Natur unmöglich verfehlt werden können. Was ist gegen den Wurm, der aus dem Ei hervorkommt, der Mensch bei seiner Geburt für eine unbeholfene Kreatur! Indeß jener sich selbst auf das vollkommenste zu helfen und für alle seine Bedürfnisse zu sorgen weiß, würde dieser unfehlbar sterben müssen, wenn sich nicht andere Menschen seiner annähmen, und ihn mit vieler Mühe diejenigen Geschicklichkeiten beibrächten, die sie selbst nur auf eine ähnliche Weise erlernt haben! Das Athmen, das Schreien und das zwecklose Bewegen ist das einzige, was der Instinkt dem neugebohrnen Menschen thun läßt; zum Saugen bedarf er doch schon einiger Beihülfe, obgleich einiges die Natur von selbst thun mag. Nach und nach weckt die dringende Stimme der Bedürfnisse, der Schmerz oder die unwiderstehliche Sehnsucht nach Lust, die schlafende Vernunft, dieses für den Menschen einzige Mittel, seinen Trieben und Bedürfnissen Befriedigung zu schaffen; ein seltsames Vermögen, das einzig in seiner Art ist, und im ganzen Reiche der Natur, sonst nirgends angetroffen wird, als in dem Menschen; das Vermögen, sich von den uns umgebenden Dingen Begriffe zu

erwerben, und dadurch ihren Einfluß auf einander und auf uns selbst nicht nur kennen zu lernen, sondern auch ihn nach unsern Begriffen hervorzubringen, und ihre Verknüpfung mit uns, so wie es unsre Bedürfnisse erfodern, oder wir sonst wollen, zu befördern.

Für das Thier sind in dem Instinkte schon die kürzesten und besten Mittel bestimmt, die es zur Befriedigung seiner Bedürfnisse und Begierden anwenden soll, so wie die zweckmäßigsten Handlungen, wodurch es dieselben mit seinen Bedürfnissen verbindet. Die Raupe hat nicht blos einen Trieb zu leben und sich zu nähren, der Trieb zwingt sie auch zu der für sie passenden Nahrung zu kriechen, den Mund zu öfnen, zu kauen, zu schlucken, sich einzuspinnen, sich zu verwandeln, sich zu begatten. Von jeder ihrer Handlungen enthalten die in ihr wohnenden ursprünglichen Instinkte, eine hinreichende Ursache. Die Vernunft im Menschen lernt erst tausend und mehr Merkmale von den Dingen kennen, ohne zu wissen wozu; sie lernt unzählige Verknüpfungen einsehen, ohne zu wissen warum? Sie lehrt ein Bedürfniß oft mühsam und durch viele Umwege befriedigen, und entdeckt nicht selten erst nach Jahrtausenden, daß ein einfaches und natürliches Mittel dem Menschen ganz nahe gelegen hat. Der Instinkt irrt nie, oder doch so selten, daß der Irrthum kaum in Anschlag kommt; immer sicher findet er die schicklichsten Wege, und trift unfehlbar das Ziel, d. i. die Befriedigung der Begierde, wenn nicht mächtigere Naturur-

sachen ihm offenbar zuwider sind. Die Vernunft, welche im Menschen die Stelle des Instinkts vertritt, findet kaum einmal die Wahrheit, ohne sich vorher sehr oft geirrt zu haben; sie thut erst hundert Fehlgriffe, ehe sie den wahren Punkt trift, vernichtet tausendmal den Zweck der natürlichen Neigungen, ehe sie ihn einmal erreicht. Sie kömmt gemeiniglich am Ende des Lebens erst dahin, wo das Thier in Beziehung auf seine Neigungen, sich gleich im Anfange seines Daseyns befand. Die Triebe fangen schon an zu erlöschen, ehe sie dieselben recht befriedigen lernt. Der Mensch will leben, und die Mittel, welche er durch seine Vernunft dazu wählt, führen ihn oft zum schnellen Tode; er will sich vergnügen, und bereitet sich eine Quelle unsäglichen Jammers; er sucht Gesundheit, und ergreift Krankheit; er will sein Geschlecht fortpflanzen, und siehe, er bringt Schwächlinge, Krüppel oder Wahnsinnige hervor, und das alles leider! nur desto öfter, je höher die Kultur seiner Vernunft steigt. Die Zwecke der Natur, Leben, Ernährung und Fortpflanzung werden nirgends sicherer und besser unter den Menschen erreicht, als da, wo die Vernunft gleichsam noch in der Hülle des Instinkts wirkt. Wollt ihr starkes Leben, feste Körper, dauerhafte Gesundheit, kernvolle Nachkommen unter den Menschen suchen; so müßt ihr nach Kanada, nicht nach Frankreich gehen. Der unwissendste und einfältigste Bauer in der Schweiz, weiß diese herrlichen Zwecke der Natur besser zu erreichen, als der aufgeklärteste Akademiker in Paris.

Gerade diese Kenntniß der unendlichen Menge von Mitteln, welche die fortschreitende Vernunft in immer größerer Anzahl entdeckt, und die, wie sie einsieht, alle dienen können, dem Menschen Lust zu gewähren, und seinen Grundtrieb nach Vergnügen zu befriedigen; gerade diese erweiterte Erkenntniß, worauf der Mensch so stolz ist, diese Vielheit der Mittel, deren er von Stunde zu Stunde mehr erfindet, ist es, welche ihn zerstreuet, seine Begierden vervielfältiget, und sie gegen einander kehrt, so daß oft die eine die andere zerstört, und endlich gar alle sich vereinigen, die heiligen ursprünglichen Naturzwecke zu vernichten, anstatt sie zu befördern. Die Mittel werden zu Zwecken erhoben. Nun will der Mensch nicht mehr leben, sondern sich belustigen, er will nicht mehr sich nähren, er will nur genießen; er will nicht sein Geschlecht fortpflanzen; sondern einen Kitzel empfinden. Vergleicht man also die Vernunft mit den Instinkten der Thiere, inwiefern man beide als Mittel zu den Zwecken der Erhaltung der Individuen und der Fortpflanzung der Arten betrachtet; so sind diese weit bestimmtere und sicherere Wegweiser, als jene *).

*) Die Philosophen haben sehr viel über die Vorzüge der Vernunft gestritten. Bald findet man dieses Vermögen bis zum Himmel erhoben, bald außerordentlich erniedrigt. Es kömmt alles darauf an, welcher Gesichtspunkt gefaßt wird. Betrachtet man die Vernunft, als das Mittel, die natürlichen Triebe des Menschen zu befriedigen, und die

Doch hat die Vernunft, als Mittel die Naturtriebe zu befriedigen, betrachtet, auch wieder vieles vor den Instinkten zum voraus. Irrt sie gleich öfter, als jene, in der Wahl der Mittel; so hat sie doch auch

---

Zwecke der thierischen Natur, Leben der Individuen und Fortpflanzung der Gattung zu befördern; so ist kein Zweifel, daß die Vernunft kein so sicheres Mittel ist, als Instinkte und angeborne Kunstfertigkeiten. Betrachtet man sie als das Mittel, sich mannichfaltigen Genuß und Glückseligkeit zu verschaffen; so scheint sie zwar tauglicher zu seyn, als der Instinkt, aber da sie öfter fehlt und falsch greift, und da wir so wenig wahre und dauerhafte Glückseligkeit unter den Menschen finden; so muß man sie auch für ein sehr unvollkommnes und ungeschicktes Mittel zu diesem Zwecke erklären. Rousseau, der diese beiden Punkte vornämlich im Auge hatte, ist daher nicht deshalb zu tadeln, daß er die kultivirte Vernunft für ein unvollkommnes Mittel erklärte, den Menschen die genannten Zwecke zu verschaffen. Da er den Instinkt weit sicherer das Ziel treffen sah; so mußte er anrathen, die Vernunft zu einem instinktartigen Zustande zurückzubringen, welchen er in dem uncivilisirten Naturstande anzutreffen glaubte. Mit Unrecht deklamirte man gegen Rousseau, daß ja nur der Misbrauch der Vernunft, vom Ziele der Natur abführe. Denn eben daß die Vernunft eines solchen Mißbrauchs fähig ist, daß sie gemißbraucht werden kann, und so selten richtig gebraucht wird, ist der Fehler, den Rousseau rügt. Das Thier kann seinen Instinkt nicht mißbrauchen, es muß seinen Zweck erreichen. Ein so sicheres Mittel als der Instinkt ist, wollte Rousseau, daß die Vernunft auch sey.

eine weit größere Geschicklichkeit, die Irrthümer zu verbessern, die begangenen Fehler wieder gut zu machen, und die durch falsche Griffe erregten Nachtheile wenigstens zum Theil wieder wegzuschaffen. Besonders aber

---

Der Fehler seines Raisonnements liegt 1) darin, daß er meinte, es ließe sich der Vernunft die Sicherheit des Instinktes dadurch geben, daß man den Menschen in den Naturstand zurückbrächte. Dieses ist falsch. Denn die Vernunft erlangt das Regelmäßige und Gewisse des Instinktes nie. Diesen Fehler haben andere Philosophen gründlich und bitter genug gerügt. 2) Der Hauptfehler ist aber, daß er die Bestimmung der Vernunft und des ganzen Menschen verkannte; denn die Vernunft ist nur als ein sehr zufälliges Mittel zu den Naturzwecken anzusehen; ihre Hauptbestimmung ist, daß sie den Gebrauch der Freiheit möglich machen soll. Wenn sie also gleich als Mittel zur Glückseligkeit sehr unvollkommen ist; so ist sie doch das einzige Mittel, einem freien Wesen Wirksamkeit zu verschaffen. Der Instinkt würde hierzu ganz untauglich seyn. Leben und Ernährung der Individuen und Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts, hat die Natur so fest an den Instinkt der Menschen zu knüpfen gewußt, daß diese Zwecke meistens auch da erfolgen, wo die Vernunft sie nicht beabsichtiget, sondern blos Vergnügen sucht, und selbst die verkehrten Mittel, welche die Vernunft gebraucht, können sie nicht so leicht vernichten, da sie von den starken Naturtrieben gezwungen wird, doch einige Rücksicht auf ihre Zwecke zu nehmen. Man kann daher mit Wahrheit sagen, daß die Vernunft zwar öfter die Naturzwecke vernichte, als der Instinkt, daß sie aber auch auf der andern Seite mehr Mittel kenne, die begangenen

ist der Vortheil in Beziehung auf die ganze Gattung völlig auf Seiten der Vernunft. Die Wespe bauet seit Jahrtausenden ihr Nest auf gleiche Weise; kein Thier ändert seine Lebensart, seine Nahrungsmittel, seine Künste. Keines wird deshalb vollkommner, weil das vorhergehende Geschlecht schon vollkommen war. Alle sind Zöglinge der Natur, und sie bringt kein Geschlecht weiter, als das andere. Ganz anders ist es mit der Vernunft. Sie bildet sich kontinuirlich mehr aus, und ihre Vollkommenheit ist im steten Steigen, in dem Individuum nicht minder, als in dem ganzen Geschlechte. Die Irrthümer unsrer Jugend, sind die Quellen der Weisheit unsers Alters. Die kindischen Schlüsse unsrer Vorfahren, sind der Saame, aus welchem unsre Einsichten sprossen. Die Perfektibilität ist es also, welche das Vernunftwesen vor dem Thiere voraus hat.

Da es indessen bei Befriedigung der Triebe mehr darauf ankömmt, daß jemand die Mittel selbst bald habe, nicht daß er sie sich erst durch viele Mühe erwerbe, oder sie gar erst seinen Nachkommen verschafft;

Fehler wieder gut zu machen, und daß insonderheit ihre Gewalt gegen die Zufälle weit größer sey, als die des Instinkts, und daß also von der Seite doch alles so ziemlich wieder ins Gleichgewicht kommt, und das Leben, die Ernährung und die Zeugung zwar nicht besser, aber doch eben so gut durch die Vernunft, als durch die Instinkte, befördert werde.

so würde diese Fähigkeit der Vernunft, sich durch mehrere Menschengeschlechter hindurch zu vervollkommnen, kein sonderlicher Vorzug seyn, wenn man sie blos als Mittel betrachtet, die Zwecke der Natur zu befördern, oder auch uns Vergnügen zu verschaffen. In letzterer Hinsicht scheint sie zwar dadurch über die Instinkte der Thiere erhaben, daß sie eine Quelle von unendlich mannichfaltigen Freuden eröfnet, und uns an Vorstellungen selbst, das so genannte geistige Vergnügen empfinden läßt. Allein da jeder Art neuer Lust, auch eine neue Unlust zur Seite steht, ja die Arten neuer Schmerzen, welchen wir durch die Vernunft ausgesetzt sind, noch weit vielfältiger sind, als die Arten neuer Freuden, die sie uns gewährt; so möchte sie eine Vergleichung mit den Instinkten, von dieser Seite wohl schwerlich aushalten, da letztere das an Stärke ersetzen können, was ihnen an Mannichfaltigkeit abgeht, und die Sicherheit und Gewißheit ihrer Wirkung, nebst dem Umstande, daß sie in ihren Begierden nie weiter gehen, als so weit ihre Befriedigung möglich, leicht und nützlich ist, in Beziehung auf Genuß mehr werth zu seyn scheint, als alles, was in dieser Hinsicht die Vernunft leistet.

Aber gerade dieser Umstand muß uns auf einen Punkt aufmerksam machen, der von den Philosophen nur allzu oft übersehen worden ist. Nicht Vergnügen, nicht Erhaltung des Individuums und der Gattung war der Grund, weshalb uns Vernunft durch die Natur verliehen wurde. Dieses hätte wohl durch nähere und

sicherere Mittel erreicht werden können. Aber der göttliche Funke in uns, die Freiheit, sollte sich in der Welt offenbaren, und dazu war das Geschenk der Vernunft nothwendig.

Wenn ich den Menschen als ein Thier betrachte, so kenne ich keins, das ihm am Elend gleich käme. Nackend kömmt er auf die Welt. Den Insekten, dem Regen und Winde, der Hitze und Kälte ausgesetzt, bedarf er der Kleidung. Nur die schmerzlichste Erfahrung können seine Haut unempfindlich gegen Wind und Wetter machen. Nichts weiß er von Natur, wie die übrigen Thiere. Alles muß er erst lernen, selbst gehen und reden. Kein Land in der Welt ist da, wo er leben könnte, ohne irgend etwas durch seine Kunst dazu beizutragen. Zwar geben die Bananen und Brodbäume zwischen den Wendezirkeln das ganze Jahr Nahrungsmittel ohne Kunst, aber sie bedürfen Pflege, Wartung und Schutz, die Früchte müssen getrocknet und aufgehoben werden; und wie klein ist der Umfang der Inseln, wo diese Gewächse gedeihen! In allen übrigen Gegenden muß der Mensch weit mehr künstliche Anstalten treffen, sich zu nähren. Und hat er Nahrungsmittel um sich her gesammelt: was bedarf er für Künste, sie gegen die Thiere, und noch weit mehr gegen seines Gleichen, zu vertheidigen? Man kann sich unmöglich denken, daß eine Nation durch die bloßen thierischen Begierden, welche in dem Menschen sind, bestehen könnte. Die Menschen würden sich einander nur aufreiben, wenn

man sie dadurch allein thätig machen könnte. Und wenn man ihnen auch die Vernunft noch dazu gäbe; so würde doch nichts, als eine nur noch größere Wildheit heraus kommen. Die Leidenschaften würden dadurch nur raffinirter, und eben dadurch um so fürchterlicher für die wechselseitige Existenz mehrerer neben einander lebender Menschen werden, weil doch immer nur die Befriedigung der Leidenschaft, d. h. das persönliche Interesse einen jeden antreiben, und also den Vortheil anderer ausschließen würde. Und wenn auch die Leidenschaften, aller einander auf eine so künstliche Art, das Gegengewicht hielten, daß das Ganze dabei erhalten würde; so würde dieses doch nicht eine Folge des Willens, sondern nur der eisernen Nothwendigkeit seyn, und man würde es für nichts achten, wenn in diesem Ganzen Millionen im Elend verschmachteten, wenn man nur selbst nichts davon empfände, oder wenn dieses Elend anderer, ein Mittel seines eignen Wohlseyns wäre, in welchem letzteren Falle, für einen Menschen, der von der Wollust oder der Ehrbegierde, oder der Habsucht getrieben wird, weit mehr Grund da seyn würde, den elenden Zustand seiner Brüder zu erhalten, als sich Mühe zu geben, ihn wegzuschaffen.

Kurz der Mensch, mit bloßer Leidenschaft, ist ein weit verächtlicheres Geschöpf, als ein Thier, und die Vernunft im Dienste der Leidenschaft, macht ihn nur um so verächtlicher, je besser sie ihm dient. Nicht der Mensch, in wie weit er Vernunft hat, ist unsrer Ach-

tung werth, sondern der Mensch, in wie fern er einen guten Willen besitzt, und diesen zum Regierer seiner Leidenschaften und natürlichen Kräfte macht.

Betrachten wir hingegen Menschen als ein freies Wesen, das seinen eignen Gesetzen folgen soll, dessen höchste Bestimmung ist, moralisch zu seyn; wie herrlich, wie vollkommen ist hierzu die Einrichtung seiner Natur! Nichts ist vernachlässiget, um ihn zur moralischen Thätigkeit einzuladen. Hülflos wird der Mensch geboren, aber die Mutter fesselt der Schmerz an den neuen Weltbürger, und ihre Wehen gebären Liebe zu ihm. Mitleiden, Eitelkeit und eine Menge anderer Neigungen treiben die Eltern an, ihre Kinder zu erziehen, und ihnen ihre Geschicklichkeiten mitzutheilen. Und so zwingt die Natur die Menschen in Gesellschaft, das erste Bedürfniß für ihre Moralität. Ein anderer Umstand erweitert die Verbindung, und macht sie noch fester. Es ist dieser: daß kein Mensch ohne die Hülfe anderer lange leben kann. Die Bedürfnisse, die Neigungen, welche entstehen und werden, nöthigen die Menschen zusammen zu kommen und sich zu vereinigen. Und so legt also die Natur die erste Grundlage zum moralischen Wirkungskreise!

Jetzt begreife ich alles in der thierischen und geistigen Organisation des Menschen. Sein Körper ward zur Erkenntniß, zur freien Thätigkeit, zum Umgange mit andern eingerichtet. Dazu erhielt er seinen gera-

den Gang, seine aufrechte Stellung, dazu wurden seine schöpferischen Hände frei gemacht, dazu wurde sein Antlitz das Gemälde seines Geistes. Nun sehe ich ein, warum er vom Zwange des Instinktes gänzlich befreiet ist, warum seine Neigungen so locker, so unsicher, so ungewiß sind, warum jeder sie richten und lenken kann, wie er will, warum es ihm frei gegeben ist, die Naturzwecke dadurch zu befördern oder zu zerstören. Es war dem weisen Weltschöpfer mehr daran gelegen, daß der Mensch frei handeln könne, als daß er lebe, daß er sich nähre und fortpflanze. Das ist der Grund, weswegen er diese Zwecke in sich und in andern zerstören kann, wenn ihn auch die Natur zum Gegentheile einladet. Darum ist seiner Erkenntniß ein so unermeßliches Feld angewiesen, damit er sich Materialien zu seiner Thätigkeit auswählen könne. Darum sind ihm Schmerzen und Freuden in gleichem Maaße beschieden, daß er Gelegenheit hätte, in Ertragung jener, und im Genuße dieser, die moralische Stärke seines Geistes zu beweisen. Deshalb gab die Natur Wohl und Weh, Gesundheit und Leben, ihn selbst und seine Nachkommenschaft, seinem Willen Preis, damit er nach seinem Gutdünken damit schalte und walte. Deshalb sollte der Irrthum und das Unglück ihn weise machen, damit er einsehen lerne, sein Wohl und Weh hänge von ihm und seiner eignen Selbstthätigkeit ab. Dazu schrieb sie ihm endlich die Pflicht ins Herz, damit er durch sie, seine Bestimmung erkennen und den Werth der Dinge schätzen lernen sollte.

So entdecke ich also auch in der Einrichtung der Natur des Menschen, dieselbe Zweckmäßigkeit, welche sich uns allenthalben in der organischen und lebendigen Natur offenbaret hat *).

*) Bei diesem Abschnitte sind die Schriften von Irwing, Ith, Loder, Meyer u. s. w. benutzt worden.

Dritter Abschnitt.

Spuren der göttlichen Güte in der Natur.

Vorbereitung.

Bei dem festen Glauben, daß Gott Schöpfer und unumschränkter Regierer der Welt sey, kann man der Natur keine anderen Absichten beimessen, als daß durch sie moralische Zwecke ausgeführt werden sollen. Unserm Erkenntnißvermögen ist es aber nur gegeben, den Zusammenhang der natürlichen Begebenheiten nach Naturgesetzen zu entdecken. Wie aber durch diese Naturgesetze moralische Zwecke erreicht werden, und wie überhaupt die ganze Natur mit den moralischen Absichten der Gottheit zusammenstimme; dieses können wir nicht einsehen. Selbst unsre Erkenntniß der natürlichen Gesetze ist sehr unvollkommen und sehr eingeschränkt; von der Harmonie der Natur mit dem göttlichen Endzwecke können wir aber gar keine bestimmte Erkenntniß erlangen, weil, um einen so unendlichen zusammengesetzten Plan einzusehen, die genaueste Erkenntniß aller einzelnen Theile des großen Ganzen und ihrer Verbindung nothwendig ist; zu welcher kein Mensch gelangen kann.

Es ist also blos der religiöse Glaube an ein höchstes moralisches Wesen, welcher uns gewiß macht, daß

Alles, was in der Welt geschiehet, seine weisen und gütigen Absichten habe, und sich zuletzt auf den großen moralischen Endzweck beziehe, ob wir gleich die Zusammenstimmung damit nicht begreifen. In einer solchen Gemüthsstimmung können wir bei Betrachtung der Welt nur zweierlei thun: 1) darauf achten, ob wir nicht vielleicht im einzelnen oder im Zusammenhange, Welthegebenheiten und Ereignisse entdecken, welche wir als göttliche Zwecke, und als passend in einen heiligen Plan der Vorsehung denken können. In diesem Falle werden wir dergleichen Begebenheiten als Spuren der göttlichen Güte anzusehen haben. Wir werden die Natur als ein Werkzeug betrachten, wodurch Gott gewisse heilige Absichten ausführt. Wo wir nun bemerken, daß die Natur auf etwas hinarbeitet, oder etwas schon hervorgebracht hat, was sich mit der Idee einer gütigen Vorsehung reimt, da werden wir glauben, einen bestimmten Zweck der Gottheit entdeckt zu haben, und die Naturereignisse so betrachten, als ob sie zu diesem Zwecke von Gott veranstaltet wären. Wir müssen dabei die Natur als ein blindes Werkzeug ansehen, deren Begebenheiten an sich betrachtet gar keine Moralität haben, und welche nur allein durch den Gebrauch geheiliget werden, wozu sie von der Gottheit bestimmt sind. 2) Wir müssen die Weltbegebenheiten gegen die Sophistereien der Vernunft, wenigstens in so weit in Schutz nehmen, daß wir zeigen, es sey keine einzige derselben so beschaffen, daß sich daraus mit Gewißheit oder auch nur mit Wahrscheinlichkeit auf einen den mo-

ralischen Absichten einer Gottheit widersprechenden Grund schließen lasse.

Um die moralischen Zwecke in der Welt zu finden, dazu gehört eine genaue und fleißige Beobachtung der Natur, neben einer deutlichen Erkenntniß reiner moralischer Begriffe. Um die Weltereignisse gegen sophistische Auslegungen zu vertheidigen, und übereilten Schlüssen zuvorzukommen, dazu gehört eine genaue Erkenntniß der trüglichen Vernunft selbst. Um sich in seinem Glauben an eine moralische Weltregierung durch alle Sophistereien nicht irre machen zu lassen, und über alle Zweifel darüber zu siegen, dazu gehört nur ein Herz voll Tugend, eine unerschütterliche Entschlossenheit, das zu thun, was man für recht und gut erkennt. Dieser gute Wille kann aber doch auch durch religiöse Weltbetrachtungen gestärkt und durch die Aufdeckung der Falschheit derjenigen Schlüsse, womit man den moralischen Endzweck der Natur bestreitet, mehr gesichert werden, und das ist der Grund, weswegen in der Folge beides ausgeführt wird.

Wenn uns in der Welt Anstalten vorkommen, welche zweckmäßige Mittel sind, freien moralischen Wesen ihren Endzweck zu erleichtern, wenn wir entdecken, daß die Natur selbst zum Nutzen und Gebrauche sittlicher Wesen eingerichtet ist; wenn wir sehen, wie durch die Natur solche Zwecke erreicht werden, die ein moralisches Wesen sich auch zu seinen Zwecken machen kann

und soll; dann entdecken wir in der Betrachtung der Natur Spuren der göttlichen Güte, und können sie unter unsrer moralischen Voraussetzung auch selbst als Gründe zu dem Schlusse gebrauchen, daß die Gottheit die Naturgesetze ursprünglich also eingerichtet habe, daß daraus etwas entspringe, welches ein Gegenstand des moralischen Wollens ist.

I.

Die Erde als Wohnort für lebendige Wesen überhaupt betrachtet.

Es ist ein schweres, vielleicht alle menschlichen Kräfte übersteigendes Geschäft, die Bildung des Weltgebäudes, unsres Sonnensystems oder auch nur unsres Erdballes zu erklären. Wie ist er das geworden, was er ist? wie sind diese Massen in eine Kugel zusammengedrängt worden, durch welche Kräfte ist er aufgehängt und wie wird er in seiner Bahn erhalten? Durch welche Revolutionen nnd allmählige Veränderungen ist er das geworden, was er jetzt ist; wie sind die Berge, die Flüsse, Seen und Meere entstanden; wie sind die Felsenmassen an ihren Ort gekommen; wie wird der Dunstkreis gebildet und unterhalten, wie entstehen die Winde, der Regen, die Witterung u. s. w.? Diese und tausend andere Fragen werden den menschlichen Geist noch lange beschäftigen, ehe er nur den kleinsten Theil davon auflösen wird. Aber wenn wir auch annehmen, daß die Ursachen aller dieser großen Erschei-

nungen, die wir vor uns sehen, in den Kräften der Natur selbst zu finden sind, und daß also auch in ihr allein die Auflösung aller Schwierigkeiten anzutreffen seyn wird; so können wir doch die sonderbare Einrichtung dieser Kräfte nicht genug bewundern, wornach sie sämtlich darauf loszuarbeiten scheinen, die Erde zu einem großen Wohnplatze mannichfaltiger lebendiger Wesen zu machen, und wornach sich alles wechselsweise zu diesem Zwecke behülflich ist; ein Zweck, der sich mit der Idee eines gütigen Weltschöpfers auf das beste reimt. Die Betrachtung der Erde bietet uns einen unerschöpflichen Stoff zu Bemerkungen an, die sich hierauf beziehen. Ich übergebe dem weitern Nachdenken nur folgende:

1) Das erste, was unsre Aufmerksamkeit beschäftigen kann, ist die wunderbare Zusammenstimmung der Einrichtung des Dunstkreises oder der Atmosphäre mit dem Zwecke der Lebendigen. Die Natur bereitet ein besonderes Gemisch von Luftarten und Dünsten, das die ganze Erde, unter dem Namen der Atmosphäre, wie ein Kleid, umhüllet, fast alle andere Materien durchdringt und kaum mit der größten Mühe aus einem kleinen Raume weggeschaft werden kann. Jeder Bestandtheil dieser Materie gewährt den organischen und lebendigen Geschöpfen besonderen Nutzen. Denn erstlich ist das Einathmen der atmosphärischen Luft zum Leben der Thiere und Menschen schlechterdings nothwendig. Thiere im Wasser, auf der Erde und in der Luft, müssen sterben, sobald ihnen die Luft benom-

men wird. Die so mannichfaltigen Werkzeuge des Athmens, die wir an den Thieren bemerken, sind sämtlich so eingerichtet, daß sie diese atmosphärische Luft verschlucken, die nahrhaften Theile in dem Körper behalten, und die schädlichen wieder ausstoßen können. Die Menschen, vierfüßigen Thiere und Vögel athmen durch Lungen, die Fische durch Kiemen, die Gewürme und Insekten durch Luftröhren, die bei einigen an dem Schwanze, bei andern am Kopfe, an der Seite u. s. w. angebracht sind, und wodurch sie nicht nur ein- sondern auch ausathmen, wie Reaumur und Bonnet deutlich bewiesen haben. Verschmiert man an den Insekten diese Luftlöcher; so müssen sie nach kürzerer Zeit sterben, als wenn man sie in einen luftleeren Raum setzt. Nicht nur zum Leben, sondern auch zur Vegetation ist die Luft nothwendig. Alle Pflanzen sind mit unzähligen Luftgefäßen und Respirationswerkzeugen versehen, wodurch sie unaufhörlich Luft einschlucken und andere von sich geben. Setzt man die Pflanze unter die Glocke einer Luftpumpe, und entzieht ihr die sie umgebende Luft; so wird die Luft, die in jedem Theile ihrer Substanz enthalten ist, bald herausgezogen, die Blüthen und Blätter ermatten, und die ganze Pflanze stirbt ab, wenn man sie einige Zeit in diesem Zustande läßt.

Die Eigenschaft, Leben und Wachsthum zu erhalten, hat aber die atmosphärische Luft nur in einem gewissen Umfange, nämlich in dem Umkreise an der Erde,

wo lebendige Geschöpfe oder Vegetabilien seyn können. In größeren Höhen, wo sie dünn wird, verliert sie diese Vollkommenheit, wie man schon auf den Spitzen hoher Berge bemerken kann, eben so, wie in unterirdischen Höhlen, wenigstens behält sie nur so viel Kraft, das Leben zu erhalten, als für die Geschöpfe nöthig ist, die sich in diesen Gegenden aufhalten. Sie ist also nur da den Bedürfnissen der Geschöpfe eingerichtet, wo diese in ihr leben sollen. Wäre sie schwerer als sie ist, so würde sie alles zerstören, und die Bewegung der Thiere auf der Erde und in der Luft würde erschwert oder gar unmöglich gemacht werden. Wäre sie leichter, so würde sie weder unserer Lunge angemessen noch noch die Dünste in der Höhe erhalten können.

Und was für sonderbare Anstalten sind nicht getroffen, daß diese Eigenschaft der Luft, wodurch sie dem Leben so zuträglich ist, beständig erhalten werde. Es findet sich nämlich, daß die atmosphärische Luft hauptsächlich aus zwei verschiedenen Luftarten zusammengesetzt ist, wovon die eine Lebensluft, die andere Stickgas heißt. Jene macht denjenigen Bestandtheil der atmosphärischen Luft aus, wodurch allein das Leben unterhalten werden kann. Diese aber tödtet die Thiere, wenn sie abgesondert von der Lebensluft auf sie wirkt. Dennoch macht nur eine solche Luft, die aus beiden Luftarten zusammengesetzt ist, einen für das Leben zuträglichen Stoff aus. Indem nun die atmosphärische Luft eingeathmet wird, wird die Lebensluft in dem thieri-

schen Körper geschieden, in ihm zu dem Leben verbraucht, das Stickgas wird hingegen herausgestoßen. Hierdurch, so wie durch viele andere Veränderungen in der Natur, wozu die Lebensluft verbraucht wird, würde nun die atmosphärische Luft verdorben, und zum Leben ganz untauglich werden, wie dieses in verschlossenen Zimmern und Höhlen, wo viele Menschen oder Thiere zusammen sind, auch wirklich geschieht. Aber die sorgfältige Natur weiß durch viele uns mehrentheils noch unbekannte Processe diesen Verlust wieder zu ersetzen, und schaft kontinuirlich so viel Lebensluft herbei, als die Atmosphäre nöthig hat, um respirabel zu werden. Unter andern sind die über die ganze Oberfläche der Erde verbreiteten Pflanzen eine chemische Werkstätte, in welcher die Natur unaufhörlich eine große Menge Lebensluft bereitet, und sie der Atmosphäre übergiebt, wo sie sich mit dem Stickgas verbindet, und so die atmosphärische Luft reiniget, und ihre Respirabilität durch ununterbrochene Operationen erhält *). Aber

*) Man ist diese Entdeckung insbesondere dem Herrn Ingenhouß schuldig. Er hat durch die richtigsten Versuche bewiesen, daß sich aus den Pflanzen am Tage eine große Menge Lebensluft entwickelt. Es gehört aber hierzu die Einwirkung des Sonnenlichts, und so wohl seine, als Senebiers Experimente bestätigen, daß die Pflanzen, so lange sie wirklich vegetiren, die Lebensluft desto reichlicher ausströmen lassen, je heller der Tag ist, und je mehr die Stellung der Pflanze sie dem Einflusse des

auch aus den Mineralien entwickelt die Natur theils durch das Feuer, theils durch andere Auflösungsmittel eine Menge Lebensluft.

Aber wie mannichfaltige Vortheile für Thiere und Menschen entspringen nicht sonst noch aus der Einrichtung der Atmosphäre und insonderheit der in ihr befindlichen Luft. Ohne sie wäre kein Brennen des Feuers, keine Einwirkung der Lichtstrahlen, keine Ausbreitung der Gerüche, des Schalles und der Töne möglich, und wie nothwendig sind alle diese Dinge zur Existenz der lebendigen Geschöpfe, und insbesondere des menschlichen Geschlechts; wie vortreflich sind die Menschen und die übrigen Geschöpfe wieder eingerichtet, diese Eigenschaft des Luftkreises zu ihren Zwecken anzuwenden und zu nutzen! Wie gut paßt alles für ihr Daseyn, für ihr Leben, für ihre Bequemlichkeit, für ihre Ausbildung. Jeder weiß, was die verschiedene Schwere der Luft für einen verschiedenen Einfluß auf das Befinden der Menschen und Thiere hat, und wie genau eine richtige Proportion derselben mit dem glücklichen Zustande der lebendigen Geschöpfe zusammenhängt. Ohne Elasticität würde sie zum Leben ganz un-

Lichts aussetzt. Dagegen hauchen sie des Nachts und im Dunkeln keine Lebensluft mehr aus, sondern, wie des Herrn Ingenhouß genaue und zahlreichen Versuche beweisen, eine irrespirable Gasart, Stickgas, kohlensaures Gas, welches die atmosphärische Luft verdirbt.

brauchbar seyn. Sie befördert das Einathmen, das Saugen und mehrere andere zum Leben nothwendigen Geschäfte. Die Luft ist aber auch noch mit vielen andern Theilchen geschwängert, die sämtlich in einer bald näheren, bald entfernteren Beziehung auf das thierische Leben stehen, wie Wärmematerie, Wasser, Salze, Säuren u. s. w., wodurch sie bald nützlich, bald schädlich werden kann, und aus welcher Vermischung eben dasjenige erwächst, was man den Dunstkreis nennt. Indem die Atmosphäre diese Theilchen aufnimmt, werden sie dennoch unsichtbar, und hindern das Durchdringen des Lichtes und das Sehen der im großen Weltraume zerstreuten Körper nicht. Die Phänomene in dem Luftkreise sind zwar noch nicht alle hinreichend erkannt, indessen wissen wir doch von den mehresten, daß selbst ihre zerstörenden Kräfte den Lebendigen wiederum große Vortheile gewähren, und obgleich mehrere davon auch Verderben und Zerstörung nach sich ziehen; so ist die Verwüstung doch niemals so groß, daß dem ganzen Reiche der Lebendigen dadurch ein merklicher Abbruch geschähe. Der Schaden, welchen der Hagel anrichtet, kommt gegen die Vortheile, welche aus dem Thaue, Reif, Nebel, Regen und Schnee entspringen, gar nicht in Anschlag, und wer weiß, welche weit größere Vortheile mit dieser Erscheinung in der Luft selbst verbunden sind! Es ist wahr, der Blitz raubt einigen das Leben. Aber die elektrischen Funken reinigen den Luftstrom weit und breit, die salzichten und öhlichten Dünste, welche mit dem Gewitterregen herabfallen, düngen die

Erde, und befördern dadurch das Wohlseyn von Tausenden. Einen ähnlichen Erfolg haben die Winde. Diese starke Bewegung der Luft ist zur Reinigung und zur Erhaltung und heilsamen Eigenschaften der Atmosphäre unentbehrlich. Eine immer stillstehende, unbewegte und eingesperrte Luft wird faul, stinkend und erstickt und tödtet alles. Die wütenden und zerstörenden Stürme gehören unter die Ausnahmen; die kühlen Winde, die bei uns in heißen Sommertagen, und in heißen Erdstrichen Jahr aus Jahr ein wehen, und dadurch jene Himmelsgegend zu einem gesunden Wohnorte machen, sind dagegen die Regel. Und so scheint der Vortheil den Nachtheil allenthalben zu überwiegen, wenn wir auch nur Erfahrung gegen Erfahrung halten. Die zufälligen Vortheile, welche der Wind den Menschen insonderheit gewährt, wie daß er die Schifffahrt begünstiget und dadurch alle Welttheile mit einander vereiniget, daß er die Menschen mit angenehmen Empfindungen erquickt, ihnen die Arbeiten erleichtert u. s. w., will ich hier nicht erwähnen, obgleich der Mensch dieselben nicht verkennen darf, und es immer bewundernswürdig bleibt, daß die Natur die Gemeinschaft der Menschen, die zur Erreichung ihrer Bestimmung so nothwendig ist, hierdurch so sehr erleichtert.

Bei jeder neuen Betrachtung entdeckt man neue wunderbare Einrichtungen in der Atmosphäre, welche fast alle auf die organischen und lebendigen Wesen berechnet zu seyn scheinen. Sie ist ein allgemeiner Sam-

melplatz der Dünste des Oceans und aller Gewässer, der Ausdünstungen von mineralischen Substanzen, lebenden und verwesenden und brennenden Körpern. Es ist kein Theil auf der Oberfläche der Erde, welcher nicht von der Luft etwas empfängt und ihr etwas wieder giebt. In ihr sind überdies die Eierchen einer unendlichen Menge mikroskopischer Thierchen, und die kleinen Saamen vieler Pflanzen zerstreut; sie enthält Lichtmaterie, elektrische Materie, und viele andere Stoffe, welche in ihr theils aufgelößt, theils nur zufällig beigemengt sind. Und alle diese Theile werden von ihr nur deshalb vermöge der künstlichsten und bewundernswürdigsten Einrichtungen aufgenommen und angezogen, um sie zur gehörigen Zeit wieder zu vertheilen, und Bewegung, Leben und Nahrung auf der ganzen Oberfläche des Erdbodens zu verbreiten. Alles ist in einem beständigen Kreislauf, überall nichts als Auflösung und Zusammensetzung! Erst leihet die Luft den Pflanzen und Thierkörpern ihre Kraft zum Gedeihen und Leben; dann zerstört sie sie wieder durch Gährung und Fäulniß, entzieht ihnen die heilsamen Theile, um sie andern Geschöpfen zu verleihen. So ist der Tod auch hier eine kontinuirliche Quelle des neuen Lebens.

2) Aus den neuesten Beobachtungen wissen wir gewiß, daß die Figur der Erde der Kugelgestalt ziemlich nahe komme. Aus dieser Gestalt der Erde fließen sehr viele Vortheile für ihre Bewohnbarkeit. Sie giebt nicht nur die größte Oberfläche im kleinsten Raume, son-

dern ist auch die bequemste Gestalt a) um Licht und Wärme allen Theilen der Erde auf ziemlich gleiche Weise mitzutheilen. Beides wird auf diese Art allen Theilen allmählig gegeben und allmählig wieder entzogen. Beides kann auf dem größern Theile der Erde in solchen Graden, als Wachsthum und Leben erfodert, nur bei dieser Gestalt bestehen. b) Die proportionirliche Vertheilung des Wassers würde ebenfalls wegfallen, wenn die Erde platt oder eckicht, oder auch eine ganz vollkommne Kugel wäre. Der eine Theil würde wegen allzu großer Nässe, der andere wegen außerordentlicher Dürre unbewohnbar seyn; c) auch der Luftkreis würde der Erde die Vortheile nicht geben können, wenn sie nicht rund wäre. Die Ströme der Luft würden aufgehalten, wo nicht ganz gehemmt werden, und die so wohlthätige Cirkulation der Luft würde gar nicht statt haben. Denn da schon unsre Berge dem freien Laufe der Luft so großen Einhalt thun, wie vielmehr Nachtheil müßte durch solche Ungleichheiten entstehen, die bei einer veränderten Gestalt der Erde da seyn würden!

3) Die tägliche Umdrehung der Erde um ihre Axe und ihre jährliche Bewegung um die Sonne, zieht eine große Menge Vortheile für die Lebendigen nach sich. Der Tag, welcher der Thätigkeit der Menschen günstig ist, die Nacht, welche zur Ruhe einladet, die wohlthätige Dämmerung, die schöne Abend- und Morgenröthe, ist die Folge der ersteren Art der Bewegung. Indem sie aber um die Sonne läuft, entstehen Sommer, Winter,

Frühling und Herbst, deren Wechsel mit dem Wachsthume der Pflanzen und der Lebensart der Thiere so gut harmonirt. Auf diese Veränderungen sind die thierischen Instinkte berechnet, und an den Stellen der Erde, wo aus dieser Bewegung eine andere Ordnung fließt, sind auch mit den Pflanzen und Thieren solche Einrichtungen getroffen, welche mit jener Ordnung zusammenstimmt.

Die Verschiedenheit der Tageslänge, so wie der Jahreszeiten hängt von der einfachen Einrichtung ab, daß die Sonnenbahn der Mittellinie nicht gleich ist, sondern dieselbe zweimal unter einem Winkel von 23½ Grad so durchschneidet, daß ihre eine Hälfte nördlich und die andere südlich vom Aequator liegt. Wenn sie im Aequator steht, also von Norden und Süden gleich weit von jedem 90 Grade entfernt ist; so verbreitet sie ihr Licht auf beide Pole, und macht überall die Tage und Nächte einander gleich. Diese Einrichtung aber würde, wenn sie beständig fortdauerte, der Bewohnbarkeit der Erde sehr nachtheilig seyn. Ueber dem Aequator würde sie zwar immer senkrecht auf- und niedergehen, und auf dessen Bewohner mit einer gleich heftigen Hitze wirken, aber desto schiefer würden ihre Strahlen auf die nördlichen Länder fallen, und bei den Polen nur gleichsam über die Oberfläche des Bodens hinstreifen. Ein jeder Ort der Erde würde also, wenige Veränderungen ausgenommen, immer einerlei Grad der Wärme behalten, und die weit gegen Norden oder Süden liegenden Striche immer nur die Witterung haben,

wie sie im Frühlinge und Herbst bei der Nachtgleiche ist, folglich nie genugsam erwärmt werden, um in gehöriger Menge Früchte und Kräuter zur Ernährung der Menschen und Thiere hervorzubringen und zu zeitigen. So aber erhebt sich die Sonne im Jahre einmahl $23\frac{1}{2}$ Grad über den Aequator, und theilt der nördlichen Hälfte mehr Licht und Wärme mit, bringt ihr den Sommer, verlängert ihre Tage, reifet ihre Früchte, und gewährt den Bewohnern am Nordpol einen halbjährigen Tag. In dem andern Theile des Jahres leistet sie der südlichen Hälfte eben diese Wohlthat, indeß sich unsere Tage verkürzen, die Nächte länger werden, die Wärme des Sommers dem starren Winter Platz macht, und der Nordpol in einer halbjährigen Nacht begraben liegt.

So wie also auf der Erde alle Zeiten des Tages nur in verschiedenen Gegenden zugleich da sind, so sind auch alle Jahreszeiten zugleich da, nur daß bald diese, bald andere Gegenden damit erfreuet werden, daß es in dieser Herbst ist, wenn die andere Frühling hat, und nur diese die Sommerwärme genießt, indeß die andere von Winterkälte starrt. Doch ist dieser Unterschied der Jahreszeiten in den gemäßigten Weltgegenden am merklichsten, nahe bei dem Aequator vertritt ein anhaltender Regen die Stelle des Winters, und man kennt nur zwei Jahreszeiten, eine trockene und eine nasse. Um die Pole herum wechselt ein langer Winter mit einem kurzen Sommer ab, und die mittleren Jahreszeiten werden fast gar nicht bemerkt. Diesen verschiedenen

Beschaffenheiten der Erde sind aber auch die Gewächse angemessen eingerichtet, und es giebt wenige, die in allen Himmelsstrichen gleich gut fortkommen und gedeihen.

4) Ein anderer Umstand, welcher zur Fruchtbarmachung des festen Landes nothwendig und in mehrerer Rücksicht außerordentlich vortheilhaft für die Landbewohner, besonders aber für die Menschen ist, besteht in der weisen Vertheilung des Wassers auf der Erde. Die ganze Oberfläche der Erde kann man zu 9,288,000 geographische Quadratmeilen annehmen. Hiervon nimmt das Wasser etwa zwei Drittheile ein; ein Drittheil macht das feste Land aus. Indessen bestehet dieses nicht durchgängig aus fruchtbaren zum Getraidebau, zur Vieh- und Baumzucht dienlichen, Ebenen, sondern hat auch viel unfruchtbare, sandigte und morastige Gegenden, weit ausgebreitete Wälder, ungeheure Bergrücken und unterirdische Hölen, welche, wenigstens für Menschen, keinen beständigen Aufenthalt abgeben, ob es gleich lebendige Geschöpfe in Menge giebt, die hier, so wie andere im Wasser leben.

Der größte Behälter, in dem sich alle Gewässer versammeln, heißt der Ocean. Alle verschiedenen Meere und Seen sind im Grunde nur Theile eines und eben desselben großen Wassers, und man kann das feste Land als in demselben hervorragende große Inseln betrachten, die bald unter einander zusammen hängen, bald

von

von einander getrennt sind. Das große, das feste Land umströmende Wasser heißt bald das nördliche, bald das südliche Eismeer, bald das westliche Weltmeer, bald der indische und bald der große Ocean, nach den verschiedenen Gegenden, wo seine verschiedenen Theile wahrgenommen werden, und die Theile eines jeden dieser Theile, haben wieder ihre Namen.

Diese große Wasserfläche scheint nöthig zu seyn, um alle die Dünste, Nebel, Wolken, Regen, Schnee u. s. w. in der Luft zu bilden, und das durch den ganzen Ocean ausgesäete feste Land theils zu benetzen und eine durchgängige Temperatur des Luftkreises zu erhalten, welche zur Erhaltung eines angenehmen Daseyns für Menschen und Thiere nöthig ist, theils in den großen Theilen des festen Landes Seen und Flüsse zu bilden, und wieder aufzunehmen, welches alles die Bewohnbarkeit der Erde ungemein befördert. Denn die Wärme verflüchtiget bei einer so ansehnlichen Oberfläche, eine unermeßliche Menge von dem Meerwasser, und führt es in Luftgestalt in große Höhen der Atmosphäre, wo es Winde dem festen Lande zutreiben, welches es sodann, bei veränderter Temperatur der Luft, in allerlei Formen, als Thau, Regen, Schnee u. s. w., wieder empfängt. Die Dünste, welche aus dem Meere aufsteigen, haben aber selbst einen gewissen Grad der Wärme, und mäßigen daher die eiskalte Nordluft, wie sie die hitzigen Erdstriche milder und kühler machen, wenn sie in Wolkengestalt die stechenden Stralen der

Sonne auffangen. Es ist merkwürdig, daß das meiste Land in den heißen Erdstrichen, das Wasser von allen Seiten sehr nahe hat, wie Indien, die indischen Inseln, Guinea, Brasilien, Peru u. s. w. Alle diese Gegenden würden schwerlich von Menschen bewohnt werden können, wenn ihre Hitze nicht durch die glückliche Lage am Meer gemäßiget würde*).

*) In der That ist der Umkreis des Wassers durch Verdunstung etwas erstaunenswürdiges. Wenn man ein Becken voll Wasser bei starker Sonnenhitze oder heftigem Winde, in die freie Luft setzt; so dunstet in 24 Stunden ein Zoll hoch, Wasser aus. Zu anderer Zeit beträgt die Ausdunstung nicht einmal einen halben Zoll, und bei ziemlicher Kälte ist sie entweder kaum merklich, oder beträgt nur etliche Striche. Es ist aus diesen und andern Thatsachen wahrscheinlich, daß aus allen Meeren, welche zwischen den beiden Wendekreisen liegen, alle Tage wenigstens ein halber Zoll, vermuthlich aber noch etwas mehr verdunsten. Um die Pole herum mag es im Gegentheil kaum einen halben Strich an seiner Höhe, abnehmen. In Vergleichung des stärkern Abganges mit dem schwächeren wird es wohl nicht zu viel seyn, wenn wir für die Ausdünstung von einem Ende des Meeres bis zu dem andern, täglich einen Viertelzoll annehmen. Folglich wird innerhalb eines Jahres eine Wasserwolke aufsteigen, deren Dicke 365 Viertelszolle beträgt, so daß die aufsteigenden Dünste etwa 90 Zolle durch das ganze Jahr betragen. Hiervon gehen etwa 20 Zolle ab, die Erde zu befeuchten, wovon zehn wieder durch den Ausfluß der Ströme zurückkommen, zehn aber zur Tränkung der Pflanzen und Thiere dienen, und sich sodann theils unter der Erde verlie-

An vielen Orten dringt das Meer tief in die Länder durch engere oder weitere Oefnungen ein, und bildet dadurch mittelländische Meere, bisweilen hängt es auch wohl bloß durch unterirdische Kanäle, mit großen Sümpfen und Seen, die sich mitten im Lande befinden zusammen. Aus der Atmosphäre wird das Luftwasser,

ren, theils sich wieder mit dem allgemeinen Dunsthaufen vereinigen. Zwanzig mögen durch den Regen wieder aufs Meer zurückfallen, die noch übrigen 60 Zolle gehören für die heißen Erdstriche, um die heftige Hitze der Sonne daselbst zu mildern. Denn gerade die Jahreszeit, wo sie unter der brennenden Hitze erliegen würden, ist ihr Winter, weil sich dann dichte Wolken sammeln, welche die Stralen der Sonne auffangen. So bald die Sonne an den Wendekreis des Krebses kommt, und sich den mitternächtlichen Gegenden nähert, so brechen die Nordwinde loß, und treiben die ganze Masse der aufgestiegenen Dünste vor sich her. Bei dem Anfange des heißen Erdstriches stoßen sie die Dämpfe niederwärts, daß sie sich verdicken, und an die Abyssinischen und andere Gebirge, die sie entweder in Indien oder anderswo antreffen, anhängen. An denselben zertheilen sie sich in Regen, und begießen einige Monate lang, ununterbrochen das Land mit Wasser. Dieses schießt in wilden Strömen von den Bergen in die Thäler herab, und sammelt sich in den großen Flüssen, welche das Land durchströmen. Dadurch erhalten der Indus, der Ganges, der Niger und der Nil ihren Ueberfluß an Wasser, wachsen an, überschwemmen die Felder, und machen sie mit abgespülten zarten Mergel, fruchtbar.

wovon sich ebenfalls ein großer Theil aus dem Meere gebildet hat, vornemlich auf hohen Bergen, als Regen, Schnee, Eis ꝛc. niedergeschlagen; es sammelt sich eine große Menge Wasser daselbst, bahnt sich einen Weg durch die Erde, und ergießt sich in Gestalt von Bächen, Flüssen und Strömen, die oft Wege von mehrern hundert, ja tausend Meilen durchs feste Land nehmen, entweder unmittelbar oder mittelbar, vermittelst großer Seen, in denen mehrere Flüsse zusammen kommen, wieder ins Meer. So entstehen auch Brunnen und Wasserbehälter aller Art in großer Menge, die allenthalben auf der Erde anzutreffen sind, und Wässer von allerlei Eigenschaften enthalten, die zu verschiedenen Zwecken des Lebens dienlich sind.

Da nun das Meer so nothwendig zur Bewohnbarkeit der Erde ist; so hat die Natur auch dafür gesorgt,

---

Eben so blasen, wenn die Sonne sich jenseits der Linie dem Wendekreise des Steinbocks nähert, andere Winde von den Südländern gegen die Linie, und kommen den Bewohnern von Guinea, Monomotapa, Congo, Brasilien, Perú und dem mittlern Theile Westindiens zu Hülfe. Der Regen stürzt alsdann mehr in Strömen, als in Tropfen herab, und füllet die unzählige Wassersammlung, welche das übrige Jahr hindurch den Lauf des Zaire, des Orenokko, Amazonen- und Platastusses unterhalten müssen. Aus diesen Strömen von dem herabfallenden Regen, und von den übrigen Flüssen in gemäßigten Erstrichen, erhält also das Meer alles das wieder, was es durch die Ausdünstungen verloren hatte.

daß es in seinem wohlthätigen Einflusse nicht unterbrochen werde. Könnte das Meer in Fäulniß übergehen oder gänzlich zufrieren; so würde dieses den unvermeidlichen Untergang der mehresten lebendigen Geschöpfe nach sich ziehen. Beides aber ist durch die Natur unmöglich gemacht. Denn erstlich ist das Meer in einer kontinuirlichen Bewegung. Diese Bewegung ist nicht blos die, welche von Winden hervorgebracht wird, sondern die ganze große Wassermasse wird auch, wahrscheinlich durch den Einfluß des Mondes, alle 25 Stunden einmal hin- und her bewegt, und es entsteht daher ein sehr gewaltiges Hin- und Herschwanken des Meeres, welches man Ebbe und Fluth nennt. Dann merkt man auch an einzelnen Stellen des Meeres besonders starke Strömungen (courans) und Wirbel. Diese beständigen Bewegungen verhindern theils die Fäulniß, welche aus den vielen verfaulten Kräutern und Thieren und dem zugeführten Schlamme entstehen, und die Luft anstecken und verderben müßte, theils macht sie, daß das Meer an vielen Stellen gar nicht zufriert, wo stillstehendes oder wenig bewegtes Wasser ohnfehlbar frieren würde. Aber es ist noch ein anderer Umstand, welcher beide Zwecke mit befördern hilft. Dieses ist die salzichte Beschaffenheit des Meeres, die in mehr als einer Rücksicht außerordentlich zuträglich für die lebendigen Geschöpfe ist. Die Seefische könnten ohne dieselbige nicht leben, die Fäulniß des Seewassers wird dadurch verhütet, und die Kraft der Wärme, das Seewasser zu verdunsten, wird dadurch auf einen gewissen

Grad eingeschränkt. Alle diese Vortheile, und wie viele andere noch, die ich theils nicht erwähnt habe, und die theils noch unbekannt sind, werden durch die Naturkräfte allein bewirkt.

Aber soll ich nicht auch noch einige erwähnen, die der Mensch aus diesen wunderbaren Einrichtungen zieht? Ich meine insonderheit die Erleichterung des Umganges einzelner Menschen und ganzer Völker mit einander. Der Ocean verbindet nicht blos die Länder, er verbindet auch die Völker, welche ohne ihn beständig isolirt geblieben seyn würden. Die Schifffahrt ist das große Mittel der Vereinigung der ganzen Erde. Durch sie können alle Welttheile zu einander kommen, ihre Schätze austauschen, sich ihre Kenntnisse und ihre Sitten mittheilen. Und wenn der Mensch von Natur zu einer kosmopolitischen Gesellschaft bestimmt ist, warum sollten wir die Anstalten, wodurch dieselbe möglich gemacht wird, nicht auch für zweckmäßige Anstalten der Natur ansehen? — Was das Meer für große Welttheile ist, das sind die Seen, Flüsse und Ströme für kleinere Länder. Nichts trägt zur Gesundheit der Luft, zur Fruchtbarkeit des Bodens und zur Bequemlichkeit der Menschen mehr bei, als, daß die Erde allenthalben mit trinkbaren Gewässern durchschnitten ist, in die sich das überflüssige Wasser sammeln, und durch welche die Menschen mit ihren Personen und Gütern, leicht zu den entlegentsten Gegenden gelangen können; der vielen zufälligen Vortheile, welche die Menschen aus dieser Einrichtung zu ziehen wissen, nicht zu gedenken.

5) Zu der erwähnten vortheilhaften Vertheilung des Wassers, dienen vornämlich die Berge, Erhöhungen, welche, wenn man sie mit der ganzen Masse der Erde vergleicht, wenig betragen, und in der Temperatur der Atmosphäre, auch keinen sonderlichen Unterschied machen, ohne die aber die Erde gar kein Wohnplatz für die lebendigen Geschöpfe, so wie sie jetzt sind, seyn könnte. Denn erstlich kann man das ganze feste Land als einen Berg ansehen, der von allen Seiten, seinen Abhang nach dem Wasser hat. Und dieser Bau der Erde, welcher in den Gesetzen der Schwere, nach welchen sie geformt wurde, selbst seinen Grund hat, ist allein geschickt, den Lauf der Flüsse in regelmäßigen Betten und Wendungen möglich zu machen. Auf den verschiedenen Anhöhen aber, die man in Vergleichung mit den tiefer liegenden Gegenden, Berge nennt, geht die Scheidung und Niederschlagung der Gewässer, welche sich vorher durch die Wärme, in Luftgestalt verwandelt haben, in so großer Menge vor sich, daß daher die Flüsse und Seen beständig unterhalten und mit neuen Wasser versorgt werden können.

Die Erde selbst ist ganz bequem zur Erzeugung solcher Quellen, Flüsse und Ströme eingerichtet. Denn sie gleicht einer großen Destilirmaschine, durch welche das Wasser durchgeseigert und sich endlich in feste Becken und Rinnen sammeln und wieder ablaufen kann. Allenthalben besteht sie aus vielerlei Schichten verschiedener Arten von Sand und Erde. Ganz oben liegt ge-

wöhnlich unter einiger weniger Erde, eine Lage grober Kies, unter dieser eine andere Lage von grauem Sand, hierauf folgt eine Felsenbank, und nach dieser liegen bis zum Fuße des Berges andere Schichten, die sich nach seinem Abhange richten, und schief gegen den Horizont streichen. Diese Schachten liegen oben beinahe Wasserrecht auf einander, krümmen sich aber abwärts, und steigen aus dem Thale wieder, wie ein umgekehrter Bogen, in die Höhe. Diese künstliche Einrichtung verschaffet, außer andern wichtigen Vortheilen, den Pflanzen, Thieren und Menschen den erforderlichen Vorrath von Wasser, und sammelt die herabfallenden Dünste und Regentropfen, und verwahret sie.

Hohe Berge, wie die Alpen, die Cordilleras, der Piko u. s. w. sind in ihren obern Gegenden mit Schnee und Eis bedeckt, das, wenn die Sonne die größte Stärke beweiset, zum Theil schmelzt, als Wasser durch die Erde dringt, und sich inwendig oder am Fuße des Berges, auf einem lettigen Grunde, oder auf einer Felsenbank sammelt, und so werden Quellen gebildet, die nur so lange fließen, als die Sonne ihre Wirkung äußern kann. Das Eindringen des Regens hat einen gleichen Erfolg. Bäche, Brunnen- und Wasserbehälter aller Art entstehen auf diese Weise. Und kommt eine große Wassermasse zusammen; so bahnt sie sich durch ihre eigne Schwere einen Weg, spült das lockere Erdreich vor sich weg, und bildet sich zu einem großen Flusse, der durch viele Länder sich windet, und seinen Ausgang ins Meer, oft viele hundert Meilen weit sucht.

Wir finden also auch hier alles zu dem Zwecke der lebendigen Geschöpfe passend. Der ewige Kreislauf des Wassers ist eine außerordentlich künstliche und weise Einrichtung. — Nichts kann man in der Oekonomie des Baues der Erde ändern, ohne sie zu zerrütten. Nehmen wir dem Meere etwas von seinem Umfange, oder von dem Reichthume seiner Fluthen, so ist es nicht mehr hinlänglich, genug Dünste zur Sättigung der Luft abzugeben. Vermindern wir die Berge; so werden nicht Dünste genug eingesogen, um die niedrigeren Länder mit Quellen und Flüssen zu versorgen. Machen wir sie niedriger, so bleiben wenige Dünste an ihnen hangen, und die Flüsse werden austrocknen oder abnehmen. Geben wir ihnen einen größeren Umfang; so würden die Ebenen und Thäler kleiner, folglich öftern Ueberschwemmungen ausgesetzt. Lassen wir auch in den Ebenen Gebirge entstehen, so wird das Wasser in seinem Laufe gehindert, und es werden zu viel Seen und Moräste entstehen. Wollte man die Gewalt der Winde vermindern, und die Stürme der Natur verbannen; wie sollen dann die Dünste zerstreut, überall richtig vertheilt und jedem Lande sein Antheil von Regen und Schnee zugeführt werden!

Außerdem entdecken wir an den Bergen, noch eine Menge nützlicher Eigenschaften. Sie enthalten in ihrem Schoße Metalle, und eine Menge Mineralien; sie ernähren mancherlei Pflanzen, die auf den Ebenen nicht gedeihen würden; sie versorgen uns vorzüglich mit Holz,

halten die scharfen Winde ab, oder mäßigen durch ihren mit Schnee bedeckten Rücken die Hitze auf der Ebene; sie dienen zu natürlichen Dämmen wieder das Meer, und sind daher so wenig, wie Burnet meinte, unnütze Trümmer einer zerstörten Welt, daß ohne sie, vielmehr unsre ganze Erde ihrer vorzüglichsten Einwohner beraubt seyn müßte.

6) Eine besonders merkwürdige Einrichtung hat die Oberfläche des festen Landes bekommen. Wie geschickt ist hier alles, lebendige Geschöpfe zu ernähren und zu erhalten! Der größte Theil desselben ist oben mit einer Schicht Dammerde bedeckt, die aus organischen Theilen besteht, und allein zum Wachsthum der Pflanzen tauglich ist. Die Gebirge haben zwar eine beträchtliche Menge Klippen und schroffer Felsen, aber die mehresten und beträchtlichsten steigen doch sanft an, und sind an ihrem weit ausgebreiteten Fuße und an ihrem Abhange, so wie die Landhöhen, mit jener fruchtbaren Erde bedeckt. Da wo der Abfall des festen Landes gegen das Meer unmerklich ist, bilden sich Flächen und Ebenen, die oft viele hundert Meilen weit von keinen Bergen unterbrochen werden. Der größte Theil dieser Ebenen ist ebenfalls mit Dammerde überzogen, und nur hie und da, werden sie durch Sandwüsten unterbrochen. Doch sind auch nicht alle, mit Flugsand überschüttete, Ebenen unfruchtbar und wüste. So bald sie nur genug bewässert sind, treiben sie das angenehmste Grün hervor. Die Insel Sor in Senegal, die Insel Maryn

und andere sandichte Strecken, sind wegen der vielen Quellen, die sie bewässern, ungemein fruchtbar *).

Der oberste Theil der Oberfläche ist also fast durchgängig geschickt, Pflanzen zur Ernährung der Lebendigen hervorzubringen, obgleich der Boden wiederum sehr mannichfaltig und hier zur Ernährung dieser, dort zur Erzeugung einer andern Art von Gewächsen, geschickt ist. Viele Bäume und Gewächse verderben, wenn sie von ihrem eigenthümlichen Boden versetzt werden. Manche verlangen ein warmes, andere ein kaltes Erdreich; einige einen sandigen und lockeren, andere einen leimichten und schweren, manche einen gemengten und von beiden gemischten Boden. Einige finden in einem feuchten, andere auf einem trocknen Grunde ihr Gedeihen u. s. w. Tiefer unten findet man Mineralien von allerlei Art, Steine, Kohlen, Thon, Salze, Erzte, Kalk, Mergel u. s. w., deren physikalischen Nutzen man noch nicht durchgängig kennt; gewiß ist es aber, daß sie theils die obern Theile tragen und befestigen, theils den Flüssen ihre festen Betten geben, theils aber auch zur Fruchtbarkeit der Garten- und Ackererde vieles beitragen.

7) Und wie schön und vortreflich paßt in der Natur alles eins in das andere, wie stimmt alles insonder-

*) S. Adansons Reise nach Senegal S. 29. und Pallas Reise durch Rußland. 3. B. S. 335.

heit mit dem Zwecke der Lebendigen zusammen! Nirgends ist auf dem Lande oder dem Wasser ein Räumchen übrig geblieben, wo es nicht von Lebendigen mancherlei Art wimmelte. Und obgleich der Geschmack und die Bedürfnisse der Thiere so vielfältig eingerichtet sind; so findet sich doch allenthalben, das zu ihnen, was sie befriedigen kann. Jedes wird da geboren, wo es die Pflanze, Frucht oder Wurzel findet, die ihm schmeckt, jedes kommt in der Gegend zur Welt, deren Luft und Wärme es am besten vertragen kann. Ja wenn Thiere da sind, die nur Ein Kraut fressen, und sich lieber todt hungern, als ein anderes anbeißen; so findet sich auch da, wo solche Thiere sind, dieses Kraut, das mit ihrer Zunge und mit ihrem Magen übereinstimmt. Dann ist es auch ein großer Vortheil für die Lebendigen, daß nicht alle Pflanzen auf einmal, sondern nur nach und nach entstehen, daß sie gerade so lange dauren, als es das Bedürfniß der Thiere erfodert, daß die eine Art der Nahrung dann hervorkömmt, wenn die andere aufhört. Und findet sich für gewisse Thiere zu einer gewissen Zeit keine Speise; so hat sie die Natur so gebauet, daß sie während der Zeit des Mangels ohne Nachtheil ihres Lebens in einen tiefen Schlaf verfallen, oder das Geschäft der Verwandlung verrichten, wo sie keiner Nahrung bedürfen.

Die Reize für ihre Instinkte passen zu den Wirkungen, die sie hervorbringen sollen. Das Licht paßt für die Augen, die Lufterschütterungen für das Gehör,

die Speisen für den Geschmack, die Dünste für den Geruch. Wären die Materien, so wie sie die Natur hervorbringt, in ihrer Wirkung heftiger oder schwächer; so würden sie jedesmal ihre Zwecke verfehlen, und die Lebendigen würden dabei umkommen.

II.

Die Erde als Wohnort für Menschen insbesondere.

Die Erde gewährt den Menschen alle die Vortheile, welche sie den Thieren giebt. Aber unser Erstaunen vermehrt sich noch mehr, wenn wir diesen Weltkörper in Beziehung auf die Erkenntniß- und Willenskräfte und die Bedürfnisse des Menschen betrachten, und wenn wir überlegen, wie alles zusammenstimmt, den Menschen zum Herrn und Gebieter auf der Erde zu machen. Aus den Thieren macht die Natur alles, die Natur leidet nur wenig Veränderungen durch sie. Aber wie kehrt der Mensch alles auf der Oberfläche der Erde um, und wie sonderbar ist die Einrichtung der Natur, daß sie in die unzähligen Zwecke des Menschen sich fügt, und das aus sich machen läßt, was er aus ihr machen will.

Zuerst, wie wunderbar, daß alles in dem ganzen Weltraume, was die Sinne nur treffen kann, so eingerichtet ist, daß es nach den Gesetzen des Verstandes vorgestellt und erkannt werden kann. Es ist seinen Gesetzen nicht nur überhaupt und im Allgemeinen unterworfen, sondern alles ist auch so eingerichtet, daß er

in den Gegenständen allenthalben Materie zum Nachdenken, und Reitze, sich zu äußern findet. Die Gegenstände sind 1) so eingerichtet, daß sie seine Sinne und seine Einbildungskraft fassen, und daß er sie sich als Ganze vorstellen kann. Wenn alle Dinge so an einander hiengen, und so einförmig einen Raum erfüllten, als die den Weltraum erfüllte Luft, wenn die Dinge alle so groß wären, daß wir Jahre brauchten, um die Vorstellung derselben zu vollenden; so würde unser Verstand in ewigem Schlummer begraben liegen. 2) Sie haben so beharrliche und dabei doch so verschiedene Eigenschaften, daß es ihm leicht wird, sie von einander zu unterscheiden. Die Luftarten, die Metalle, die Erden, die Salze sind heute noch so beschaffen, wie sie vor Jahrtausenden waren. Man trift nicht zwei Blätter, nicht zwei Sandkörnchen an, an welchen man nicht noch Verschiedenheiten entdecken sollte. Jeder weiß, daß unser Verstand durch allgemeine Begriffe denken muß. Wenn nun die Gegenstände nicht so eingerichtet wären, daß sie gewisse gemeinsame Eigenschaften oder Aehnlichkeiten hätten, wodurch wir sie in Gattungen und Arten ordnen könnten; so würden alle allgemeine Wahrheiten, die das vorzüglichste Eigenthum des Verstandes ausmachen, verloren gehen. Wären sie aber in allen Stücken einander ähnlich und gleich; so würde wieder kein Unterschied unter ihnen statt finden, und unser Unterscheidungsvermögen hätte nichts zu thun. 3) Alle Dinge der für uns erkennbaren Welt, folgen dem Gesetze der Ursachen und Wirkungen. Ein jedes

Ding ist eine Ursache, und hat seine Wirkungen, jedes Ding ist eine Wirkung, und hat seine Ursachen; und so wie sich die Dinge durch ihre Merkmale auszeichnen; so zeichnen sie sich auch durch ihre Ursachen und Wirkungen aus. Hat man daher einmal entdeckt, was ein Ding, vermöge einer gewissen ihm beiwohnenden Eigenschaft, nach sich ziehe; so kann man auch wissen, was darauf folgen werde. Ohne diese regelmäßige Einrichtung der Welt, wo alles festen und bestimmten Gesetzen folgt, würde unser ganzes Erkenntnißvermögen todt und ungebraucht liegen bleiben. Die Vernunft wäre ein völlig unnützes Geschenk, und der Mensch würde kaum einen Augenblick sein Daseyn erhalten können.

Zweitens nehme man den Wirkungskreis, welcher dem menschlichen Erkenntnißvermögen überall eröfnet ist. Seinem Auge steht der ganze Himmel offen. Das Licht ist so eingerichtet, daß es ihm Gegenstände in unendlichen Entfernungen zeigt. Er kann mit seinen Blicken das Meer der Gestirne durchwandern, und so in den Vorhof der Ewigkeit dringen. Welch eine zahllose Menge von Gegenständen sind da, seine Sinne, und sein Gedächtniß zu erfüllen, und so seinem Verstande unaufhörlich Arbeit zu verschaffen. Die Oberfläche, die unterirdischen Hölen, die Eingeweide der Erde, die Tiefen des Meeres; alles kann er erkennen und erforschen.

Aber er soll drittens seine Erkenntnisse auch ausführen, und auch hierin begünstiget ihn die Natur al-

lenthalben, und macht, daß er die Kräfte aller Thiere und selbst ungeheuerer todter Massen überwinden, und nach seinen Zwecken einrichten kann. Feuer, Luft, Wasser, Erde, Holz, Eisen u. s. w.; alles kann er zu seinen Zwecken gebrauchen. Er macht sich Maschinen und Werkzeuge, wodurch er die Kraft seines Leibes viele tausendmal vervielfältigen kann. Nun ist ihm kein Thier zu stark, das er nicht zu Paaren treiben, keine Heerde zu groß, die er nicht verjagen könnte, so bald er will. Er wälzt die größten Steinmassen fort, fället hundertjährige Eichen, zerschmettert die Felsen, durchgräbt die Berge, legt den Strömen einen Zaum an, und bezwingt die Härte des Steins und des Eisens. Alles was auf der Erde ist, hat eine solche Natur, daß es zu tausenderlei Zwecken von einem vernünftigen Willen gebraucht, und zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse genutzt werden kann. Wie sehr stimmt die Natur der Steine, Metalle, Erden, Oele, Salze u. s. w. mit den Zwecken des Menschen überein, und auf wie mannichfaltige Art lassen sie sich durch die Willkühr bearbeiten! Wenn sich die Steine nicht behauen, das Holz sich nicht bearbeiten, die Metalle sich nicht hämmern und schmelzen, die Thiere sich nicht zähmen oder fangen, wenn das Erdreich sich nicht ackern ließe; so würde ihm der größte Verstand und der beste Wille nichts helfen. Aber die Mannichfaltigkeit der Naturdinge, und ihre biegsamen Eigenschaften sind es, welche seiner Vernunft zu Hülfe kommen, und die Ausführbarkeit ihrer Begriffe möglich machen. Die körperliche

Natur

Natur hat daher vielleicht so vielen Antheil an der Erfindung der Wissenschaften und Künste als der menschliche Verstand selbst. Die unendliche Arbeit des Menschen, wodurch er Tiefen ausfüllet, Berge ebnet, Felsen durchsprengt, Ströme fahrbar, Steppen urbar machet, ungeheure Gebäude errichtet, das Meer mit Schiffen und Seeleuten bedeckt, Mineralien aus tiefen Schachten holt u. s. w. Alle diese schweren Unternehmungen sind doch nur dadurch möglich, daß der Mensch in der Natur selbst Kräfte findet, wo er die eine durch die andere besiegen und sie so nach seinem Willen einrichten kann.

Und diese Anstalten für das Menschengeschlecht sind nicht etwa an einzelnen Gegenden der Erde getroffen. Die Erde ist überall geschickt, Menschen aufzunehmen und zu ernähren. Nur wenig unwirthbare Gegenden verschließen ihm bis jetzt gänzlich den Zugang, und wer weiß, ob er nicht zuletzt auch diesen noch etwas abgewinnen kann.

Noch eine besondere Beziehung auf die Bestimmung des Menschengeschlechts hat die Kugelgestalt der Erde. Denn der Mensch ist zur Geselligkeit bestimmt. Seinen höchsten Endzweck erreicht das Menschengeschlecht erst, wenn es sich zu einem großen weltbürgerlichen Verein zusammenfügt. Ein solcher würde aber, wenn die Erde eine bloße große Ebene wäre, gar nicht möglich seyn; die Völker würden sich in unendliche Weiten

von einander entfernen und sich nie wieder berühren. Aber die Kugelgestalt hält das Menschengeschlecht zusammen, und ernährt ihre Gemeinschaft unter einander aufs beste.

Wir haben schon oben erwähnt, wie jedes Klima und jedes Nahrungsmittel den Menschen gerecht ist, und wie er weit mehr, als jedes Thier, die verschiedenste Temperatur aushalten, und auch die verschiedenste Lebensart gewohnt werden kann. Aber eben so merkwürdig ist, daß sich auf der ganzen Erde fast allenthalben Dinge von verschiedener Art für die wesentlichen und zufälligen Bedürfnisse der Menschen, entweder schon finden, oder doch leicht hervorgebracht werden können, so daß die ganze Erde recht absichtlich gerade zur Wohnung des menschlichen Geschlechts eingerichtet zu seyn scheint. In den kältesten Gegenden hat die Natur dennoch Anstalten getroffen, die Kälte zu mindern, und das Licht herbeizuschaffen, das ihnen die Sonne versagt. Die häufigen Nordlichter machen die Gegenden helle, und die Sterne in Norden glänzen ebenfalls viel stärker, als in den übrigen Gegenden des Firmaments. Unter dem Schutze des Schnees gedeihen einige Pflanzen, und zugleich vermindert er die Dunkelheit der Nacht. Erde und Bäume sind mit dicken Moos bedeckt, das leicht Feuer giebt. Die Sonne verweilt länger am Horizonte, und verdoppelt ihre Hitze und ihr Licht durch die Nebensonnen, welche sie in den nördlichsten Theilen der Erde bildet. Und die

glühenden Winde aus Afrika, die sich in der Wüste Zara noch mehr erhitzen, haben noch Gewalt genug, wenn sie bis nach Nova Zembla gelangt sind, die heftige Kälte daselbst zu mäßigen.

Aber so wie die Natur Mittel hat, die allzugroße Kälte zu schwächen; so weiß sie auch die Hitze und das Sonnenlicht in den heißen Zonen zu mildern. Sie bedeckt den Himmel mit dicken Wolken, und läßt Regen herabfallen. Sie hat hohe Eisberge mitten in die heißesten Gegenden gesetzt, welche denselben ihre kühlende Winde zusenden. Ohne die Bergkette Taurus in Afrika und Asien, und die Cordillera's in Amerika, würde die Hitze in vielen Gegenden von Afrika, Asien und Amerika unerträglich seyn. Dann läßt die Natur in jenen Erdstrichen noch eine Menge schattichter Gewächse und kühlender Früchte wachsen, wodurch die Menschen erquickt und zum Aufenthalte eingeladen werden. Vielleicht tragen auch die dunkeln Farben, welche man in den heißen Gegenden so häufig an Thieren und Gewächsen antrift, dazu bei, die Wirkung der Sonnenstralen zu mildern, so wie die weiße Farbe, womit an den Polen die ganze Erde und alle Thiere bekleidet sind, ihre Wirkung der Wärme verstärkt.

Doch dieses, so wie das trinkbare Wasser und die Gewächse gehören größtentheils auch den Thieren; aber daß man auch allenthalben mit leichter Kunst Feuer anzünden kann, ist ein Umstand, der vornämlich den Men-

schen zu statten kommt, und ohne welchen der größte Theil der Erde für ihn unbewohnbar seyn würde. Fische, die der Mensch fangen, Wildpret, das er jagen kann, sind fast allenthalben anzutreffen. An allen Orten finden sich verschiedene Gewächse, Getraide- und Obstarten, oder lassen sich doch leicht anpflanzen und vermehren. Es giebt von der Linie an, bis an die Ufer des Eismeers keine Gegend auf der Erde, wo nicht einiges Getraide wachsen könnte. In den feuchten Ländern des heißen Erdstrichs in Asien, ist das Reis zu Hause. In den sumpfichten Gegenden des kalten Nordamerika's wächst ein wilder Hafer, der den Einwohnern reichliche Nahrung giebt, wie Hennepin, Champlain und mehrere Reisende bezeugen. In den heißen und trockenen Ländern giebt es eine Menge Getraidearten, wie die Moorhirse in Afrika, den Mais in Brasilien, und in den gemäßigten Klima's den Waizen, Roggen, Gerste ꝛc. So hat also die Natur allenthalben für die Speise der Menschen gesorgt. Aber auch sein Getränke hat sie allenthalben vertheilt. In den brennenden Sandwüsten Afrika's wächst eine Pflanze, deren Blatt eine Art von Kelch oder Kreutz bildet, und worin sich stets so viel frisches Wasser findet, als in ein Weinglas geht. Die oberste Oeffnung des Blattes ist mit einer Decke verschlossen, so daß das darin enthaltene Wasser nicht verdunsten kann. In einigen Gegenden eben dieses Landes befinden sich große Bäume, welche die Neger Boa nennen, dessen Stamm ungeheuer groß und wie eine Cisterne ausgehöhlt ist. Hierin sammelt sich zur

Regenzeit eine Menge Wasser, und erhält sich in der größten Hitze, wegen der dichten Blätterdecke, die der Baum gewährt, frisch. Auf den dürren Felsen der Antillen trift man dennoch Saftreben, woraus man ohne Mühe so viel Wasser drücken kann, als ein Mensch zu trinken vermag. In dem Bay von Campêche, wo im Sommer die Dürre über die Maaße groß ist, fand Dampier doch noch in einer Art Tannäpfel einen Wasservorrath, und Du Tertre erzählt, daß er seinen Durst in den sandichten Orten auf Guadeloupe, allein durch ein daselbst wachsendes Rohr habe stillen können, in dessen Blättern, die wie ein Horn gedrehet sind, sich Wasser erhalten hatte. An Brennmaterialien, als Holz, Kohlen, Torf u. s. w. ist überall ein großer Vorrath, und selbst an den Eisküsten, wo die Naturkraft zu schwach ist, Bäume hervorzutreiben, trift man Robben, Wallroße und Wallfische an, die den Einwohnern Fleisch zur Nahrung, Thran und Gräten zur Feurung verleihen; so wie bepelzte Thiere, die ihnen Kleidung geben; oder es führen die Ströme im Meere eine Menge Treibholz herbei, woraus sie Waffen und Wohnung bereiten, und sich gegen die Kälte schützen können. So findet ein Wesen, das Vernunft hat, allenthalben seinen Unterhalt.

Ein anderer Umstand, der den Menschen an allen Orten zu Statten kommt, ist, daß Thiere daselbst leben, die er leicht zähmen und zu Gehülfen seiner Arbeit machen kann. Der Hund findet sich in allen Welttheilen, und wird bald und leicht der treue Gesellschafter des Menschen. Er kann selbst dahin folgen,

wo kein anderes Thier mehr leben kann. Der Grönländer hat sonst kein zahmes Vieh, als den Hund, der ihm seinen Schlitten zieht, die Bären jagt, und von dessen Felle er sich kleidet. Die Kamtschadalen, Eskimo's und Ostiaken gebrauchen die Hunde ebenfalls zu ähnlichen Geschäften. Er gewöhnt sich fast eben so leicht an allerlei Nahrung, als der Mensch selbst. Der Wolf scheint nichts, als ein wilder Hund zu seyn. Er fängt in der alten Welt mit dem Polarzirkel an. Mongaoea, Anadirskoi haben weiße, und Lappland starke graue Wölfe. Dann geht er durch ganz Europa, Sibirien, fort nach China, Persien, findet sich in Afrika, in Egypten, Kongo, Abyssinien, am Senegall, und ist auch in Amerika häufig *). Ochsen, Schafe und Ziegen, die den Menschen in vieler Rücksicht so nützlich sind, können die verschiedenen Klima's fast eben so gut, als der Hund ertragen; nur in den kalten Zonen können sie nicht so gut ausdauren. Pferde und Esel kommen allenthalben fort, wo nur noch Futter für sie wächst, und wenn in den kalten Wüsten am Eismeer dieses nützliche Thier nicht mehr fortkommen kann, so findet doch das Rennthier Moos für sich, unter dem kalten Schnee, und leistet den Lappländern, Ostiaken, Samojeden und allen Völkern längst dem Eismeere noch mehr, als die Dienste des Pferdes, da es mit seinem weitgespaltenen Fuße, so bequem über den Schnee

*) S. Zimmermanns geographische Geschichte des Menschen u. s. w. Erster Band 1778.

gehen, die größte Kälte aushalten, und mit dem schlechtesten Futter vorlieb nehmen kann. Und wie willkommen ist den Tartarn das Kameel, das zur Bereisung der salzigten Sandwüsten gleichsam geschaffen zu seyn scheint, die ohne dieses Thier ganz unbesucht und unbenutzt bleiben müßten. Siam und Pegu bringt das Rhinoceros hervor, das durch das willkührliche Aufblasen seiner Haut sich von dem Schlamme befreien kann, durch den es oft gehen muß. In Asien bietet der Elephant den Menschen seine Dienste an, dessen breiter und in viele Abtheilungen gespaltener Fuß, die Gebirge der heißesten Zone so sicher betritt; in Peru das Lama, das mit seinen gespaltenen Klauen gemacht ist, auf den Cordilleras zu leben. So treffen wir also allenthalben auf der ganzen Erde Anstalten für den Aufenthalt der Menschen an.

III.

Die Natur bildet den Menschen und bevölkert den ganzen Erdboden.

Es sind aber nicht nur allenthalben auf der Erde Vorbereitungen zur Aufnahme des menschlichen Geschlechts, zur Nahrung und Erhaltung desselben getroffen; es ist auch durch die Entstehung und Ausbildung der Erde selbst, die Kultur und Verbreitung des menschlichen Geschlechts eben so bestimmt, als durch die innere natürliche Einrichtung des Menschen.

Wir wollen uns hier in keine Muthmaßungen über die erste Formirung der Erde einlassen *). So viel ist aber gewiß, daß sie nicht immer so war, als sie jetzt ist, und daß große und weit ausgebreitete Veränderungen mit ihr vorgegangen sind. Denn unbezweifeltsten Beweiß hiervon geben die Versteinerungen der Schalthiere, welche fast überall im festen Lande gefunden werden. Die Conchylien sind über den ganzen Erdboden in unglaublicher Menge zerstreut auf hohen Gebirgen und in der Tiefe der Erde, oft in ganzen Schichten und Bänken, worin eine einzige Art, mit andern unvermischt, liegt. Deutschland ist sehr reich davon. Nicht weit von Hannover liegen ganze Schichten von Turbiniten, Telliniten und Austern. Der hohe Pilatusberg in der Schweiz, der hohe Bergkranz bei Genf und bei Brugg sind voll davon. Die Appeninen sind ein Hauptsitz der Versteinerungen; Spanien, Frankreich, England, Norwegen, Schweden, Polen und Ungarn und alle Länder Europens enthalten, in Gebirgen und in Tiefen eine Menge von Seethieren und anderer Versteinerungen. In Asien fehlt es ebenfalls nicht daran. Man hat in Sibirien, Ostindien, China, in Natolien, Syrien, Palästina, besonders auf dem Berge Karmel, einen großen Vorrath von Petrefakten gefunden. Die Berge

*) Wer eine deutliche, populäre Darstellung der hauptsächlichsten Geogonien oder Hypothesen über die allmählige Bildung der Erde sucht, sehe: Sullivans Uebersicht der Natur 1. Th. übers. von D. Hebenstreit. Leipzig 1795.

in Persien und am Kaspischen Meere sind fast ganz aus Schnecken und Sand zusammengesetzt. In Afrika und Amerika sind sie gleichfalls nicht selten. In Guinea, tief landeinwärts, finden sich versteinerte Conchylien. So gar auf den Cordillera's hat man Ammonshörner und andere versteinerte Schalthiere angetroffen.

Aus diesen Thatsachen kann mit der allergrößten Gewißheit geschlossen werden, daß alle diese, und die dazwischen liegenden Gegenden, also der größte Theil der Erde, vormals mit Wasser bedeckt gewesen sey, und daß sich das jetzige feste Land, nur nach und nach, durch sehr viele Revolutionen, gebildet habe.

Wir finden aber ohngefähr in der Mitte von Asien, in dem schönsten Himmelsstriche, ein Stück Land, welches von dieser Ueberschwemmung, höchst wahrscheinlich ganz frei geblieben zu seyn scheint, weil man keine Spuren davon antrift, und die Höhe des Urgranits solches auch glaublich macht. Ein Buckel, welcher beträchtlich höher ist, als beinahe alles andere Land auf der ganzen Erdkugel, ragt ursprünglich aus der allgemeinen Fluth hervor. Von ihm ziehen sich lange Gebirgsketten, nach allen vier Himmelsgegenden, über den Erdboden hin, und sind in dieser Gegend gleichsam wie in einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte mit einander vereiniget. Um ihn herum entspringen eine Menge großer Flüsse, die sich nach allen Weltgegenden ergießen, als gegen Mittag der Indus und Ganges, gegen Mor-

gen der Hoangho, gegen Mitternacht der Jenisej, Oby und Irtis, und gegen Westen der Alchach und Gihun. Die Thäler dieses Bergrückens mußten da, wo ihnen noch das Meer näher war, und sie folglich Regen im Ueberfluß hatten, gewiß sehr fruchtbar seyn, ob sie gleich jetzt, da das Meer sich so weit von ihnen entfernt hat, dürre und öde geworden sind.

Hier ist höchst wahrscheinlich, wie sich so wohl aus dieser ursprünglichen Beschaffenheit der Erde, als auch aus den vielen Traditionen und heiligen Gebräuchen der Juden, Indianer, Sinesen und Tataren und aus mehreren andern Umständen vermuthen läßt *), der

*) Alle alte Traditionen setzen die ersten Menschen in eine Gegend zwischen die indischen Berge. Man sehe Herders Ideen 2. Th. Die Indianer, Sinesen, Tataren halten alle diese Berge für heilig, und wallfahrten dahin. Sie lehren, daß ein besonderer Berg in dieser Gegend Chang-Pe Chang ihr Urgroßvater sey. Moses Nachrichten von dem Aufenthalte der ersten Menschen deuten alle auch auf diese Gegend. Ferner sind 1) alle Völker Europens offenbar aus Asien gekommen, wie ihre Traditionen, und noch sicherer, die Sprachreste beweisen. Die Abkunft der Amerikaner von Asiaten, ist aus ihrem ähnlichen Körperbaue und aus der ehemaligen Gestalt des festen Landes, da gewiß Asien und Amerika zusammenhiengen, höchst wahrscheinlich. Die Abstammung der Afrikaner von den Asiaten ist zwar ungewisser. Aber die ältesten Traditionen, so wie die alte Gestalt der Erde, deuten doch ebenfalls darauf hin. Ueberdem ist offenbar, daß 2) sich in

Aufenthalt und der Entwickelungsort der ersten Menschen gewesen. Hier lieferte die Erde den noch ungebildeten Menschen, alles, was er zu seiner Existenz bedurfte, gleichsam in die Hände, und reizte seinen Verstand zur ersten Thätigkeit. Alle organischen Kräfte waren hier koncentrirt, und die Natur trieb Früchte, Kräuter und Obst von verschiedener Art und zu allen Jahreszeiten hervor, um dem Menschen sein Ernäh-

---

Asien die ältesten kultivirten Sprachen finden; 3) daß Asien zuerst Schrift gehabt, und allen andern Welttheilen erst das Alphabet mitgetheilt hat; 4) daß in Asien sich zuerst die gezähmten Thiere, und in der größten Menge finden; 5) Getraide, Weinstock und die schönsten Früchte sind aus Asien in die übrigen Welttheile gekommen; 6) daß Wissenschaften und Künste zuerst in Asien entsprungen, haben Goguet und andere unwidersprechlich bewiesen; 7) auch die bürgerliche Gesellschaft nimmt hier ihren Anfang. Regierungsformen und Gesetze findet man hier zuerst. 8) Die älteste Geschichte und Tradition kömmt aus Asien, und bezieht sich auf dieses Land. Uebrigens wird auf den Umstand, daß ein Menschenstamm gewesen, und daß dieser in Asien sich entwickelt habe, hier nichts gebauet. Denn, wenn auch mehrere ursprüngliche Menschenstämme gewesen sind, und wenn sie auch in andern Weltgegenden ihre erste Bildung empfangen haben; so muß es doch allenthalben auf eine Art zugegangen seyn, die derjenigen, die oben beschrieben wird, ähnlich gewesen ist. Man sehe Zimmermann in seiner geogr. Gesch. Th. 1. S. 114 u. f. w. Mit ihm stimmen alle große Philosophen und Naturforscher zusammen, Pallas, Bailly, Kant u. s. w.

rungsgeschäft zu erleichtern. Die ganze Gegend war ein natürlicher, fruchtvoller Garten, wo es dem Menschen nicht sauer werden konnte, sich Unterhalt zu verschaffen. Der Kokos- Datteln- Sago- und Brodbaum ist in Asien zu Hause, und bedarf keiner künstlichen Kultur. Diese Bäume laden aber die einfältigsten Menschen ein, sie zu ihren Bedürfnissen zu benutzen. Alle Theile des Kokosbaums sind ohne, daß sie viel Arbeit bedürfen, für den Menschen brauchbar. Die Frucht hat einen angenehmen Geschmack, und liefert, ehe sie zur völligen Reife kömmt, ein wohlschmeckendes Getränk, das nur ausgedrückt seyn will. Aus der äußern faserichten Schale machen die Indianer mit leichter Mühe Stricke und Kleider, und aus der andern braunen Schale, Trinkgeschirre, Löffel und andern Hausrath. Aus den Blättern können leicht Dächer, Körbe, Nägel und andere nützliche Sachen gemacht werden. Eben so leicht befriedigt auch der Dattelbaum mehrere Bedürfnisse. Man kann nicht blos die Datteln roh und getrocknet essen, sondern auch die jungen Zweige und Blumenbüschel; man bereitet auch Oel und Wein daraus. Auch aus dem Safte, der beim Anbohren der Bäume herausfließt, wird Wein. Der Sago- und Brodbaum sind fähig, zu allen Zeiten eine große Menge Menschen zu ernähren. Die Citronen- Pomeranzen- Feigenbäume, Aloe, Oelbäume, Weinstöcke; alles dieses sind Gewächse, die in dortiger Weltgegend von selbst hervorkommen, und selbst viele Getraidearten wachsen in Asien wild, und bedürfen keiner Wartung.

Wie leicht geben jene Baumarten den Menschen auch Waffen in die Hand!

Bei diesem milden Klima, bei diesem Reichthume des Bodens konnte der Mensch unmöglich umkommen; er durfte nur zugreifen, um seine Bedürfnisse zu stillen.

Auch viele Landthiere, besonders solche, die sich gern zähmen lassen, scheint die Natur ursprünglich in jene Pflanzschule des menschlichen Geschlechts versetzt zu haben. Wenigstens finden sich nach Pallas Zeugniß, alle Thiere, die in den Nord- und Südländern zahm gemacht worden sind, in dem gemäßigten Klima der Mitte Asiens wild, wie Ochsen, Schweine, Kameele, Katzen, Hunde (in dem Schakal, der entweder ein Stammvater unseres Haushundes, oder ein Bastard vom Wolfe, Fuchse u. s. w. ist), das Pferd und andere. Hatte der Mensch aber einmal den Hund und das Pferd sich unterthänig gemacht; so war seine Herrschaft über alle Thiere gesichert. Er konnte nun leicht die übrigen tödten, um sich vor ihren Angriffen zu sichern, oder sie zu seiner Nahrung zu gebrauchen.

So hatte also die Natur für das erste Menschengeschlecht hinreichend gesorgt, und die Ueberschwemmung des übrigen Theils der Erde machte es nothwendig, unsre Stammeltern in diese fruchtbaren Ebenen zu versetzen. Unterdessen sich nun hier das Menschengeschlecht vermehrte, und von der freigebigen Natur lebte, sank das Meer immer mehr und mehr in die Tiefen zurück. Es stieg immer mehr festes Land hervor, so daß nach und nach die Erde ohngefähr das Ansehen er-

hielt, welches sie jetzt hat, obgleich manche nachherige große und kleine Revolutionen die Gestalt der Erde immerfort verändert haben.

Die Vermehrung der Menschen vermehrte auch ihre Bedürfnisse, und diese lockten schon hier mancherlei Erfindungen hervor. Hier erwuchsen die ersten Gesellschaften; Vernunft und Sprache entwickelten sich, die ersten Künste, welche zu den Bedürfnissen und einigen Bequemlichkeiten des Lebens nothwendig sind, wurden erzeugt. Fischfang, Jagd, Landbau, Waffen, die Kunst zu bauen, sich zu kleiden, die Speisen zu braten oder zu kochen. Diese und mehrere Erfindungen liegen dem Menschen so nahe, die Gesellschaft muntert so sehr dazu auf, daß sie sicher schon in der Wiege der Menschheit entstanden sind.

Endlich aber wird das Land zu klein, es kann nicht alle seine Bewohner nähren, sie lernen den Mangel kennen. Nun entsteht Streit und der Krieg stellt sich unter ihnen ein. Die stärkern und mächtigern Stämme jagen die schwächeren entweder mit Gewalt zum Lande hinaus, oder diese geben freiwillig nach, und ziehen fort. Nun wandern die fortgedrückten Stämme an den Kettengebürgen und großen Flüssen fort, um andere fruchtbare noch unbewohnte Gegenden aufzusuchen, wo sie ruhig leben können. Hier vermehren sie sich ebenfalls und jagen endlich auch Kolonien nach andern Gegenden von sich, wo sich diese abermals vermehren und

so weiter, bis sich endlich über das ganze feste Land Menschen verbreiten, und so die Natur durch ein gewaltsames Mittel, den Krieg, die ganze Erde bevölkert.

Ueber das Wasser haben sich wohl die Urvölker noch nicht weit gewagt. Die frühe Bevölkerung aller Welttheile wird aber begreiflich, wenn man erwägt, daß ehemals Afrika und Asien durch einen langen Strich festen Landes, der sich gegen Morgen um die ganze Halbkugel der Erde bis nach Amerika hingekrümmt hat, zusammengehangen haben. Der ganze ostindische Archipelagus, Neuholland, Neuseeland und ganz Südindien sind wahrscheinlich ehemals festes Land gewesen. Amerika war nicht nur mit Afrika, sondern auch mit Asien, vermittelst großer Länder, verbunden, wie so wohl aus ältern Traditionen, als auch aus den Gesetzen, wornach große Revolutionen erfolgen, sehr wahrscheinlich gezeigt werden kann.

Die verdrängten Stämme haben ihren Weg vermuthlich zuerst gegen Sonnenaufgang genommen, da dieses schöne Phänomen alle Menschen überhaupt, und die orientalischen Völker vorzüglich, reizt. So verbreiteten sich dann die Menschen zuerst über Sina und Indien, hernach aber nicht nur über jene Länder, welche damals Asien mit Amerika vereinigten, sondern endlich auch über das südliche Amerika selbst. In der Folge verschlang das Meer große Stücke von dem festen Lande, trennte mächtige Strecken von einander, und ließ

in der Mitte einige Höhen, als hervorragende Inseln stehen. Die in den Tiefen wohnenden Menschen wurden gänzlich verschlungen, und die übrigen wurden durch weite oder enge Meere getrennt.

Nachdem nun die Erde, gegen Osten bis nach Südamerika auf solche Weise bevölkert war, so schickte jenes fruchtbare und gemeinschaftliche Vaterland seine überflüßigen Kinder auch nach Süden aus, welche sich so fort, nicht nur über das Reich des großen Moguls, sondern auch durch Arabien und Südafrika verbreiteten. Nachdem auch diese Gegenden mit Menschen angefüllt waren, war man genöthiget, in Westen Wohnungen aufzusuchen; und so wurde nicht allein ganz Persien, Kleinasien, Aegypten und ganz Nordafrika, sondern auch Griechenland und Südeuropa nach und nach mit Bewohnern versorgt.

Als die Welt den Menschen in Osten, Süden und Westen noch offen stand, und nirgends bevölkert war, da reichte auf der Nordseite das Meer noch beinahe bis an die ersten Wohnplätze der Menschen. Später hin aber wich der Ocean gegen den Pol zurück, und brachte wahrscheinlich jene Verwüstungen zwischen Amerika, Asien und Afrika hervor, wodurch denn der Norden auch am festen Lande gewann. Da nun in andern Ländern kein Raum mehr war; so mußten die Völker ihren natürlichen Abscheu vor den nördlichen Gegenden überwinden, und waren gezwungen, auch diese Länder

der anzubauen. Also wanderten einige Kolonien über das hohe Kettengebirge Ural, nach Nordeuropa, und bevölkerten Rußland, Polen, Deutschland, Skandinavien und Brittannien. Andere verbreiteten sich an den Flüssen und Gebürgen der Tartarei, selbst nach Norden und Osten, und kamen endlich so gar bis in den nördlichen Theil der neuen Welt, weil dieser damals noch mit Nordasien verbunden war. Die ersteren, oder nordeuropäischen Pflanzvölker, vermischten sich hernach mit den bereits gedachten Kolonien der südlichen Gegenden dieses Welttheils, und erhielten von diesen glücklicheren Nationen für Sklaven, Eisen, Kupfer, Silber, Pelzwerk u. s. w. allerhand Bedürfnisse des Wohlstandes und einer feineren Lebensart, wie auch Kenntnisse in Künsten und Wissenschaften und in der Religion.

Der Anwuchs der Bevölkerung trieb endlich die Tataren wieder nach Süden zu, und das sinesische Reich, welches in Süden mit der Tartarei schon damals zusammenhieng, und von den allerersten Kolonien schon längst mit Menschen besetzt worden war, wurde von diesen Völkern aus Norden her, sehr oft angefallen, und mußte deren viele in seinen Schooß aufnehmen, die sich so fort mit den eigentlichen alten Sinesen vermischten, und mithin hier eine Menschenrasse hervorbrachten, welche in Rücksicht auf Bildung und Wuchs, zwischen den Ostindianern und Tataren das Mittel hält. Aber endlich wollten sich die Sinesen dergleichen gewaltsame Besuche, die sich allemal in ein ewiges Dableiben verwan-

delten, nicht mehr gefallen lassen: sie umgaben daher nicht nur die nördlichen, sondern auch die westlichen Grenzen ihres Reichs, mit einer hohen Mauer, welche über sieben hundert Meilen lang, mit dreitausend Thürmen versehen, und ohngefähr im dritten Jahrhunderte vor Christi Geburt, gebauet seyn soll.

Auf diese Weise war nunmehr die ganze bewohnbare Oberfläche der Erde mit Bewohnern versorgt, bis auf die äußersten Polarländer, welche am spätesten ihre Häupter aus dem Meere empor gehoben hatten, und wohin endlich auch dumme Nationen, die sich nicht anders zu helfen wußten, durch den Krieg versprengt wurden. Aus den nach Norden vertriebenen Tataren entstanden die Samojeden und Ostiaken. Diejenigen, welche aus Nordamerika gegen den Pol gejagt wurden, verwandelten sich in Eskimo's und Grönländer und andere, welche aus den südlichen Ländern dieses Welttheils nach Terra del Fuego haben wandern müssen, schrumpften in die häßlichen Pescherás zusammen. Von den Nordeuropäern sind die Lappen an die nördlichen Ufer unseres Welttheils verstoßen worden, so wie auch ohnfehlbar die Einwohner von Madagaskar einige schwache Familien auf die magern Felsen und steilen Gebirge ihrer Insel getrieben, und sie dadurch in Kimos verwandelt haben. Vielleicht riß auch ein drittes Volk, das einen bessern Wohnplatz suchte, eine ganz durch Sprache und Sitten verbundene Nation aus einander, spaltete die Völkerschaften, und schlug seinen Wohnsitz

zwischen ihnen auf. So scheinen die Samojeden am Eismeer mit einem Volke, das zwei hundert Meilen von ihnen im Altaischen Gebirge wohnt, der Sprache nach verwandt zu seyn. Ein mongolisches, berittenes und folglich kriegerisches Volk wohnt zwischen ihnen, und hat sie wahrscheinlich mit Gewalt aus einander gesprengt. Die Lappländer sind mit den von ihnen sehr weit entfernten Ungarn verwandt, und sind wahrscheinlich nur durch die dazwischen eingedrungenen Gothischen und Sarmatischen Völker getrennt. Eine Hypothese, die um so wahrscheinlicher wird, da sie begreiflich macht, wie diese Völker so weit in der Kultur gegen ihr Muttervolk zurück bleiben konnten. Denn durch die dazwischen tretenden Nationen, die ihnen fremd waren, und deren Sprache sie nicht verstunden, waren sie auf einmal isolirt, und von ihrer großen Gesellschaft abgerissen worden, wo sie denn in unwirthbaren Gegenden leicht verwildern und in Stupidität verfallen konnten *).

Diese kurze, freilich größtentheils nur auf Muthmaßungen gegründete Geschichte der Bevölkerung der Erde, lehrt uns doch deutlich, wie die Natur selbst sich des Menschengeschlechts angenommen, und ihren Verstand entwickelt hat. Sie setzte ihn gleich anfangs in

*) S. Wünsch kosmologische Unterhaltungen, wo man diese und mehrere schöne Ideen über die Bevölkerung der Erde findet.

eine Gegend, wo er die Bedürfnisse seines Lebens vor sich fand. Hier sahe er die Erde Gewächse aller Art hervorbringen, und konnte ihr leicht das Pflanzen und Säen ablernen. Nach der ältesten Urkunde des Menschengeschlechts führte Adam den Ackerbau schon ein, nachdem er sich zuvor mit Even von selbstwachsenden Früchten in Edens Garten genährt hatte. Nach ihr lernen die ersten Menschen schon reden, vernünftig denken und Gutes und Böses unterscheiden. So viel scheint gewiß zu seyn, daß die Urmenschen in einem so glücklichen Lande, bald ihren Verstand bis zu dem Grade müssen entwickelt haben, der nöthig war, um der Natur die nothwendigen Künste des Lebens abzulernen. Wurden sie dann aus ihrem Vaterlande vertrieben; so brachten sie schon Geschicklichkeiten mit, und wußten sich durch Kunst zu helfen. Sie hatten sich an diese oder jene Früchte, an diese oder jene Getraideart gewöhnt; sie wußten sich Samen zu verschaffen, und sie in ihrer Gegend zu verpflanzen. Auch das Wässern und Düngen der Felder konnte man leicht vom Ganges und Indus u. s. w. lernen. Unter allen Thieren bot sich wohl das Schaf zuerst zur Zähmung dar. Und so war Garten- und Ackerbau und Viehzucht sehr bald, wahrscheinlich früher noch, als die Jagd, erfunden. Denn sie schickten sich besser für den, noch nicht wild gemachten Menschen, obgleich bei einigen Stämmen die Jagd, da sie nicht so viel Zurüstungen fodert, und die Vortheile nicht so spät nach der Arbeit kommen, häufiger getrieben werden mochte. Die alte Geschichte trift hier mit

der philosophischen Vermuthung zusammen. Die Gesellschaft entsteht auch schon im Mutterschooße des menschlichen Geschlechts. Sicherheitsanstalten, Zelte, Waffen gegen feindselige Thiere werden bald erfunden. Die Länder, wohin die Vertriebenen geschlagen wurden, waren nicht so fruchtbar, enthielten nicht alle die Bequemlichkeiten der ersteren. Hier weckt die Noth die Erfindungskraft. Man sucht durch Kunst das nachzuahmen, was man dort gut gefunden hat, und stößt durch Zufall oder durch Scharfsinn, vielleicht auf noch etwas besseres. Je weiter die Menschen fortgedrengt werden, desto mehr müssen sie ihre vorige Lebensart abändern, desto erfinderischer und scharfsinniger werden sie in Erfindung neuer Mittel, ihre Wünsche zu befriedigen. Die Erde zeigt ihnen in den neuen Gegenden viele neue Gegenstände, und erweitert ihre Kenntnisse, so wie ihre Geschicklichkeiten. Das Band der getrennten Völker wird auch nicht gänzlich aufgelößt. Die ausgewanderten Väter erzählen ihren Kindern, wo sie ehemals gelebt haben, und die Zurückbleibenden den ihrigen, wo die Vertriebenen hingewandert sind; die wechselseitige Noth bringt sie auch wohl wieder zusammen, und unterhält ihre Gemeinschaft. Die Furcht treibt die zerstreut lebenden Horden an, sich näher an einander zu schließen, und sich gegen den gemeinschaftlichen Feind zu vereinigen. Der Krieg wird bald kunstmäßig betrieben, und man kommt auf den Gedanken, sich die Sicherheit, welche die Vereinigung Vieler gegen äußere Einfälle verschaft, auch gegen innere Feindseligkeiten,

durch eine ähnliche Verbindung zu bewirken. So erzeugt die Natur erst den Krieg, und durch den Krieg gesetzliche Gemeinen oder Staaten, und treibt dadurch den menschlichen Geist zur Vermehrung seiner Kultur. Man lernt einsehen, wie vortheilhaft es ist, daß in einem kleinen Raume Viele zusammen leben. Nun jagt der Stärkere nicht mehr den Schwächeren fort, wenn Mangel eintritt. Man sinnt auf künstliche Hülfe. Die Nahrungszweige werden vervielfältiget, die Banden der Gesellschaft fester, und die Menschheit geht mit Riesenschritten vorwärts.

Die größte Lehrmeisterinn des Menschen ist, so bald er nur einmal denken kann, die Noth, und in diese ist er eben so häufig durch die großen und kleinen natürlichen Veränderungen auf der Erde, als durch seine eignen Brüder versetzt worden. Das sind also die Zwangsmittel, wodurch die Natur das Menschengeschlecht nöthiget, sich zu einem Gipfel der Vollkommenheit zu erheben, wohin es nie gelangt seyn würde, wenn die sie umgebenden Dinge nicht stärkere Neigungen in ihnen erweckt hätten, als dadurch befriediget werden konnten, und wenn sie ihnen nicht die Vortheile entzogen hätte, die sie ihnen anfänglich anbot, damit sie durch eigne Kraft sich dieselben verschaffen lernten.

IV.

Vergleichung aller Naturdinge auf der Erde in Beziehung auf einander.

Wenn wir die große Mannichfaltigkeit der Gegenstände übersehen, die uns umgiebt, so kann man sich nicht enthalten, die wechselseitige Beziehung dieser Dinge auf einander, um das aus der Erde zu machen, was sie ist, zu bewundern.

Erst wird ein weiter Raum mit flüssiger Materie angefüllt, in dem sie ungehindert ihren Weg nehmen kann, welchen die anziehenden Kräfte der übrigen sie umgebenden Weltkörper bestimmen. Dann werden alle Kräfte in sie hineingelegt, die ihr eine sphäroidische Gestalt geben müssen. Bewegung, anziehende Kräfte, Schwere u. s. w. Grundstoffe aller Art, müssen sich in gehörigen Proportionen einander anziehen, und Licht, Wärme, Säuren, Salze, Erden, Wasser, Metalle u. s. w. bilden. Es entsteht eine felsenfeste Grundlage, worauf das Wasser und die lockere Erde einen Ruheplatz finden kann. Die Dünste ziehen sich in die Höhe, und es bildet sich eine Atmosphäre. Nun hebt sich ein Theil des festen Landes aus dem Meere empor, und gewaltige Gährungen richten es zu einem Wohnplatze für Lebendige ein. Es entsteht vegetabilische Erde und Pflanzen, und der nackte Boden wird mit Grün bedeckt, nachdem sich die Wolken in Regen ergossen, und den Stralen der Sonne, die Bahn zur Erde geöfnet haben. Thiere allerlei Art entstehen, und finden ihre Nahrung theils

im Wasser, theils auf dem Lande, theils in der Luft. Alles paßt für einander. Luft, Würme und Futter für die Thiere, diese für jene *). Ein Geschlecht verschlingt das andere nach dem Gesetze der Natur, und dennoch geht keins unter. Endlich kömmt der Mensch, und fin-

*) Es verdient bemerkt zu werden, daß die Natur Thiere von einerlei Gattung, doch nach den verschiedenen Klima's, die sie bewohnen sollten, verschieden organisirt, und so für große Länderstriche eigne Racen gebildet hat, die anderswo nicht so gut fortkommen würden. Es erstreckt sich dieses unstreitig wohl auf mehrere Thiergeschlechter. Bei keinem aber ist es sichtbarer, als bei dem Menschen, wo die Hauptstämme, die schwarzen, kupferfarbenen, gelben, weißen u. s. w, jeder eine, den besonderen Weltstrichen, welche sie bewohnen sollen, angemessene Organisation erhalten haben. Es läßt sich diese Zweckmäßigkeit der organischen Struktur für einen besonderen Himmelsstrich an keiner Race so deutlich zeigen, als an dem Negerstamme. Allein das Beispiel, das von diesem hergenommen ist, berechtiget uns auch, nach der Analogie, eben dergleichen von den übrigen, wenigstens zu vermuthen. Ich kann mich nicht enthalten, hier eine Stelle aus einer Abhandlung Kants (Berl. Monatsschrift Novbr. 1795. S. 314 u. s. w.) anzuführen, welche obigen Gedanken ausführt: „Man weiß nämlich jetzt, daß das Menschenblut blos dadurch, daß es mit Phlogiston überladen wird, schwarz werde (wie an der unteren Seite eines Blutkuchens zu sehen ist). Nun giebt schon der starke, und durch keine Reinlichkeit zu vermeidende Geruch der Neger, Anlaß zu vermuthen, daß ihre Haut sehr viel Phlogiston aus dem Blute wegschaffe, und daß die Natur diese Haut

det alles für seine Willkühr so passend, daß er durch sie noch wunderbarere Veränderungen mit der Erde vornehmen kann, als die übrigen Kräfte der Natur. Was wäre doch die Erde ohne dem Menschen? Nichts als eine leere Wüstenei, wo nur reißende Thiere wohnen,

---

so organisirt haben müsse, daß das Blut sich bei ihnen in weit größerem Maaße durch sie dephlogistisiren könne, als es bei uns geschieht, wo das letztere am meisten ein Geschäft der Lunge ist. Allein die ächten Neger wohnen auch in Landstrichen, worin die Luft durch dicke Wälder und sumpfigte bewachsene Gegenden so phlogistisirt wird, daß, nach Linds Berichte, Todesgefahr für die englischen Matrosen dabei ist, auch nur auf einen Tag, den Gambiastrom hinaufzufahren, um daselbst Fleisch einzukaufen. Also war es eine von der Natur sehr weißlich getroffene Anstalt, ihre Haut so zu organisiren, daß das Blut, da es durch die Lunge noch lange nicht Phlogiston genug wegschaft, sich durch jene bei weitem stärker, als bei uns, dephlogistisiren könne. Es mußte also in die Enden der Arterien sehr viel Phlogiston hinschaffen, mithin an diesem Orte, d. i. unter der Haut selbst, damit überladen seyn, und also schwarz durchscheinen, wenn es gleich im Innern des Körpers roth genug ist. Ueberdem ist die Verschiedenheit der Organisation der Negerhaut, selbst nach dem Gefühle, schon merklich. — Was aber die Zweckmäßigkeit der Organisation der andern Racen, so wie sie sich aus der Farbe schließen läßt, betrift; so kann man sie freilich wohl nicht mit gleicher Wahrscheinlichkeit darthun; aber es fehlt doch nicht ganz an Erklärungsgründen der Hautfarbe, welche jene Vermuthung der Zweckmäßigkeit unterstützen können. Wenn der Abt

und einander fressen würden. Der Wille des Menschen ist ein zweiter Schöpfer der Erde. Ohne ihn würden alle Bestandtheile der Erde das nicht leisten, wozu sie brauchbar sind. Sein Fleiß verschönert das ganze Erdenrund, und seine Hände verwandeln die rauhesten Gegenden in Paradiese, schaffen aus unübersehbaren Einöden anmuthige Gärten, aus giftigen Morästen grüne Wiesen voll heilsamer Kräuter, aus sandigten

---

Fontana in dem, was er gegen den Ritter Landriani behauptet, nämlich: daß die fixe Luft, die bei jedem Ausathmen aus der Lunge gestoßen wird, nicht aus der Atmosphäre niedergeschlagen, sondern aus dem Blute selbst gekommen sey, recht hat; so könnte wohl eine Menschenrasse ein mit dieser Luftsäure überladenes Blut haben, welche die Lungen allein nicht fortschaffen könnten, und wozu die Hautgefäße noch das ihrige beitragen müßten (freilich nicht in Luftgestalt, sondern mit anderen ausgedünstetem Stoffe verbunden). Auf diesen Fall würde gedachte Luftsäure den Eisentheilchen im Blute die röthliche Rostfarbe geben, welche die Haut der Amerikaner unterscheider; und die Anartung dieser Hautbeschaffenheit kann ihre Nothwendigkeit daher bekommen haben, daß die jetzigen Bewohner dieses Welttheils aus dem Nordosten von Asien, mithin nur an den Küsten, und vielleicht gar nur über das Eis des Eismeeres in ihre jetzigen Wohnsitze haben gelangen können. Das Wasser dieser Meere aber muß in seinem kontinuirlichen Gefrieren auch kontinuirlich eine ungeheure Menge fixer Luft fahren lassen, mit welcher also die Atmosphäre dort vermuthlich mehr überladen seyn wird, als irgend anderwärts; für deren Wegschaffung daher (da sie eingeathmet, die fixe

Hügeln fruchtbare Felder, aus Sümpfen und kleinen Bächen schiffbare Flüsse, und aus wilden Thieren zahme Heerden, die uns Speise und Kleider liefern. Felsen werden aus der Bahn geräumt, Seen abgegraben, um da zu pflügen, wo man sonst schiffte; Welttheile und Provinzen werden durch künstliche Kanäle getrennt. Durch Sandwüsten werden Ströme geführt. Nützliche Früchte und Getraidearten werden durch Kunst verbes-

---

Luft aus den Lungen nicht hinreichend wegnimmt), die Natur zum voraus in der Organisation der Haut gesorgt haben mag. Man will in der That auch weit weniger Empfindlichkeit an der Haut der ursprünglichen Amerikaner wahrgenommen haben, welches eine Folge jener Organisation seyn könnte, die sich nachher, wenn sie sich einmal zum Rassen-Unterschiede entwickelt hat, auch in wärmeren Klimaten erhält. Zur Ausübung ihres Geschäfts kann es aber auch in diesen am Stoffe nicht fehlen; denn alle Nahrungsmittel enthalten eine Menge fixer Luft in sich, die durchs Blut eingenommen und durch den gedachten Weg fortgeschaft werden kann. — Das flüchtige Alkali ist noch ein Stoff, den die Natur aus dem Blute wegschaffen muß; auf welche Absonderung sie gleichfalls gewisse Keime zur besonderen Organisation für diejenigen Abkömmlinge des ersten Stammes angelegt haben mag, die in der ersten Zeit der Auswickelung der Menschheit ihren Aufenthalt in einem trockenen und heißen Landstriche finden würden, der ihr Blut vorzüglich zur übermäßigen Erzeugung jenes Stoffes fähig machte. Die kalten Hände der Indier, ob sie gleich mit Schweiß bedeckt sind, scheinen eine von der unsrigen verschiedene Organisation zu bestätigen u. s. w.“

sert, in alle Klimaten und Weltgegenden verpflanzt. Selbst Klima und Witterung gehorcht der Macht des Menschen. Indem er Wälder ausrottet und Sümpfe trokken macht, entsteht ein heiterer Himmel über ihn; Nässe und Nebel verlieren sich, die Winter werden sanfter und kürzer, und die Flüsse frieren nicht mehr zu. Die wilden Thiere tödtet er, und jagt sie in die Wälder zurück. Dafür giebt er Millionen andere, die sich besser in seinen Willen fügen, Leben und Unterhalt. Alle Metalle würden ungenutzt da liegen, die Bäume würden auf ihren Stämmen verfaulen, die Steine veralten u. s. w., wäre nicht der Mensch, der dieses alles hervorsuchte, und es zu seinen Zwecken künstlich zu verwenden wüßte.

Und alle diese Künste lehrt die Natur, oder giebt doch durch die Gesetze, nach denen sie wirkt, Anleitung, sie zu lernen. Sie lehrt sie, indem sie säet, pflanzt, bauet, einreißt, verschönert, verschlimmert u. s. w. Der Mensch ahmt ihr nach, lernt die Dinge und ihre Kräfte kennen, und macht Aenderungen nach seinem Belieben. Wie glücklich und zweckmäßig aber, daß die Natur nur so viel für den Menschen thut, als nöthig ist, ihn zum Verstandesgebrauche zu wecken, daß sie nicht alle, sondern nur diejenigen Gegenden freiwillig für Menschen ausstattete, wo sie ihre Wiegenzeit zubringen sollten! daß sie die Erde nicht von selbst für den Menschen einrichtete, sondern daß dieser sie für sich einrichten muß, und daß doch alles so angethan ist,

daß sie sich in seinen Willen fügt, und zu Ausführung seiner Zwecke geschickt ist. Um wie viel klüger ist der Mensch dadurch geworden, daß er in Lagen versetzt wurde, wo er selbst etwas zur Befriedigung seiner Bedürfnisse erfinden mußte! Eine Kunst erzeugt dann immer die andere, und dann unterstützen und vervollkommnen sie sich wechselsweise, erzeugen Begierden und Neigungen des Luxus, und dieser wird immer wieder eine reiche Quelle neuer Erfindungen. So geht die Kultur des Menschengeschlechts fast eben so mechanisch fort, wie die physischen Veränderungen des Erdbodens.

Dann, wie bezieht sich wiederum die Bewegung der Erde, die Anordnung des Lichts, der Tages- und Jahreszeiten, die Abwechselung der Witterung u. s. w. auf die Bewohnbarkeit der Erde, auf die lebendigen Geschöpfe überhaupt, und insonderheit auf den Menschen. Ohnerachtet der mannichfaltigen Bewegungen der Himmelskörper, welche so häufig unserm Erdball Gefahr zu drohen scheinen, haben wir doch niemals eine Verrückung unsrer Erdkugel verspürt. Es sind ungegründete Meinungen, daß jemals ein Komet auf unsre Erde, oder auf die Sonne gestoßen. Die Kräfte des Weltalls sind weislich gegen einander abgemessen und alle Sterne halten ihre Bahnen aufs richtigste. Die Planeten werden weder näher zur Sonne, noch gegen einander gezogen; ihre Kräfte bleiben immer in demselben Verhältnisse und Gleichgewichte. Alle Erscheinungen der Fixsterne, die seit zwei tausend Jahren beobachtet sind,

stimmen auch in ihrer veränderlichen Länge, Deklination und in ihrem Abstande vom Pol der Ekliptik mit einander überein. Sonnenhöhe, Mittagslinie, Tag und Nacht, Jahre und Jahreszeiten; Alles erfolgt nach unveränderlichen und festen Gesetzen. Alles wirkt wechselseitig auf einander, und hält sich die Wage, und aus allen Anziehungs- und Schleuderungskräften erfolgt nie eine Zerrüttung, sondern überall paßt alles zu einem und eins zu allen.

Anfänglich scheint es zwar, als ob Witterung, Wärme, Kälte, Thau, Regen, Schnee, Donner, Blitz, Winde u. s. w. keinen festen Regeln folgten, als ob das Wasser nur nach einem blinden Zufalle die Oberfläche änderte, und Land in See wechselseitig verwandelte. Aber eine genauere Aufmerksamkeit lehrt, daß nicht nur alle diese Veränderungen ihren bestimmten Gesetzen folgen, sondern daß sie auch die heilsamsten Folgen für die Lebendigen hervorbringen. So verborgen uns auch noch die Ursachen aller dieser Begebenheiten sind; so ist doch so viel im allgemeinen gewiß, daß dieses so verworrenscheinende Toben der Elemente das natürliche Mittel ist, die Ordnung, Fruchtbarkeit und Bewohnbarkeit der Erde von Jahr zu Jahr, von Jahrhundert zu Jahrhundert zu erhalten.

Im Reiche der Lebendigen ist eben so, wie in der todten Natur alles gewissen Gesetzen unterworfen. Unzählige Arten von Lebendigen finden auf der Erde ihr

Wohnhaus. Jede Art empfängt nach festen Regeln ihre besonderen Werkzeuge des Lebens, der Bewegung, Empfindung, Zeugung und mancherlei innere Triebe und Geschicklichkeiten, nebst äußerer Nahrung: und der Erfolg davon ist, daß nicht nur alle Thierarten bleiben, und von keiner physischen Ursache vertilgt werden, sondern daß sie auch, ohnerachtet aller anscheinenden Zerstörung unter ihnen, immer in ihrem Gleichmaße und Verhältnisse gegen einander erhalten werden. Das männliche und weibliche Geschlecht wird immer ebenmäßig fortgepflanzt. Die Gewalt anderer Thiere, oder der Einfluß der Luft und der Witterung kann nie ein anderes Geschlecht ausrotten. Hat eine Thierart viel von Zufällen dieser Art zu fürchten; so ist sie desto fruchtbarer gemacht. Ist eine Thiergattung sehr fruchtbar; so findet sich auch Nahrung in großer Menge für sie; ist sie sehr gefräßig; so hat sie auch Mittel erhalten, ihre Begierden zu stillen, hatten die Thiergeschlechter von einer andern viel zu fürchten; so wurde das Raubgeschlecht auf eine kleine Zahl eingeschränkt. Und so behielt alles sein Ebenmaaß. Die Pflanzen folgen eben so unabänderlichen Regeln. Die Natur bereitet ihnen ihr Bett, sie führt Erde, Wärme, Thau, Regen und Sonnenschein herbei, damit sie hervorsprießen und wachsen. Sie befruchtet sie auf tausenderlei Art, und gebraucht sie wieder, die Erde zu düngen, um ihre Kinder in desto vollkommneren Zustande hervorzubringen.

Auch die Willkühr der Menschen, so groß auch ihr Einfluß seyn mag, kann doch die große Ordnung der

Natur, selbst in ihrem eignen Geschlechte nicht stören. Sie scheint nur, so fern sie auf der Erde Veränderungen hervorbringt, eine Naturkraft zu seyn, die einer höheren Anordnung gehorcht. Die Natur gebraucht sie, die Erde zu bebauen und umzuformen. Die Bevölkerung und die Kultur schreitet nach gewissen Gesetzen fort. Ueberall ist eine gewisse Einheit in der Entwickelung der Begriffe, und dem Fortschritte des Verstandes, so wie in der Geburt und der Sterblichkeit. Selbst in den zufälligsten Handlungen der Menschen, wie bei Ehen, Regierungseinrichtungen, willkührlichen Lebensverkürzungen u. s. w. zeigt sich eine gewisse Einförmigkeit, wodurch man zuletzt zur Erkenntniß gewisser natürlicher Gesetze geführt wird, die hier eben so sicher befolgt werden, als in der übrigen Natur, nur daß ihre Erkenntniß, wegen der Verwickelung mehrerer Ursachen, mehr Schwierigkeiten kostet. Der Wille des Menschen ist also von der Natur selbst in gehörige Schranken eingeschlossen; was er thut, gehört zu ihrem Plane; die Unordnungen, die er stiftet, gleichen den Furchen des Wassers, die der Schifferkahn nach sich läßt; sie sind nur Unordnungen, wenn man nur einen Theil ins Auge faßt; sie sind aber Ordnung, wenn man sich das Ganze vorstellt.

V.

Von dem Begriffe eines letzten Zwecks der Natur.

Die Weisheit hat einen letzten Zweck, dem sie alle übrigen im Nothfalle aufopfert, wozu alle übrigen blos

Mittel

Mittel sind. Ich sehe mich auf der Erde nach diesem Zwecke um, aber ich finde keinen, den meine Vernunft als solchen erkennet. Es fällt mir überall sehr schwer, zu begreifen, was die Natur eigentlich will und wohin sie zielet, wenn ich mich blos durch ihre Betrachtung leiten lasse.

Es ist wahr, die Dinge, welche ich um mich sehe, erregen meine Bewunderung und mein Erstaunen. Niemand kann leugnen, daß die zweckmäßige Einrichtung der Dinge, und ihre wechselseitige Beziehung auf einander, alles übertrift, was der größte menschliche Verstand sich denken kann. Aber wenn ich nun frage: Wozu sind denn alle die künstlichen Anstalten getroffen? Worauf arbeitet denn die Natur eigentlich los? so giebt mir die Betrachtung der bloßen Natur keine befriedigende Antwort hierauf. Ich sehe nur lauter Mittel, nirgends einen Endzweck. Pflanzen wachsen, blühen und verwelken, oder sie werden in ihrem Werden zertreten, verschlungen, versengt, vom Winde zerknickt, vom Wasser ersäuft. Sie können also kein Endzweck seyn, so wenig als die bewegten Elemente. Aber dem Thierreiche ergeht es nicht besser. Allenthalben sehe ich so künstliche Anlagen zum Leben, zum Genusse, zum Frohseyn; und dennoch, wie oft sind alle diese Anstalten umsonst gemacht! Millionen Eyerchen, welche die schönsten Geschöpfe erzeugen könnten, werden vernichtet, ohne je mehr zu werden, als organischer Staub. Wozu also die vielen Vorbereitungen in ihnen? Die Kunst-

triebe der Thiere, wodurch sie sich Unterhalt verschaffen, ihre Jungen füttern; die Instrumente, die ihnen zur Sicherheit und Vertheidigung gegeben sind, und die natürliche Geschicklichkeit, mit welcher sie die Naturkräfte zu gebrauchen wissen, setzen mich in Erstaunen. Und doch sehe ich, daß die Natur, unbekümmert um die Individua, sie schaarenweiß vernichtet; daß sie andere Thiere mit noch bessern Waffen, mit noch stärkern Kräften, mit noch mehr List versehen, und ihnen zugleich den Instinkt gegeben hat, jene zu tödten, ehe sie ihr natürliches Ende erreichen. Hier vernichtet also eine Kunst die andere! Welch ein Spiel! Die Vorsorge geht auf viele Jahre hinaus, und eben dieselbe Vorsorge vernichtet das wieder, was sie veranstaltet hat. Ich sehe die unorganischen Kräfte überall über die organischen herrschen. Eine heiße Woche kostet unzähligen Pflanzen das Leben; ein Sirokko verheert viele Meilen in wenig Augenblicken. Eine kalte Nacht, und Millionen Insekten sind erfroren. Der Ocean tritt zurück, und Gebirge von Meerthieren müssen umkommen, um das feste Land bilden zu helfen. Wenn es also hier überall einen Zweck giebt, so kann ich ihn weder in Pflanzen noch Thieren suchen. Beide sind in der Natur nur Mittel, die höheren Zwecken untergeordnet sind. Aber geht es dem Menschen etwa besser, als dem Thiere? Der Lauf der Dinge nimmt nicht die allermindeste Rücksicht auf ihn. Ein Geschöpf mit den herrlichsten Anlagen ist der Mensch. Welcher sorgfältige Bau seiner Organe, welches Ebenmaaß in seinen Kräften!

Welche Anlagen für künftige Vollkommenheit! Aber wie wenig bekümmert sich die Natur um dieses alles! Die Pest rafft Tausende dahin; die Wasserfluth, das empörte Meer fragt nicht, ob ihm Menschen in den Weg kommen. Alles wird niedergerissen, was ihrer Macht nicht widerstehen kann. Kunstwerke der Vernunft die Jahrhunderte Zeit bedurften, um zu werden, sind in einem Nu vernichtet. Und wie viele Menschen sterben als Kinder, wie viele kommen gar nicht zum Bewußtseyn, wie viele leben in dummer Stupidität, und lassen die Vernunft ungebraucht in sich verrosten! Warum mußte der Fischfänger im Feuerlande eben ein Mensch seyn? Warum mußte die schöne Vernunft eben in das ekelhafte Gerippe eines Kakerlaken verriegelt werden?

Wenn ich die bloße Natur befrage, so sehe ich nicht, daß sie dem Menschen irgend einen Vorzug vor andern Geschöpfen ertheilt hätte. Zwar hat sie ihn mit besseren Anlagen und herrlicheren Gaben versehen. Aber sie braucht ihn so gut zum Dünger, wie die Schalthiere. Sie schlachtet ihn, oder läßt ihn schlachten, wenn etwas anders an seine Stelle treten soll. Er ist ein Zerstörer, und wird zerstört. „Der harmloseste Spaziergang kostet tausend armen Würmchen das Leben, es zerrüttet ein Fußtritt die mühseligen Gebäude der Ameisen, und stampft eine kleine Welt in ein schmähliges Grab *).“

*) Göthe.

Aber dem Würger gehts dafür nicht besser. Die Natur verschlingt ihn mit eben der Gleichgültigkeit, so bald ihn die Reihe trift. Sie ist eine allverzehrende Kraft, die nichts gebildet hat, das nicht seinen Nachbar, nicht sich selbst zerstörte.

Ein letzter Zweck müßte ein solcher seyn, der allen übrigen untergeordnet wäre. Ich könnte diesen nun entweder, als den letzten Zweck der Natur denken, oder als einen absoluten Zweck vor dem Urtheile der Vernunft, als einen Zweck, über den sich gar kein höherer denken ließe, der also als Zweck an und für sich, und in Beziehung auf welchen alles übrige als Mittel, gedacht werden müßte.

Wollten wir den letzten Zweck der Natur suchen; so müssen wir darauf Achtung geben, wohin alle Naturanstalten zuletzt gehen, und was sie in der Wirklichkeit zuletzt alle in Vereinigung hervorbringen. Es könnte aber hierbei immer seyn, daß dieser letzte Zweck der Natur, doch von der Vernunft für keinen absoluten Zweck für keinen Endzweck erkannt würde.

Den letzten Zweck der Natur müssen wir aus der Erfahrung erkennen. Das, worauf die Natur kontinuirlich losarbeitet, was sie nie verfehlt, wozu alle ihre Anstalten dienen, das ist ihr letzter Zweck. Den absoluten Endzweck aber müssen wir durch Vernunft bestimmen. Ob also der letzte Zweck der Natur, wenn es einen solchen giebt, auch ein absoluter Endzweck sey, muß allein durch Vernunft beurtheilt werden.

VI.

Jedische Glückseligkeit ist nicht der letzte Zweck der Natur.

Glückseligkeit, Lebensgenuß sagt man, ist der Zweck aller Naturanstalten auf der Erde! Aber ich kann diese Lehre nicht fassen. Wenigstens lehrt mich die Erfahrung, auf die man sich stützen will, ganz etwas anders. Wenn Annehmlichkeit des Lebens, Wohlergehen der lebendigen Geschöpfe wirklich der große Zweck der Natur, und gar ihr letzter Zweck wäre; so müßten sie ja auch alle, der Erfahrung zu Folge, diesen Zweck erreichen. Ich sehe aber alle Tage das Gegentheil.

Wenigstens weiß ich nicht, wo ich unter den Menschen diese allgemeine Glückseligkeit suchen soll. Ich will nicht läugnen, daß hie und da ein Mensch ziemlich zufrieden lebt, und von keinen sonderlichen Schmerzen gepeiniget wird. Aber einzelne Fälle können doch nie einen Beweis für einen allgemeinen Naturzweck geben. Wäre dieser da, so müßte das Vergnügen und das Wohlbefinden, Regel und der Schmerz seltene Ausnahme seyn, oder vielmehr gar nicht vorkommen. Denn der letzte Zweck darf durch keine Kollision leiden. Wenn man aber nicht etwa ein System der Philosophie, sondern die Erfahrung zu Rathe zieht; so wird man die Sache ganz anders finden. Man frage nur einmal die einzelnen Menschen der Reihe nach, ob sie mit ihrem Zustande und mit ihrem Glücke zufrieden sind, und man wird gewiß Millionen Nein, gegen ein einziges Ja er-

halten. Die niedrigen Stände legen die Klagen über das Elend des Lebens ganz offen dar, und man kann kaum einen Menschen aus dieser Klasse sehen, ohne von seinen Klagen gepeiniget zu werden. Unter die höheren Stände hat die Kunst nur mehr Zurückhaltung eingeführt. Innerlich sieht es bei ihnen nicht besser aus, und das Verschweigen ihrer Leiden, macht sie nur noch unglücklicher.

Man hat gar nicht nöthig, die Leiden in der Welt durch Uebertreibung zu vergrößern, oder sie nach Dichter Art zusammen zu häufen, um die Vorstellung davon fürchterlicher zu machen, als sie in der That selbst sind. Es mag nach Voltäre, Hume und den meisten älteren Theologen, das Elend in der Welt viel größer seyn, als das Wohlseyn; oder Schmerz und Vergnügen mögen sich, wie Robnet berechnet, die Wage halten; oder die Freuden mögen selbst im Ganzen den Schmerz übertreffen, wie die neuere Philosophie will *); so folgt

*) Herr Platner (Aphorismen 1. Th. S. 608. Ausgabe 1795) hat alles zusammengedrängt, was sich für die Meinung derer sagen läßt, welche ein Uebergewicht des Vergnügens unter den Menschen behaupten. Er zeigt besonders, wie man die Vorstellung von den Leiden leicht übertreibe, und unterstützt seine Meinung mit folgenden Hauptgründen: 1) Kein Leiden sey eine stätige Reihe von Schmerzen; 2) in den größten Leiden sey noch Vergnügen des Lebens und Wirkens; 3) der höchste Grad des Schmerzens lösche das Bewußtseyn aus; 4) das Gedächt-

bei jeder dieser Voraussetzungen, daß die Erfahrung uns nicht berechtiget, die Glückseligkeit als das Ziel anzusehen, wozu das allmächtige Wesen die Welt eingerichtet hat, weil es in allen drei Fällen nicht erreicht wird.

niß behalte den Schmerz nicht; das Vergnügen aber werde durch die Einbildungskraft erhöhet; 5) das Mitleiden vergrößere fremden Schmerz; 6) es sey die Meinung von dem größten Elende in der Welt bloße Täuschung, aber von der Vorsehung absichtlich angeordnete Täuschung, um zur Linderung des vorhandenen Elendes anzureitzen. Diese Meinung aber sey nicht selbst Elend; 7) das Uebel sey deshalb Ausnahme, weil es mehr bemerkt werde, als die Glückseligkeit. Es scheinen aber diesen Gründen sehr wichtige Einwürfe entgegen zu stehen. Denn No. 1. gilt auch von Vergnügen, und dann weiß ein jeder, daß der Schmerz doch immer anhaltender ist, als das Vergnügen. Wie vorübergehend ist der angenehme Eindruck des Lobes, gegen den unangenehmen des Tadels bei dem Ehrgeizigen. Wie lange schmerzt eine Wunde gegen das angenehme Jucken einer Stelle am Körper. Wo ist ein Vergnügen, das so lange ununterbrochen fortdauert, als die kleinste Krankheit. Zu No. 2. bemerke ich, daß ein Vergnügen, das nicht empfunden oder von einem Schmerze vernichtet wird, = o ist. Niemand weiß von dem Daseyn eines solchen Vergnügens etwas. No. 3. trift auch das Vergnügen No. 4. scheint mir nicht richtig zu seyn. Das Gedächtniß reproducirt freilich nicht die körperliche Empfindung. Dieses trift aber die angenehme sowohl, als die unangenehme. Aber unangenehme Auftritte schweben, wo nicht länger, doch gewiß eben so lange im Gedächtnisse, als angenehme. Der Minister freuet sich nur

Die Erfahrung lehrt uns sehr deutlich, daß die menschliche Glückseligkeit eben so gut, wie andere, uns unwichtig scheinende Dinge, andern Zwecken der Natur, die uns gegen das menschliche Wohlseyn geringe Kleinigkeiten dünken, weichen muß. So wie die Na-

einen Tag, wenn er sein Amt empfängt, oder wenn ihm ein Orden umgehängt wird; er grämt sich aber sein ganzes Leben hindurch, wenn er schimpflich abgesetzt wird. Die Einbildung und Rückerinnerung sind ja die Quelle der bittersten Leiden. No. 5. Gewiß ist der Schmerz anderer auch eben so oft größer, als ihn andere sich vorstellen. Es ist ja eben nichts neues, daß man die Sklaverei so gar für einen Zustand der Glückseligkeit ausgiebt, und was Herr P. No. 6. erinnert; so gehört doch der Gedanke, daß alles in der Welt voll Elend sey, gewiß nicht zu den angenehmen. Was No. 7. betrift, so liegt der Grund; warum die Glückseligkeit so selten bemerkt wird, blos daran, daß sie so selten vorkommt. Ein glücklicher Mensch könnte sich vor Geld sehen lassen, und er würde seine Rechnung dabei finden, da einen Unglücklichen Niemand umsonst sehen mag. Folgende Gründe scheinen noch sehr für das Uebergewicht der Leidenden in der Welt zu seyn: 1) Alle Theile des menschlichen Körpers haben für den Schmerz, wenige für das Vergnügen eine besondere Empfänglichkeit. Alle können krank, und also eine Quelle anhaltender Leiden, keiner kann ein so anhaltendes Vergnügen hervorbringen; 2) alle Bedürfnisse werden durch Schmerz, nicht durch Vergnügen geweckt; 3) der Mensch fühlt kontinuirlich Bedürfnisse, folglich ist er fast zu keiner Zeit, von allem Misbehagen frei. Die Befriedigung der Bedürfnisse geschieht dagegen nur ruckweise; das Vergnügen ist also viel vorübereilender. Wer die Meinungen

tur die Blume oft zerbricht, die sie kaum erzeugt hatte, so und nicht anders verfährt sie mit dem Wohl der Menschen. Wie viele Uebel von innen und außen, die weit mächtiger sind, als das ganze Menschengeschlecht zusammengenommen, drohen uns unaufhörlich! Wie oft giebt sie uns einen siechen Körper, wie oft quält Geisteskrankheit den Menschen ohne sein Verschulden! Und selbst die Vernunft, welch ein kärgliches Werkzeug ist sie nicht, um uns zu dem erwünschten Ziele zu verhelfen! Erstlich entwickelt sie sich oft spät, wenn schon eine Menge physischer Uebel sich in uns festgesetzt haben, dann bleibt sie oft schwach, oder gelangt doch erst spät, wenn wir am Ende des Lebens stehen, zu demjenigen Grade von Klugheit, welcher nöthig wäre, um uns in der Welt zur Glückseligkeit zu führen; und dann, was kann auch der Klügste ausrichten? Auch er bleibt tausend Irrthümern ausgesetzt; auch er ist durch seine Kräfte so beschränkt, daß er das wenigste von dem, zu Stande zu bringen kann, was er wünscht. Auch ihm reißt der Strudel der Zeit im schönsten Genusse seines Lebens mit fort, und frägt ihn nicht, ob er noch ferner genießen will.

---

für und gegen diese Sache ausführlicher lesen will, den verweise ich auf meine vermischten philosophischen Schriften, welche in der Ostermesse 1797 im Verlage des Hallischen Waisenhauses erschienen sind, und wo sie in dem Gespräch Aristäus vorgetragen werden.

Die Glückseligkeit des Menschen ist also ein Ding, wie alles übrige, was wir in der Natur wahrnehmen und bemerken. Es muß weichen, wenn eine andere Ursache kommt, die es aus der Stelle verdrängt. Sie ist nicht das letzte in der Natur, obgleich vielleicht in den Wünschen der Menschen. Die Wuth eines tollen Wolfs scheint ihr oft wichtiger, als das Leben und das Wohlseyn von tausend Menschen. Hunderte streckt das Ungeheuer dahin, und tausende erfüllt er mit Gram und Schrecken. Ein blinder Vulkan reißt ganze Städte mit sich fort; und erfüllt weite Länder mit Entsetzen. Gleichgültig läßt die Natur die tobende See tausend Schiffe verschlingen, und achtet nicht des bebenden Jammers und der blassen Angst der edeln Wesen, die darauf sind. Wie kann man sich also überreden, daß die Natur sich unser Wohlseyn zu ihrem letzten Zwecke erkohren habe, daß sie für unsre Glückseligkeit vorzüglich sorge! Ein Stäubchen Arsenik, das sich in deinen Magen verirrt, o Mensch! wird deinen Stolz demüthigen, und dich lehren, was in der Natur wichtiger sey; dein Leben zu retten, oder der Wirksamkeit des Metalles seine Freiheit zu lassen. Kein Ding insbesondere scheint der Natur vorzüglich werth zu seyn. Eins wird durch das andere gebändiget, ins Unendliche. Den Menschen tödtet der Wurm, der Wurm den Menschen, und beide verschlingt die todte Erde. Den Sturm hält der Fels auf, und den Felsen sprengt der Vulkan. Tausend Kräfte sind da, die diesen von neuen zerstören, und abermal tausend, warten darauf, die Wirkungen dieser

zu vernichten, und neue Erscheinungen zur neuen Zerstörung zu erzeugen. So dreht sich alles in unaufhörlichem Wechsel, und verschwindet am Ende in der alles verschlingenden Zeit.

Unter den Thieren ist vielleicht noch mehr Lebensgenuß, als unter den Menschen, da die Natur ihre Begierden in solche Schranken geschlossen hat, daß sie durch Uebertreibung und Ausschweifungen sich keinen Schaden zufügen können, und die Befriedigung ihrer Triebe ihnen allemal sicher Genuß gewährt, da hingegen die Willkühr der Menschen ihn häufig verbittert, die Irrthümer des Verstandes die Befriedigung öfters verfehlen, oder doch Uebel in der Folge nach sich ziehen, und der Vorzug, sich die Zukunft vorzustellen, wenigstens eben so oft den Schmerz, als die Freuden des Lebens vermehrt.

Fragen wir die Natur, was Glück und Unglück, Schmerz und Vergnügen in der sichtbaren Welt, denn eigentlich seyn, wozu sie dienen oder worauf sie abzwecken; so erhalten wir die Antwort: daß beide Zustände nichts sind, als Mittel, die lebendigen Geschöpfe, der Art nach, zu erhalten und fortzupflanzen. So wie die Natur die Schwere gebraucht, um die Erde in ihrer Bahn zu halten, die organischen Triebe, um Gras, Bäume und Kräuter zu nöthigen, daß sie wachsen, blühen und Früchte tragen; eben so gebraucht sie den Schmerz und das Vergnügen,

den Menschen und das Thier ans Leben zu fesseln, und sie zu zwingen, daß sie sich ernähren und fortpflanzen. Das ist es, was die Natur erreicht, und das ist folglich ihr Zweck.

VII.

Kultur des menschlichen Geschlechts ist Zweck der Natur auf der Erde.

Es ist kein Geschöpf auf der ganzen Erde, dessen Geschlecht durch die lange Dauer der Welt etwas gewönne, das durch die Millionen Veränderungen, welche Jahrtausende hindurch wechseln innerlich vollkommner würde, als der Mensch. Die Erde, Metalle, Salze, Oele u. s. w. sind seit Jahrtausenden dieselben; die Cedern und Eichen, die Gräser, Kräuter und Blumen haben sich seit dem Anfange ihrer ersten Keime nicht verbessert. Die Thiere sind die undenklichen Zeiten hindurch, nicht klüger geworden. Ueberall sehen wir die Natur nichts, als das Rad des Ixions drehen, und das Geschäft des Sisiphus verrichten. Sie fängt dieselbe Arbeit alle Jahre von neuem an, und rückt nicht einen Schritte weiter. Der ganze Unterschied ist, daß sie den einen Theil hier hinwirft, der zuvor dort gelegen hat; ein Umstand, der in Beziehung auf die Natur selbst vollkommen gleichgültig ist. Die Masse und die Art ihrer wirkenden Kräfte bleibt immer dieselbe. Denn daß dieses oder jenes Geschöpf, die Erde zu der einen Zeit besser für sich eingerichtet findet, als zur andern

kann keine innere Verbesserung der Erde genannt werden.

Nur in Ansehung des Menschen findet eine Ausnahme statt. Die Deutschen und Britten, welche Tacitus und Cäsar schildern; wie verschieden sind sie von den Bewohnern dieser Länder im achtzehnten Jahrhundert! Was war das Menschengeschlecht vor viertausend Jahren gegen das, was es jetzt ist! und wenn wir den jetzigen Zustand der Erde besser nennen, als den ehemaligen; so geschieht dieses nur in Beziehung auf das menschliche Geschlecht. Eine aufmerksame Uebersicht der Weltgeschichte, scheint den Schluß vollkommen zu rechtfertigen, daß es die Hauptangelegenheit der Natur sey, wo nicht den einzelnen Menschen, doch sein Geschlecht der Vollkommenheit, deren es fähig ist, immer näher und näher zuführen, und es immer mehr und mehr in den Stand zu setzen, in welchem es am fähigsten ist, die in ihm wohnende Freiheit zu offenbaren. Denn die wahre Vollkommenheit des Menschen, so wie aller moralischen Wesen überhaupt, besteht in der Herrschaft des Willens durch die Pflicht, über alle Neigungen, oder in dem Vermögen, alle Begierden nur unter sittlichen Schranken zu befriedigen. Diese Freiheit kann aber der Mensch nur dann offenbaren, wenn er viele Zwecke, nebst den Mitteln dazu, kennt, und Geschicklichkeiten besitzt, sie wirklich zu machen. Das, was daher die Natur für ihn thun kann, besteht darin, daß sie ihm diese Geschicklichkeiten, sich beliebige Zwecke zu setzen und auszuführen, verschaft, und die Beförderung

der Tauglichkeit eines vernünftigen Wesens zu Ausführung beliebiger Zwecke heißt Kultur. Daß es der große Plan der Natur sey, das Menschengeschlecht zum möglichst größten Gebrauche seiner Freiheit zu kultiviren, wird aus folgenden Erfahrungen wahrscheinlich*).

*) Wahrscheinlich, sage ich, nicht gewiß Daß eine Begebenheit gewiß Zweck der Natur sey, kann ich nur dann wissen, wenn die Begebenheit schon wirklich geworden ist. Die Kultur des Menschengeschlechts ist aber ein Geschäft, das noch nicht vollendet ist, und ich kann daher nicht mit Gewißheit wissen, was herauskommen wird, ob, wie einige glauben, die Menschheit, wenn sie einen gewissen Grad der Aufklärung erreicht hat, immer wieder in die Barbarei zurückfallen, und so mit den übrigen Naturdingen einerlei Spiel spielen werde, nur daß sie längere Perioden dazu braucht; oder ob sie, wiewohl nur bald in diesem, bald in jenem Volke, immer weiter kommen, und ins Unendliche fortschreiten werde. Das letztere ist aber viel wahrscheinlicher, theils aus historischen Gründen, weil in großen Zeiträumen ein Fortschritt des Menschengeschlechts unverkennbar ist; theils aus teleologischen, weil in dem Menschen eine Anlage zu einem Fortschritte ins Unendliche (in der Vernunft) ist. In praktischer Hinsicht hat die letztere Meinung auch offenbare Vorzüge, obgleich die erstere nicht schlechthin verwerflich, und so gar einem moralischen Weltplane nicht absolut widersprechend ist. Denn wenn auch gleich die Kultur sich nur asymptotisch drehete, und sich zwar stets änderte, aber doch nicht weiter rückte, als bis zu einer bestimmten Grenze; so könnte dieses dennoch mit dem Endzwecke der Schöpfung, ein moralisches Reich zu gründen, als einstimmend gedacht

Erstlich ist der Mensch selbst, seinen natürlichen Anlagen nach, so gebildet, daß sie an sich betrachtet, einer Ausbildung ins Unendliche fähig sind, d. h. daß nirgends ein Ziel bestimmt werden kann, wo ihre Ausbildung als völlig vollendet angesehen werden müßte. Wenn ein Thier so weit gekommen ist, daß es sich bewegen, ernähren und sein Geschlecht fortpflanzen kann; so ist es vollkommen ausgebildet. Seine Anlagen gehen sichtbarlich nicht weiter, als auf diese Zwecke. Die Instinkte sind verschieden, aber ihr Ziel ist immer auf eine und dieselbe Weise bestimmt. Ganz anders ist es mit den menschlichen Fähigkeiten. Die thierischen Zwecke sind durch diese gar bald erreicht. Der menschliche Verstand und die Vernunft gehen weit über dieses Ziel hinaus. Ihre Ausbildung ist für sich selbst ein Zweck, und die thierischen Zwecke der Ernährung und Erhaltung müssen nur als Mittel zu der höheren Geistesbildung angesehen werden. Verstand und Wille sind einer Vervollkommnung ins Unendliche fähig. Das Ziel des ersteren, ist Erkenntniß, das Ziel des letzteren, Ausführung des Erkannten. Wo läßt sich aber ein Endpunkt denken, wo man sagen könnte: Nun giebt

werden, wenn man nur annimmt, daß die Menschheit in einer andern Welt weiter kömmt. Aber die Idee eines kontinuirlichen Fortschreitens, bleibt hierbei doch immer und wenn die Erfahrung schon hier ihre Realität wahrscheinlich macht, so ist die theoretische Meinung von einem solchen Fortschritte offenbar auch in praktischer Hinsicht vorzuziehen.

es für den Verstand nichts mehr zu erkennen, was nicht schon erkannt wäre, keine verborgne Thatsache, kein verborgener Grund, kein Grundsatz ist mehr zu entdecken; wo ist die Stelle, wo man sagen könnte: Nun kann der Wille nichts mehr ausrichten: alles ist geschehen? Offenbar Nirgends. Und wenn es auch so weit gekommen wäre, daß sich alle Erdbürger bis zu der Vollkommenheit eines Newton hinaufgeschwungen hätten; so würde das Feld der Entdeckungen für die Nachkommen noch immer unendlich seyn. Verstand und Wille sind Anlagen für die Unendlichkeit; ihr Ziel kann in der Zeit nie vollständig erreicht werden.

Die Grenzen, welche wir in den Kräften der Menschen bemerken, heben die Natur dieser Anlagen nicht auf. Wir bemerken freilich, daß der Mensch es in der Wirklichkeit nicht leicht über einen gewissen Punkt bringt. Seine Sinne haben ihr Ziel, seine Vernunft hat ihre Schranken; aber der Fortschritt der Ausbildung, der Vernunft in dem Geschlechte, wird dadurch nicht aufgehoben. Die Kinder fangen mit der Vollkommenheit ihrer Väter an, und das folgende Geschlecht kann sich auf den Schultern des vorhergehenden immer höher schwingen. Es kömmt nie ein Geschlecht, von dem man sagen könnte: Jetzt ist es nicht mehr möglich, daß das folgende es an Kenntniß und Klugheit übertreffe. Die Anlagen zum Fortschritte ins Unendliche sind also offenbar da.

Da wir nun so viele zweckmäßige Einrichtungen in der Natur bemerkt haben; so müssen uns schon diese Anlagen aufmerksam machen, ob nicht die Natur auch auf irgend eine Art Anstalten zu ihrer Ausbildung getroffen habe, oder ob sich nicht irgend ein Zweck zeige, den sie durch diese Anstalten ausführt. Nun zeigt sich zweitens in der That dem aufmerksamen Beobachter ein kontinuirlicher Fortschritt in der Ausbildung der Anlagen und Fähigkeiten des Menschen, wenn man ihn nur nicht in dem einzelnen Individuo, sondern in der Geschichte der ganzen Menschengattung, oder in der Reihe der auf einander folgenden Geschlechter sucht, und einzelne Hemmungen nicht mit in Anschlag bringt, die jedoch oft nur dazu beitrugen, die folgenden Schritte desto mehr zu beschleunigen, und in dieser Rücksicht mehr für Vorbereitungen zu den folgenden wichtigen Ereignissen, als für Hindernisse der Kultur im Ganzen zu halten sind.

Die Mittel, deren sich die Natur bedient hat, die Menschheit zu kultiviren, ist die Noth oder die Bedürfnisse, nebst der natürlichen Einrichtung, wodurch sie dem Menschen den Instinkt versagt, und die Vernunft statt dessen verliehen hat, der Noth abzuhelfen.

Die erste Noth war, Nahrung, Wohnung und sichern Aufenthalt zu finden. Die Gefahren, womit sich der Mensch umringt sieht, zwingen ihn bald, sich

mit seines Gleichen in einen engen Raum zusammen zu ziehen, Umgang und gesellige Vereinigung zu stiften. Die Sprache, als die erste Bedingung und Grundlage aller Kultur entsteht aus diesem Zusammenleben natürlicher Weise.

Das menschliche Geschlecht wird bald an Gegenden verschlagen, die seine Bedürfnisse nicht von selbst befriedigen. Die natürlichen Früchte des Feldes reichen nicht lange hin für die Menge. Jahreszeiten kommen, wo sie fehlen. Der Mensch verfällt also auf Jagd und Viehzucht; Lebensarten, die ihm in seinen Bedrängnissen am nächsten liegen. Diese sind zwar fähig, mancherlei Geschicklichkeiten zu entwickeln, aber dem weiteren Fortgange der Kultur stehen sie sehr im Wege. Sie erfordern nur wenig Begriffe und eingeschränkte Künste. Aber es ist dafür gesorgt, daß das Jäger- und Hirtenleben nicht allzulange dauern kann. Denn so wie sich das Volk vermehrt, nöthiget sie der Hunger, neben der Jagd und der Viehzucht auch den Garten- und Ackerbau zu betreiben, und dieser enthält die mannichfaltigsten Veranlassungen, den menschlichen Geist weiter zu bringen. Die Bebauung des Feldes, die Verpflanzung der Getraidearten und Bäume, die Errichtung fester Wohnungen, die Abtheilungen und Abmessungen der Aecker, die nun Eigenthum werden, erfodern und veranlassen unzählige Erfindungen, Geschicklichkeiten und Künste, und treiben den Verstand von Stufe zu Stufe. Maaß und Gewicht

werden erfunden, die Zeit wird in Tage, Wochen, Monate und Jahre getheilt. Die Dinge werden zusammengezählt. Mit allen Sachen, welche den Menschen umgeben, macht er Versuche, einen für sich nützlichen Gebrauch davon zu machen. Seine Aufmerksamkeit wird bald rege, und die Thiere werden nicht minder als die körperliche Natur seine Lehrmeister. Er ahmt ihnen nach, lernt ihnen die Künste ab, und verbessert sie in Beziehung auf seine Bedürfnisse. Er lernt das Feuer zur Zubereitung der Nahrungsmittel anwenden; der Nutzen der Metalle kann ihm nicht lange entgehen; er sinnt auf Mittel, sie zu seinen Zwecken anzuwenden, und lernt sie schmelzen.

Schon in der Wiege der Menschheit wird der Krieg erzeugt. Neid und Habsucht erwachen sehr früh, und bringen die Menschen gegen einander. Die Achtung gegen das Recht, vermag wenig oder nichts über die eignen Handlungen des rohen Menschen. Er überläßt sich ganz dem Eigennutze, dem Triebe, alles zu haben, was er braucht, und andern nichts zu lassen, was ihm nutzen kann. Ein Mensch gilt ihm nichts mehr, als ein Thier, wenn er mit seinen Neigungen in Widerstreit kommt. Was kann aber für eine andere Wirkung entspringen, wenn mehrere Menschen mit dieser Denkungsart zusammenleben, und ihre wilden Neigungen nichts aufhält, als daß sie sich raufen, und daß der Stärkere endlich den Schwächern zwingt, ihm zu dienen? So entwickelt der Krieg die körperliche Stärke,

den Muth, die List, und bringt eine Menge Kunstgriffe hervor, einen Menschen durch den andern zu bändigen; er erzeugt Herren und Sklaven.

Aber dem Kriege unter Leuten, die nahe bei einander wohnen, macht der äußeren gemeinschaftlichen Noth ein Ende. Ein auswärtiger Haufen wirft sich über sie her, und drohet sie sämmtlich mit ihren Gütern zu verschlingen. Das weckt zur Vereinigung; die Familienstreitigkeiten werden beigelegt, und die ganze Landschaft vereiniget sich, den gemeinschaftlichen Feind zu vertreiben. Aber kaum haben sie sich von außen Ruhe verschaft; so erwacht der Geist der Zwietracht wieder von innen, zerstört das erworbene Gut, und macht jedermann unlustig, etwas für die Dauer zu unternehmen. Endlich lernen sie einsehen, daß das stete Raufen und Schlagen, keinem auf die Dauer etwas nutzt, daß das Gut eines jeden, des Stärkeren nicht minder, als des Schwächeren, dadurch unsicher wird, und die Ueberlegung lehrt sie allmählig, daß es kein anderes Mittel giebt, ein festes und sicheres Eigenthum, welches der sehnliche Wunsch aller Menschen ist, zu erlangen, als eine bürgerliche Verfassung oder die Errichtung einer gesetzmäßigen Gewalt, welche die Freiheit eines jeden bis auf den Punkt einschränkt, über welchen hinaus sie die Freiheit anderer verletzen würde. Nun wird ihre Vereinigung fester, die Kraft gegen äußere Feinde stärker, und die Ruhe der einzelnen wird weniger unterbrochen, als ehemals.

Der Besitz des Eigenthums wird nun sicherer. Die Volksmenge nimmt zu, und mit der steigenden Bevölkerung vermehren sich auch die Bedürfnisse. Nun sondern sich die Menschen in Klassen, und vertauschen ihre Dienste und Geschicklichkeiten zur wechselseitigen Befriedigung ihrer Bedürfnisse. Einige übernehmen ein Geschäft freiwillig, andere werden dazu gezwungen. So entstehen Stände, durch die allein Künste und Wissenschaften gedeihen können. Der große Haufe wird genöthiget, die groben und beschwerlichen Arbeiten gleichsam mechanisch zu verrichten, und durch Herbeischaffung der Nothwendigkeiten des Lebens andern, die reicher oder klüger sind als sie, Muße zu verschaffen.

Da nun nicht mehr den Schätzen des Reichen durch Gewalt beyzukommen ist; so ersinnt der Kluge Mittel, sie ihm gutwillig abzulocken. Er erfindet Mittel der Bequemlichkeit, und viele entbehrliche Dinge zum Vergnügen anderer, und gewinnt reichlich, und mehr, als er braucht. Mit dergleichen Erfindungen wachsen und vervielfältigen sich aber die Begierden nach dem Entbehrlichen immer mehr, und diese verursachen unter den Menschen weit größere Noth, als die Begierden nach den Nothwendigkeiten des Lebens. Aber die Ausbildung des Verstandes gewinnt doch dabei.

Was für Uebungen hat nicht schon der Scharfsinn, indem er die gemeinen Gewerbe erfindet, und sie vortheilhaft einrichtet, wie den Ackerbau, und die dazu

gehörigen Instrumente, den Pflug, die Egge, die Scheure und die Zähmung der Thiere, die ihm dabei helfen; die Gärtnerei, die den Verstand noch mehr in Uebung setzt, indem das Düngen, Absenken, Pfropfen, Verpflanzen, und die künstliche Befruchtung erfunden wird. Auch Viehzucht, Fischerei und Jagd werden mit mehr Verstand betrieben, so bald dieser einmal einige Fortschritte gemacht hat, und wenigstens einige Menschen müßige Zeit erhalten, Verbesserungen nachzusinnen, und Versuche zu machen. Das Getraide zu mahlen, Brod und Kuchen zu backen, Fleisch und Gemüße zu kochen, Wein zu keltern und in Fässern aufzubewahren, Oel zu verfertigen, das Spinnen, Weben und Nähen, die Zubereitung des Leders, das Färben u. s. w. Alle diese Geschicklichkeiten, die man schon in der frühesten Kindheit des Menschengeschlechts antrift, können ohne große Thätigkeit des Verstandes nicht erfunden werden. Sind sie aber einmal bekannt, dann gehört wenig Verstand dazu, sie zu üben. Die beschwerlichen Arbeiten, die damit verknüpft sind, werden dem gemeinen Manne überlassen, und der bessere Kopf, sinnt auf Künste des Luxus, die ihm der Reiche gut bezahlen muß, und die den Schwächeren und Bequemeren, aber doch den Geschickteren Brod verschaffen. Hier aber findet der menschliche Verstand ein weites Feld für seine Thätigkeit. Was gehört nicht dazu, die Stickerei und das Tapetenmachen, das Geldstempeln und Prägen, das Siegelgraben und Steinschneiden, die Verfertigung des Glases, die Zubereitung

und künstliche Verarbeitung der Metalle u. s. w. zu erfinden, und zu vervollkommnen. Baukunst, Malerei, Bildhauerkunst, Musik, Dicht- und Schreibkunst, lauter Gegenstände, welche zur Befriedigung menschlicher Begierden dienen, und mit deren Verbesserung und Vervollkommnung der menschliche Geist ohne Aufhören beschäftiget seyn kann.

Der Handel ist eine leichte Erfindung des menschlichen Verstandes, die ihm aber unzählige Vortheile gewährt. Er verbindet nicht nur die entferntesten Nationen dadurch mit einander, daß er ihnen ihre Güter gegenseitig zuführt, sondern er veranlaßt und unterhält auch eine wechselseitige Mittheilung der Begriffe und Erkenntnisse, das wichtigste und größte Mittel der Aufklärung und Kultur. Der große Vortheil, auf dem Wasser zu reisen, und sich die Waaren zuzuführen, treibt die Menschen an, den größten Fleiß auf die Vervollkommnung der Schifffahrt zu wenden. Hiermit hängt aber die Baukunst, die Kenntniß der Länder, der Gestirne und Himmelsgegenden, der Winde u. s. w. so genau zusammen, daß diese nothwendig zunehmen müssen, je mehr man die Vortheile des Seehandels kennen lernt. Bei weitem nicht so vortheilhaft ist der Landhandel, wo sich Karavanen mit Kameelen, Pferden oder Eseln durch weite Wüsten bewegen, und wo es wenig zu erfinden giebt, weil wenig Gefahr damit verbunden ist.

Sind die Nothwendigkeiten des Lebens gesichert, und ohne Mühe gegenwärtig, und ist ein Vorrath man-

nichfaltiger Kenntnisse schon da; so erwacht auch das Bedürfniß nach Wissenschaft. Anfänglich ist es der Reitz des unmittelbaren Vortheils, der sie empfiehlt. Die Arzneikunde, Geographie, Arithmetik, Geometrie, Mechanik, Sternkunde u. s. w. enthalten für das menschliche Geschlecht so nützliche Kenntnisse, und der Vorzug der allgemeinen Sätze, und der wissenschaftlichen Anordnung, ist in Ansehung dieser Begriffe so einleuchtend, daß es dem Unternehmen, sie systematisch zu ordnen, an Beifall nicht fehlen konnte. Hat aber der menschliche Geist, das Vergnügen der Wissenschaften einmal gekostet; dann ist ein neues unersättliches Bedürfniß erzeugt. Nun macht ihm das Erkennen selbst Vergnügen, wenn ihm gleich von dem, was er erkennt, kein Nutzen einleuchtet.

Die Religion und der Staat sind die beiden Probleme, die den Verstand am längsten und anhaltendsten beschäftigen, und mit denen eine unübersehbare Menge anderer Erkenntnisse in Verbindung stehen. Der Gedanke höherer Wesen, welcher sich sehr früh aus der Vernunft und aus dem sittlichen Gefühle *) entwickelt,

*) Die geringste Kenntniß der Geschichte roher Völker zeigt uns, daß sich ihre Religion, so unvollkommen sie auch seyn mag, doch immer auf etwas stützt, was ein moralisches Verhältniß andeutet. Entweder sind es große empfangene Wohlthaten, welche sie bestimmen, in das Wesen, das ihnen dieselben zunächst verleihet, den Grund davon zu setzen, und irgend ein verborgenes gutes Wesen darin zu verehren; oder es sind Uebel, die sie von der Willkühr

erhält, so bald er nur einmahl da ist, ein so großes Interesse, daß Neugier, Furcht und Hofnung ihn nie wieder verloren gehen lassen. Es wird das Geschäft eines eignen Standes, den Willen der Dämonen und Götter zu erforschen, und die Mittel zu lehren, wodurch man ihren Zorn abwenden und ihre Gunst erwerben kann. So ungeheuer nun auch die Meinungen seyn

eines verborgenen Wesens ableiten. So betet der Indianer in Peru die Sonne, in Bengalen den Ganges an, der seine Felder befruchtet; der schwarze Jolof den Ocean, der seine Küste kühlt; die Samojeden das Rennthier, welches sie nährt; die Irokesen, die Geister der Seen und Wälder, der Jagd und des Fischfanges. Mehrere Völker suchten in ihren Königen die Götter Alle leiten ihren Ursprung als eine große Wohlthat, von irgend einer Gottheit ab. Daß der rohe menschliche Geist sich die Götter auch oft als böse, rachgierig und schadenfroh denkt, rührt im Grunde ebenfalls aus der Reflexion her, daß er bei alle dem, was ihm wiederfährt, etwas Unsichtbares voraussetzt, das sein Schicksal regiert, und wenn er dieses in Schlangen, Krokodillen und andern Ungeheuern, und die bösen Wesen, durch Menschenopfer und andere Abentheuer zu versöhnen sucht, die noch abscheulicher sind, als sein kindischer Irthum; so ist dieses doch nur eine Folge von der falschen Vorstellung eines moralischen Wesens, und von einem frühen Verderben seines sittlichen Willens, welche aber beide nicht da seyn könnten, wenn seine Natur keine moralische Grundlage hätte, worauf diese religiösen Verirrungen gebauet werden könnten. Wie der Charakter eines Volks ist, so ist seine Religion, weil diese aus jenem entspringt.

mögen, welche die menschliche Phantasie hierüber erdichtet und die Vernunft erklügelt; so gewiß ist es doch, daß die Künste und Wissenschaften dabei gewinnen. Die Künstler erheben sich zu Idealen, das Genie wird zu hohen Ideen gestimmt, und der Geschmack entwickelt sich an den Hymnen und heroischen Gedichten, an den Statüen und Gemälden, welche glückliche Genie's, womit die Natur alle Zonen von Zeit zu Zeit beschenkt, in ihrer Begeisterung hervorbringen.

Mit dem Verstande entwickeln sich auch die Begriffe vom Recht und Unrecht, wozu der Stoff tief in der menschlichen Seele verborgen liegt, und sich weit früher durch moralische Gefühle ankündiget, als er deutlich gedacht wird. Die sittlichen Begriffe erlangen bald so viel Klarheit, daß die mehresten einzelnen Fälle richtig beurtheilt werden, wo die Leidenschaft den Verstand nicht verblendet, oder wo die Verhältnisse nicht allzuverwickelt oder ungewöhnlich und selten sind. Mit den moralischen Begriffen hängen die Ideen von Freiheit, Gott und Unsterblichkeit unzertrennlich zusammen. Durch alle Zeiten hindurch sehen wir, wie sich das Menschengeschlecht an allen Orten und Enden damit beschäftiget, und die Verirrungen der Vernunft in Bestimmung der Gegenstände dieser Ideen sind blos ein neuer Beweiß, wie sehr es für den Menschen Bedürfniß ist, sie zu suchen, und wie sehr sie mit dem Interesse der Menschheit verknüpft sind. In ihnen liegt ein Sporn zum Nachdenken ins Unendliche.

Ein fast eben so fruchtbares Problem ist der Staat, dessen Einrichtung, Aufrechterhaltung und Verbesserung, den menschlichen Scharfsinn ohne Aufhören beschäftiget. Unbesonnen werfen sich die Völker anfänglich dem ersten besten Despoten in die Arme. Aber die Noth, in welche sie durch ihn gerathen, bringt Versuche hervor, den welcher sich zu ihrem Schutzherrn aufwarf, in Schranken zu halten. Die politischen Verhältnisse werden durchdacht, und eine lange Reihe glücklicher und unglücklicher Versuche, die sämmtlich nicht ohne große Verstandeswirkungen zu Staude kommen, macht erst die Menschen klüger. Alle Staatsformen werden nach und nach versucht und wieder zertrümmert. Die Gesetzgebung ist ein Feld, wo sich die größte Weisheit entwickeln kann. Die rechtlichen Verhältnisse werden bestimmt, und mit ihnen die Pflichten; die deutliche Entwickelung moralischer Begriffe, kann nur im Staate gelingen.

Aber welchen Kampf sehen wir unter den Staaten selbst! Wenn auch die Menschen in den Staaten zur Ruhe gebracht sind; so haben doch die Völker selbst keine Ruhe, von außen. So wie die einzelnen Menschen im rohen Naturstande unter sich lebten; so leben die Staaten nun unter einander. Jeder sucht nur sich zu bereichern und seinen Nachbar zu verschlingen. Ihr Zustand gegen einander, ist ein unaufhörlicher Krieg. Der Größere verschlingt die kleineren um sich her, und wird dann von einem noch größeren verschlungen. Und die-

ses dauert so lange, bis sie die Kunst erfunden haben, durch gewaltige Rüstungen und Verbindungen mit andern Staaten, sich aus Furcht in wechselseitiger Ruhe, wenigstens eine Zeit lang zu erhalten.

Ohnerachtet nun dieses stete Zurüsten und Vorbereiten zum Kriege, selbst das drückendste für die Völker ist, und sie fast eben so unglücklich macht, als der Krieg selbst; so ist doch nichts so sehr fähig, den menschlichen Geist anzustrengen. Die Erfindung und Verbesserung der Kriegswaffen, die Kunst, mit Glück zu fechten, die Spekulationen, wie großen Armeen Nahrung und Unterhalt zu verschaffen, wie Einheit und Zucht unter ihnen zu erhalten, wie die damit verknüpften Uebel zu verhüten sind, und ein besserer Zustand der Dinge bewirkt werden könne, sind Probleme, an deren Auflösung die Vernunft viele Jahrhunderte Stoff zum Nachdenken findet. So stehen alle Begebenheiten der Welt, welche eine Beziehung auf das Menschengeschlecht haben, mit der Kultur desselben in Verbindung, und haben mehr oder weniger dazu beigetragen, sie zu befördern, so daß man mit Recht, die Kultur des menschlichen Geschlechts, als einen Hauptzweck ansehen kann, welchen die Natur hier auf der Erde erreichen will, da sie ihn wirklich erreicht und alle Anstalten derselben als zweckmäßige Einrichtungen für die Kultur der Menschheit angesehen werden können.

Es könnte zwar scheinen, als ob manche Welterzeugnisse mehr dazu gedient hätten, den menschlichen

Verstand wieder zurückzubringen, als ihn zu vervollkommnen. Allein dieser Schein verschwindet gänzlich, wenn man folgendes erwägt:

1) Zur Kultur der Menschheit gehört nicht, daß der menschliche Verstand allenthalben in jedem Individuo und in jedem Volke, kontinuirlich steige, sondern nur, daß er im Allgemeinen irgendwo immer weiter fortrücke. Das Zurückbleiben, oder gar der Rückfall vieler Menschen in den Zustand der Unwissenheit, ist diesem Zwecke so wenig entgegen, daß dieses vielmehr ein kräftiges Beförderungsmittel desselben ist. Denn daß die Menschen in dem Laufe der Geschichte in allerlei Verhältnissen und Ständen erblickt werden, ist das einzige Mittel, dem Verstande eine richtige und vollständige Erkenntniß des Menschen beizubringen. Und so trägt also der Umstand, daß Menschen in allerlei Formen und Zuständen über der Erde zerstreut sind, daß hier ein Volk in der Kindheit und rohen Unwissenheit lebt, dort sich in Lastern und Abgötterei herum wälzt, ein anderes in der Blüthe der Kultur erscheint u. s. w., sehr viel zur Bildung derjenigen bei, welche dieses alles beobachten und darüber nachdenken können.

2) Wenn wir behaupten, daß der menschliche Verstand immer weiter komme; so behaupten wir nicht, daß er in jedem Zeitpunkte alle Grade in den vergangenen Zeiten übertreffe, sondern nur, daß jeder Zeitpunkt einen Grund enthalte, die folgenden Menschen klüger und

weiser zu machen, als es die vorhergehenden gewesen sind. So möchte sich z. B. freilich schwerlich erweisen lassen, daß der Verstand im Mittelalter irgendwo weiter war, als in den blühenden Zeiten Griechenlandes. Aber gewiß ist es doch, daß die Gährungen in dieser Zeit die folgenden Geschlechter, in Kenntnissen und Einsichten viel weiter gebracht haben, als jemals die Athenienser gewesen sind. — Ich überlasse zur Bestätigung meiner Sätze noch folgende Betrachtung dem nachdenkenden Leser: Erstlich ist es ganz offenbar, daß nichts mehr zur Erweiterung der menschlichen Erkenntnisse, folglich zur Kultur des Verstandes, und der mit ihm in Verbindung stehenden Geisteskräfte, beigetragen hat, als die Uebel. Hätte Hunger und Durst die Menschen nicht gequält; wäre Kälte und Hitze ihnen nicht beschwerlich geworden; hätten wüthende Thiere nicht ihrem Leben und ihrer Gesundheit gedrohet; so wüßten wir gewiß bis jetzt weder vom Kochen noch Brauen, weder von Kleidern noch Wohnungen, weder von der Jagd, noch von dem Ackerbaue etwas; und unser Verstand würde kaum erwacht seyn. Blos die Krankheiten haben die Arzneikunde geweckt und zur Vollkommenheit gebracht. Die Ueberschwemmungen, welche die Erde verwüstet haben, die Vulkane, welche weite Strecken verbrennen, die Stürme, welche Städte verscharren, verschaffen dem Verstande zugleich eine so tiefe Einsicht in die Natur der Elemente, die er ohne die durch diese Kräfte verursachten Nachtheile nie würde empfangen haben.

Daß Völker ehemals in dem Zustande der Kindheit gelebt haben, und daß es noch Nationen giebt, welche sich in demselben befinden; daß sich Millionen einander schlachten, daß Staaten einander verwüstet haben, daß ganze Nationen viele Jahrhunderte hindurch auf die verschiedenste Weise tirannisirt worden sind; die unzähligen Versuche, eine gute Staatsverfassung zu gründen, welche die Rechte der einzelnen sichert u. s. w. Man sage, ob ohne alle diese Ereignisse, der Mensch sich selbst so kennen könnte, als er sich nun kennt, ob die Klugheit und Weisheit so weit gediehen seyn könnte, als sie jetzt ist?

Selbst die Geschichte der Verirrungen des menschlichen Geistes, die Reihe von Ungerechtigkeiten, die der Wille an andern vollbracht hat, der Zustand der Sklaverei und der Knechtschaft, haben dazu beigetragen, den Menschen klüger und vernünftiger zu machen, als er vorher war. Wäre nicht der eine Stand niedergedrückt, in der Dummheit und unter dem Zwange gehalten worden; nimmermehr hätte der andere Muße erhalten können, die höheren Künste und Wissenschaften zu pflegen! Hätte der Krieg nicht die Menschen in alle Länder gejagt, nimmermehr würde uns unsre Erde, ihre Produkte, die Sitten der Völker und Thiere, welche sie bewohnen, so bekannt seyn, als jetzt; nimmermehr würden die Staaten, die innere und äußere Festigkeit erhalten haben, die sie jetzt besitzen; nimmermehr hätte eine so enge Verbindung, eine so genaue Vereinigung unter den Völkern entstehen können. Folgen wir den Weltbe-

gebenheiten nach der Reihe; so ist ein Fortschritt der Kultur, wenn man große auf einander folgende Perioden mit einander vergleicht, kaum zu verkennen. Die Natur scheint diesen Zweck so augenscheinlich vor Augen gehabt zu haben, daß sie ihm da, wo sie zu stocken scheint, so gar gemeiniglich durch einen Zufall weiter hilft.

Die Menschheit fängt schwach an. Die Bedürfnisse des Lebens zu befriedigen, ist das erste, warum sich der Mensch bekümmert. Hierzu ist der noch ungebildete Verstand auch hinreichend. Die Erfindung der gemeinen, zu den Nothwendigkeiten des Lebens gehörigen Künste, und deren Verbesserung, füllt die ersten Jahrhunderte oder Jahrtausende aus. Wie viel war den ersten Menschen geholfen, so bald ihnen irgend ein Zufall den Nutzen des Feuers zeigte. Aber daneben entstehen auch schon Künste des Luxus für Bequemlichkeit und Geschmack, der sich bald entwickelt. Kaum ist der Mensch satt; so will er sich auch putzen, um andern zu gefallen. So geht es fort, bis die Schreibkunst erfunden wird. Sie hilft dem Menschen Riesenschritte in der Kultur thun. Nun entsteht Geschichte, und nichts ist fähiger, den menschlichen Verstand mehr zu erleuchten, als der Spiegel der Vorwelt. Wie nach und nach die Geschicklichkeiten, für das Unentbehrliche zu sorgen, und die Künste des Entbehrlichen entstanden sind, sagt die Geschichte nicht. Da wo sie hell wird, erscheint der Mensch, schon ausgerüstet mit allem, was er bedarf. Er hat Nahrung, Wohnung, Sprache und

Staat,

Staat, Begriffe von Recht und Unrecht, von Gut und Böse. Wir sehen den Menschen in der Geschichte, schon als Mann, als gebildeten Menschen. Wie er so weit gekommen ist, lehrt sie uns nicht. Babylon, Assyrien und Aegypten, Phönicien und Judäa enthalten sämtlich schon gesittete Völker, wo ihre Geschichte beginnt.

Die hellere Periode der Kultur fängt zuerst in Aegypten an. Hier finden wir schon einen völlig eingerichteten Staat vor Moses. Ein prächtiger Hof, ein Priester- und Soldatenstand wird schon vor diesem alten Anführer der Hebräer geschildert. Man kennt nicht nur, was zum Leben und zur Bequemlichkeit dient, auch die ersten Spuren wissenschaftlicher Erkenntnisse zeigen sich bei ihnen. Spuren der Astronomie, Chronologie, Feldmeßkunst, Arzneiwissenschaft u. s. w. trift man bei ihnen, so wie bei den übrigen Völkern schon längst. Sie haben ein Soldatenheer, und das Pferd ist zum Kriege gebändiget. Kanaan, Aegypten und Singar, Indien und Vorderasien, stehen schon im Handelsverkehr. Abgerichtete Kameele und Schiffe sind schon bekannt. Nicht lange hernach treffen wir in Phönizien schon eine völlige Seemacht an, welche die Kauffartheiflotte beschützt. Indessen machen doch alle Völker vor den Griechen nur sehr langsame Fortschritte in der Kultur, und es scheint, als ob sie sich sehr lange auf einer Stelle gehalten haben. Ihre politische und religiöse Verfassung legte ihnen ein großes Hinderniß in den Weg. Denn bald gründete tirannische List und Gewalt

der Mächtigen, die Sicherheit ihrer Herrschaft auf Unwissenheit und Dummheit, bald warfen sich Schwärmer oder Habsüchtige zu Dienern des Himmels und zu Herren über die Gewissen der Menschen auf, nährten sich von dem Aberglauben der Völker, und heiligten alle Art von Unsinn; bald war es die kriegerische Wuth, welche alle ruhige Entwickelung des menschlichen Geistes unmöglich machte. Fast alle noch übrigen Bruchstücke der Theologie und Moral der Chaldäer, der Magier in Persien, der Bramanen in Indien, der Hierophanten in Aegypten u. s. w. sind Produkte eines noch ungeübten, in den Labyrinthen der Phantasie herumirrenden Geistes.

In Aegypten, wo die Kultur noch am weitesten gediehen war, hinderten doch selbst die Mittel, durch welche sie in Gang gebracht war, ihre ferneren Fortschritte. Ihre Staatskunst war ungemein fehlerhaft und kurzsichtig. Die Erblichkeit aller Handthierungen und Lebensart, die ängstliche Anhänglichkeit an hergebrachte Gewohnheiten und Gebräuche, die geflissentliche Verheimlichung aller Kenntnisse, welche nicht unmittelbar zum bürgerlichen Leben gehörten, der Haß gegen Fremde; der despotische Regierungszwang; das Schwere und Geheimnißvolle ihrer Hieroglyphenschrift. Alles dieses macht es hinlänglich begreiflich, daß die Aegypter viele Jahrhunderte hindurch keine sonderliche Fortschritte gemacht haben, ohnerachtet sie in langer Ruhe lebten, und in dem Feldbau hinlänglich Nahrung

fanden. In den übrigen Ländern sahe es noch schlimmer aus. Im mittleren und südlichen Asien erstickt der Despotismus und das heiße Klima, alle anstrengende Thätigkeit des Geistes. Phönicien schränkt seine ganze Kultur auf den Handel ein. In Kleinasien war die Kultur ganz auf den Luxus gestimmt. Griechenland und Italien fangen erst an, bevölkert zu werden.

Dennoch war schon der Grund gelegt, auf welchem man fortbauen und verbessern konnte, und die Griechen waren das Volk, welches ausersehen war, die Kultur eine gute Strecke weiter fortzuführen. In einer Gegend, wo es von allen Seiten her Kolonisten, und die schon vorhandene Aufklärung der Länder, woher sie kamen, aufnehmen konnte; zu einer Zeit, wo sich die Völker, aus denen es bevölkert wurde, schon alle über die Kindesbegriffe erhoben hatten, und mit einer Menge nützlicher und selbst wissenschaftlicher Kenntnisse ausgerüstet waren, mit einem Charakter, der durch die großen Unternehmungen, wozu sie ihr Wohnplatz auf den Inseln und der Meeresküste aufforderte, kühn gemacht war, und den Geist der Freiheit tief eingesogen hatte. Ein solches Volk war durch die Umstände dazu gemacht, sich von alten Vorurtheilen loszureißen, und auf einem neuen Wege weiter zu gehen. Wenn Völker von verschiedenen Nationalsitten und Begriffen zusammen kommen, wovon gewöhnlich jede auswandernde Kolonie mit etwas in seinem Vaterlande unzufrieden ist, so sind sie zur Vereinigung mit einander geneigt,

und es entsteht leicht etwas Gemeinschaftliches, das der Charakter eines neuen Volks wird. So in Griechenland. Eine schöne sie umgebende Natur; eine wohltönende Sprache, die durch den sie begleitenden Gesang und durch die Musik, (beide Kinder ihrer innigen Vereinigung und ihrer Gesellschaftlichkeit) noch mehr verschönert wurde, und das Schreiben durch das Alphabet, das öffentlich Preis gegeben wird, legt den Grund zu ihrer Ausbildung. Orpheus, Museus, Linus, Homer u. s. w., sind Namen von Männern, deren Andenken die Zeit verewiget hat, welche die religiösen und heroischen Sagen, die aus verschiedenen Gegenden zusammengeflossen waren, befangen, sie dem Gedächtnisse ihres Volks einprägten, und ihren Inhalt zum Gegenstande der Verehrung und des Nachdenkens machten. Mythologie, Dichtkunst und Musik war die Grundlage der griechischen Kultur, und der ganze Ideenlauf der bis in die spätesten Zeiten unter ihnen geherrscht hat, hängt sich an sie an. Ihre Kosmogonien und Theogonien sind nichts, als alte Sagen, die ein Hesiodus schon nacherzählt. Die Mythologie, welches ihre Religion war, zog ihre Aufmerksamkeit aufs Schöne. Ihre ganze Kultur nahm diese Richtung, und ist durchgängig eine Ausbildung des guten Geschmacks oder des Gefühls für das Schöne. Das Schöne gieng bei ihnen über alles. Poesie. Beredtsamkeit, Bildhauerkunst, Malerei, Tanzkunst, Gebehrdenspiel, Schauspielkunst, kurz alle Künste, die Begriffe schön darzustellen, sind vielleicht von keinem Volke mehr aus-

gebildet worden, als von den Griechen. Alles, was es Interessantes giebt, hing bei ihnen mit dem Schönen zusammen. Ihre Religion war nur auf das Schöne berechnet; wenn auch ihre Götter nicht gut waren; so mußten sie doch schön vorgestellt werden. Ihr Tempel, ihre Versammlungsplätze, ihre öffentliche Schauspiele, ihr öffentliches gesellschaftliches Leben, ihre Reichthümer, ihre Ueppigkeit, alles dieses hob den Geschmack an dem Schönen, und machte die Befriedigung des ästhetischen Gefühls zur ersten Bedingung aller Produkte, die auf den Beifall in Griechenland Anspruch machen wollten.

Wenn der Geschmack einmal ein Volk regiert, dann verbreitet er sich über alles. Ihr Gottesdienst, ihre Opfer, ihre öffentlichen Spiele, ihre Kleidung, ihr Putz, ihre Regierungsform, alles mußte schön seyn; in allen herrschte Geschmack. Schlechte Sitten wurden verbannt, so bald sie dem Geschmacke zuwider waren. Tapferkeit, Muth, Heldenthaten und Aufopferungen sind schöne Tugenden, und eben darum ist Griechenland voll davon. Selbst den Despotismus werden sie nicht anders dulden, als wenn er in schöner Form erscheint. Ihr Hang muß aber für den Republikanismus seyn. Denn keine Regierungsform giebt so viel Schauspiele, als diese.

Kein Wunder, daß ein solches Volk auch die schönen Seiten der Tugend fand. Der Gang ihrer sittlichen Kultur zeigt sich in ihrer Religion. Die gottes-

dienstlichen Gebräuche und Mysterien, die heiligen Rechte der Gastfreundschaft und des Schutzes flehender Unglücklichen, ihre Sicherheit an heiligen Oertern, der Glaube an Furien und Strafen, die Gebräuche der Entsündigung und Götterversöhnung, die Stimme der Orakel, die Heiligkeit des Eides, des Heerdes, der Tempel, der Gräber u. s. f. waren Meinungen, welche man vom ersten Anfange dieses Volks antrift, und welche ihre sittliche Stimmung deutlich genug verrathen. Auch wurden die, diesen Meinungen zum Grunde liegenden Begriffe immer mehr verfeinert und berichtiget, je weiter das Volk selbst fortrückte. Die Menge der Staaten in Griechenland und die vielen Veränderungen, die jeder einzelne und alle zusammen erlitten, gab ihrem nachdenkenden Geiste Gelegenheit genug, mehr über den Staat und die Staatsverhältnisse nachzudenken, als es bisher geschehen war. Alle Künste des Krieges und des Friedens erreichten hier einen Gipfel, auf dem sie noch nie gewesen waren.

Endlich erhob sich der menschliche Geist auch zur Wissenschaft. Mathematik und Philosophie werden mit Eifer und Glück getrieben; die Geschichte wird schön bearbeitet; die Natur des Menschen wird untersucht, die Begriffe in die feinsten Merkmahle zerspalten, und der spekulative Geist durchwandert das ganze Feld abstrakter Vorstellungen. Die subtilsten Fragen der Logik, Metaphysik, der Sitten- und Rechtslehre und der Staatskunst werden zergliedert und wissenschaftlich behandelt.

Auch die schönen Künste, nachdem sie in den vollkommensten Werken jeder Art daliegen, erhalten durch sie, ihre Theorie.

Dennoch fehlte viel daran, daß die Griechen den höchsten wünschenswürdigen Grad der Kultur erlangt, oder auch die nachfolgenden Zeitalter sämtlich übertroffen hätten. Ihre Kultur war fast nur auf die Ausbildung des Geschmacks eingeschränkt, sie hatten große Baumeister, Bildner, Dichter, Schauspieler ꝛc. aber ihre höheren philosophischen Wissenschaften sind theils sehr leer am Inhalte; theils war die Verbreitung der besseren Ideen sehr eingeschränkt. — Selbst ihren Philosophen ist der Begriff von allgemeiner Menschenwürde noch nicht deutlich; daß Sklaverei ein widerrechtlicher Zustand sey, fällt ihnen gar nicht ein, und die Grausamkeiten im Kriege, erhalten den Beifall ihrer größten Weisen. Ihre Volksreligion war albern, und ihre philosophische Religion bestand in eitler Grübelei. In der Physik sind sie Kinder, und ihre Länder und Völkerkunde verdient kaum erwähnt zu werden.

Indessen waren doch Reitze genug zum Denken da, und Europa ist seit ihrer Zeit, allein der Schauplatz geblieben, auf welchem der menschliche Geist sich bildet. Wenn die Römer, welche nach den Griechen die Hauptrolle in der Welt spielen, auch die Kultur nicht viel weiter brachten, und in einigen Stücken so gar zurück giengen; so wurde sie doch durch sie mehr verbreitet, und dadurch eine herrliche Grundlage zu künftiger Vervollkommnung gelegt. In alle damals bewohnte

Weltgegenden bringt die Eroberungssucht der Römer griechische Kultur, regt den schlafenden Geist der Völker zu eigner Thätigkeit auf, und macht sie mit den besseren Erfindungen in den Künsten und mit Wissenschaften bekannt. Ueber alle von Rom eroberte Länder breitet sich die Kultur aus. Und wenn die Erkenntnisse in Rom auch keinen höheren Schwung erhielt; so wurde sie doch allgemeiner, und gieng mehr ins handelnde Leben über. Es verbreitet sich unter den Römern eine gewisse philosophische Denkart, welche sich von den hergebrachten Vorurtheilen zu heilen, und die Macht der Erziehung zu bekämpfen sucht. Der gesunde Menschenverstand drang durch die Auktorität des Hergebrachten durch. Nicht blos Befehlshabern der Truppen, obrigkeitlichen Personen oder den obern Ständen, ist diese philosophische Denkart eigen. Sie theilte sich auch bald dem Volke und selbst den ihm unterworfenen Provinzen mit. So wurde die Zahl derer, welche das Geschäft der Kultur betrieben, immer größer. In der That war das römische Reich für die Kultur vortheilhafter, als irgend eines in der vorhergehenden Welt. Eine große, mächtige und reiche Hauptstadt, die das allgemeine Vaterland der wichtigsten Staatsbürger war, passende Gesetze, die leicht mit den mannichfaltigen Sitten in Harmonie zu bringen waren, vortrefliche Polizeianstalten, Verbrüderung so verschiedener Nationen unter einem milden Scepter, freier und ausgebreiteter Handel. Alles dieses machte eine Verbindung, die man bisher kaum zu denken gewagt hatte. Durch die griechischen

Künste und Wissenschaften, durch die allgemeine Toleranz in Religionssachen, durch Begünstigung der bürgerlichen Freiheit, durch feinere Sitten und mildere Denkart wurde alles verschönert, veredelt, vergrößert; durch die Macht des Staats war die innere Sicherheit, durch die Heere und durch überlegne Staatsklugheit aber die Ruhe gegen äußere Feinde geschützt. Dem unternehmenden Kopf boten sich tausend Gelegenheiten dar, zu Ehre, zu Reichthum, zu Macht, durch Wissenschaften, Kunstfleiß und wirthschaftliche Thätigkeit zu gelangen. Jede Art von Talent konnte sich leicht entwickeln; die zu allen Dingen so brauchbare Welt- und Menschenkenntniß war noch nie so leicht gewesen als jetzt, in der römischen Welt.

Dennoch dauerte der blühende Zustand Roms nicht lange. Der allzugroße Umfang des Gebiets; die Unbestimmtheit der Regierungsform unter den Kaisern, der Vorzug der römischen Bürger vor den Provinzialen, die übertriebene Ueppigkeit der Vornehmen, die große Zahl der Sklaven, die allzugroße Absonderung des Kriegesstaats. Diese und noch mehrere Umstände enthielten eben so viele Ursachen, welche den Stürz des römischen Reichs leicht hervorbringen konnten. Die lange Folge meist toller, wüthender oder weichlicher Kaiser, Sklaven ihrer Armeen oder Pfaffen, und Tirannen ihrer Völker, mußte alle schönen Anlagen zerstören. Das Eindringen der Barbaren in den römischen Staat zertrümmerte zwar nach und nach diesen Koloß, und richtete die römische Kultur zu Grunde,

wurde aber auch die Grundlage zu einer neuen viel ausgebreiteteren Ausbildung von Europa. Die Kenntnisse der Griechen und Römer lagen nun in Büchern bereit. Mochten sie immer in den Köpfen der Menschen auf einige Jahrhunderte verlohren gehen. Wie leicht war es, sie aus den Büchern wieder zu lernen, und sie durch die Betrachtung der gewaltigen Veränderungen, welche die Menschheit diese Jahrhunderte hindurch litt, zu vermehren!

Mitten unter den gewaltsamen Veränderungen, die dem römischen Reiche wiederfuhren, wird das Christenthum wichtig; eine Religion, die in einem bisher unbedeutenden Ländchen, Judäa, entspringt, aber als Religion betrachtet, sehr merkwürdig ist, da sie die erste und einzige unter den alten Religionen ist, die eine moralische Grundlage hat. Und ob es gleich sehr lange gedauert hat, ehe die moralischen Ideen in ihr zur Hauptbetrachtung gemacht wurden, und sie nicht minder als alle übrigen Religionen dem Eigennutze, dem Aberglauben und der Tirannei zum Mittel gedient hat; so ist es die christliche Religion doch vornämlich gewesen, welche die Gelehrsamkeit durch alle finstere Jahrhunderte des Mittelalters hindurch erhalten, und das gänzliche Eindringen der Barbarei verhindert hat.

Das Christenthum setzte sich bald in allen Theilen des römischen Reichs fest, in Aegypten und in den griechischen Ländern, so wie in Rom und allen lateinischen Provinzen. Allenthalben wurde es nach den vorhan-

denen Begriffen gemodelt, und mit den Vorurtheilen der Völker, die es aufnahmen, verwebt. Die sogenannte Völkerwanderung brachte eine totale Mischung aller Nationen der Welt hervor; alle wurden mit einander bekannt; alle verloren und alle gewannen dadurch. Was für Reiche entstehen und verschwinden in einem Zeitraume von einigen hundert Jahren! Aller Sinn für das wahre Schöne wird in dieser Völkergährung erstickt. Die Wissenschaften retten sich in die Klöster, wo sie die traurigste Gestalt erhalten, und ganz Europa ist ein Schauplatz des Kriegs und der Zerstörung. Diesen kriegerischen Geist ernährte die Lehnsverfassung, die mit den rohen Völkerschaften entsteht, noch mehr; und der wilde Adel würde noch drückender gewesen seyn, wenn nicht ein anderes Uebel damaliger Zeit, der geistliche Stand ihm einigermaßen das Gleichgewicht gehalten hätte.

Unterdessen war durch diese Verwirrung doch die Vorbereitung zur schönsten Kultur getroffen. Denn die Vermischung der Völker befreiete ein jedes derselben von mehrern seiner eigenthümlichen Vorurtheile, und öfnete der freieren Denkart den Weg. Die Anstalten dazu, zeigten sich noch mehr in dem folgenden Zeitalter, der mit den Kreutzzügen beginnt, religiöse Abentheuer, wozu der Aberglaube die Christen begeisterte, und welche die Hierarchie benutzte, ihre Herrschaft auszubreiten, und die weltlichen Fürsten zu schwächen, die aber doch die rohen Völker mit andern Ländern, Völkern und Religionen bekannt machte, und sie die Be-

quemlichkeiten, den Reichthum und die Seltenheiten Asiens kennen lehrten, so den Geschmack an Luxus erweckten, und den Handel in eine große Bewegung brachten. Die Kreutzzüge und die sich vermehrende Volksmenge waren daher die ersten Mittel, Aufklärung, Wohlstand und Kultur wieder zu erwecken und zu verbreiten, welche nachmals durch den Umsturz des griechischen Reichs, durch die Erfindung des Papiers und der Buchdruckerei, und durch die Entdeckung Amerika's außerordentlich beschleuniget, und bis zu einem bisher unbekannten Grade erhöhet wurden.

Die Anfänge aller unserer heutigen Bequemlichkeiten, Künste, Erfindungen und Wissenschaften, fallen in den Zeitraum von 1200 — 1600 der christlichen Zeitrechnung. Hier blühet die Handlung auf, Manufakturen und Handwerke werden vervollkommnet, die Philosophie erwacht, die Religion erhält ein gelehrteres Ansehen; die Erfindung des Schießpulvers bringt die Leibesstärke in Verfall; mit ihr verliehrt die schädliche Lehnsverfassung ihr Gewicht. Naturlehre und Arzneywissenschaft fangen an, einen besseren Boden zu gewinnen. Die Dichtkunst und die bildenden Künste und die Baukunst, Töchter der Ruhe und des Wohlstandes, werden von neuem gebohren, und nun schreitet die Kultur mit Riesenschritten fort, und übertrift in kurzem alles, was je vor ihr gewesen ist.

Die Denkmäler der Alten, welche aus Constantinopel vertriebene Griechen mit nach Italien brachten, weckten den Geschmack; das Studium der griechischen

Sprache, welches die christliche Religion nie ganz hatte untergehen lassen, wurde erneuert und mit Glück vervollkommnet. Alle Weisheit der alten Griechen und Römer gieng nun in die Köpfe der neueren Gelehrten über, die nun aus einem weit allgemeinern Standpunkte beurtheilt werden konnte, da die Leser von den Nationalvorurtheilen der Alten frei waren. Die Summe der Erfahrungen hatte sich seit der Zeit, wo jene Völker blüheten, ansehnlich vermehret. Das ganze Europa steht unter sich und mit mehreren Welttheilen in Verbindung. Viele Kenntnisse entwickeln sich nun, von denen die Alten nichts wußten. Naturlehre und Astronomie steigen zu einer Höhe empor, wovon die Alten keine Idee hatten. Die Buchdruckerkunst, die mit unglaublicher Schnelligkeit durch ganz Europa eingeführt wird, führt die Weisheit allen Ständen mit leichter Mühe zu, und erleichtert die Mittheilung der Begriffe, das wichtigste Mittel der Verstandesbildung. Die Landessprachen werden gebildet, und der menschliche Verstand reißt, wie ein Strom alles vor sich nieder, was ihn in seinen Fortschritten aufhalten will.

Der Geschmack des Schönen zeigte sich zuerst in außerordentlicher Stärke. Nachdem die Oelmalerei vorher erfunden, erreichte die Malerei bald einen hohen Gipfel. Aus Italien verbreitete sie sich über Frankreich, Deutschland und die Niederlande, und ließ allenthalben Meisterstücke zurück. Die Bildhauerkunst fand indessen jetzt die Nahrung nicht, welche ihr die Religion und die Staatsverfassung der Griechen ge-

währte. Die Poesie erwacht in allen Ländern und in allen Sprachen, und zeigte sich immer in vollkommnerer Gestalt. Auch die Musik erreicht in Italien einen hohen Grad der Vollkommenheit.

Indessen möchte vielleicht in den schönen Künsten die Kultur der Griechen, die unsrige übertroffen haben. Aber ihre Naturgeschichte, Astronomie und Physik kömmt gegen das, was unsre Zeitgenossen davon wissen, in gar keine Vergleichung. Die Erfindung der Fernröhre und Mikroskope hat den Neuern eine neue Natur entdeckt, und die Vernunft ist durch deren Hülfe so tief in die Natur der Dinge eingedrungen, und mit so erhabenen Begriffen bekannt geworden, daß uns die Kenntnisse der Alten nicht anders als höchst kindisch vorkommen können. Anatomie, Physiologie, Arzneikunst, Chymie; welche reiche Schätze enthalten sie jetzt! Die Genauigkeit der Naturbeschreibung, deren Werth und Wichtigkeit man erst in den letzten vier hundert Jahren eingesehen hat, gieng nun auf Erdbeschreibung und Geschichte über. Denn historische Treue war sonst wenig geachtet und wenig gefordert. Die Kenntniß der Erde, ihrer wahren Gestalt, ihres inneren Baues, ihrer allmähligen Bildung, alles dies verdanken wir den neuern Zeiten.

Aber nichts hat der Kultur mehr genützt, ihr eine größere Ausdehnung und Allgemeinheit verschaft, als die Erfindung der Buchdruckerkunst. Diese Kunst vervielfältiget die Geisteswerke in kurzer Zeit und mit wenigen Kosten, und macht, daß sich die Begriffe der

hellen und aufgeklärten Köpfe ohne Hinderniß, über den ganzen Erdkreis bis in die niedrigsten Hütten verbreiten können. Alle Zweifel, alle Einwürfe, alle Entdeckungen der Vernunft können auf das schnelleste jedermann mitgetheilt werden, der sich die kleine Mühe nicht verdrießen läßt, lesen zu lernen, und seine Fähigkeiten so weit ausgebildet hat, daß er die Begriffe selbst fassen kann. Nun war es unmöglich, länger nach Belieben zu bestimmen, welche Ideenmasse dem Volke bekannt werden sollte. Jeder fand irgendwo Mittel und Wege, seine Gedanken durch die Presse allgemein mitzutheilen, und Vorurtheile zu sprengen, welche die Menschheit in Fesseln hielten.

Ihre wohlthätigen Folgen zeigten sich auch sehr bald in der Reformation. Sie führte größere Freiheit im Denken ein, riß eine große Menge tief eingewurzelter Vorurtheile mit einem Mahle aus, und stellte Gegenstände, über welche nachzudenken bisher jedermann für ein Verbrechen hielt, der freimüthigsten Untersuchung aus. Kaum aber war die Bahn gebrochen; so trieb man die Untersuchung weiter, als die Reformatoren selbst gehen wollten. Die ganze Religion erhielt nun Gegner, und diese haben der Erkenntniß derselben vielleicht mehr genutzt, als ihre eifrigsten Vertheidiger. Sie wecken und spornen den Verstand zum schärferen Denken über so wichtige Gegenstände an. Die Philosophie, die sich bisher immer als Dienerin der christlichen Theologie hatte müssen behandeln lassen, riß sich allmählig von dieser beschwerlichen Herrschaft

loß, und fieng an, allein und unabhängig zu wandeln, wo sich ihr denn ganz neue Ansichten der Dinge eröfneten. Was hat unser Handel, unsre Menschen- und Völkerkunde für einen Umfang, gegen das, was ehemals so hieß! Menschenrechte und Menschenpflichten sind wenigstens in der Erkenntniß viel weiter vorgerückt, als ehemals; sollten wir nicht auch erwarten können, daß diese Erkenntnisse bald mehr in Handlung übergehen werden, als es bisher geschehen ist? Und sind wir hierin wenigstens nicht schon weiter gekommen, als unsre Vorfahren? Hält man nicht wenigstens Unterdrückungen und Beleidigungen für schändlich, und arbeiten nicht wenigstens philosophische Schriftsteller daran, das Recht geltend zu machen, und den gewaltigen Uebertretern der Pflicht ihr Urtheil zuzubereiten? Die Politik sucht ihre niedrigen Ränke doch wenigstens hinter dem Scheine des Rechts zu verstecken, und wagt es nicht mehr, mit Unrecht groß zu thun. Ein Beweiß, daß wir wenigstens in der Anerkennung des Rechts weiter sind, als unsre Vorfahren.

Aber die Natur hat uns auch für die Zukunft mit zwei mächtigen Schutzwehren gegen den Rückfall in gänzliche Finsterniß und Barbarei versehen. Diese sind das Schießgewehr und die Druckerpresse. So fürchterlich der erste Anschein der Erfindung des Pulvers ist; so wohlthätig erscheint sie bei näherer Betrachtung. Durch sie sind erstlich die Kriege weit milder und menschlicher geworden, als sie vorher waren. Die Streiter selbst werden durch den Gebrauch des

Schieß-

Schießgewehrs bei weitem nicht so sehr in Leidenschaft und Wuth gegen einander versetzt, als wenn sie handgemein werden; der Sieg wird weit schneller und bestimmter entschieden, und der Soldat, der nicht mit den Händen zu schlagen gewohnt ist, ist der Freund seines Gegners, wenn er nur überzeugt ist, daß er sein Gewehr nicht mehr gegen ihn richtet. Aber vielleicht noch wichtiger für das menschliche Geschlecht ist es, daß der Gebrauch des Schießgewehrs den kultivirteren Nationen auf immer das Uebergewicht über barbarische Völker verschaft hat. Es kömmt in unsern Kriegen nicht so wohl auf hitzige Wuth und auf Stärke der Fäuste, als vielmehr auf kalte überlegende Vernunft und auf Klugheit und Geschicklichkeit, auf Kriegskunst und Bevestigungsbau an. Nicht mehr der behält die Oberhand, wer die größte körperliche Stärke und die größte Zahl Krieger besitzt; sondern wer in Chemie, Mechanik und Baukunst und im Finanzwesen die größte Geschicklichkeit hat. Und wenn dieses ist; so kann nicht mehr die Frage seyn, ob aufgeklärte Völker oder Barbaren siegen werden, wenn sie mit einander in Streit gerathen. Nimmermehr wird es also wilden Horden wieder gelingen, kultivirte Länder zu überschwemmen, und die Aufklärung zu verdrängen, nachdem die Kultur einen so großen Umfang erlangt hat, und die aufgeklärten Völker zu dem Besitz solcher Mittel (Flinten, Kanonen und Vestungen) gekommen sind, wodurch sie auch dem stärksten Einbruche der Barbaren Trotz bieten können. Die blinde Wuth wilder Stämme wird im-

mer der Kriegskunst und der Geschicklichkeit veredelter Völker, im Kampfe weichen müssen.

So sehr aber die Taktik die Fortschritte der Kultur gegen äußere Barbaren schützt; so sehr sichern uns Büchervorräthe und Druckerpressen gegen die Angriffe innerer Despoten. Ein Gewaltiger der Erde, welcher es seinem Vortheile gemäß fände, den freien Umlauf der Ideen zu hindern, würde etwas ganz Unmögliches unternehmen, wenn er seinen Wunsch ausführen wollte. Selbst wenn er es dahin bringen könnte, daß keine neuen Schriften mehr gedruckt und verkauft würden, die seinem Interesse zuwider wären, welches doch ganz unmöglich zu seyn scheint; so würde doch in den vorhandenen Büchern schon alles anzutreffen seyn, was er verwehren wollte. Es ist völlig unmöglich, den Unterricht durch Bücher, den jeder in einem einsamen, verborgenen Winkel finden kann, auszurotten; und um Bücher zu drucken, darf nur ein freies Plätzchen auf der Erde seyn, woran es gewiß nie fehlen wird, da durch Amerika und die dadurch bewirkte Verbindung aller Länder der Erde untereinander, die Kultur einen Umfang erhalten hat, der nie unter die Willkühr eines oder mehrerer Despoten kommen kann.

So ist also aus allem, was die Natur gethan hat, Kultur entstanden, und wir wollen aus dem, was bisher geschehen ist, und aus den Anstalten, welche für die Zukunft getroffen sind, schließen, daß es ihr Zweck sey, daß sie entstehen und immer weiter schreiten solle.

Wenn aber dies ist; wie ohnmächtig sind doch die schwachen Großen, welche die Fortschritte des menschlichen Geistes zu hemmen unternehmen? Sie wollen den Ocean mit einem Strohwische verstopfen. Die Thoren! Ihre Hindernisse werden nichts thun, als den Fortgang beschleunigen, und ihr eignes Verderben bereiten.*).

VIII.

Civilisirung des menschlichen Geschlechts scheint der letzte Zweck der Natur auf der Erde zu seyn.

Unter Kultur, verstehe ich, die Ausbildung der natürlichen Kräfte, welche ein freies Wesen haben muß, wenn es in der Welt handeln soll. Die Kultur vermehrt die Möglichkeit seines Handelns, indem er desto mehr Zwecke und Mittel, sie zu erreichen kennen lernt, jemehr sich seine Geschicklichkeiten und Erkenntnisse erweitern, und alle Kultur besteht in Vermehruug und Erweiterung der Erkenntnisse und Geschicklichkeiten der Menschen. Aber die Weltgeschichte macht es wahrscheinlich, daß die Natur durch diese Kultur noch etwas anders in der Welt erreichen will. Es scheint, als wollte sie die Menschen civilisiren, d. h. sie in bürgerliche Gesellschaften oder gesittete Staaten, und diese

*) Ueber diesen Abschnitt sehe man die bekannten Werke von Adelung, Herder, Wünsch, Schlözer, Gatterer, Kant, Condorcet, Krause, Spittler, Eichhorn u. s. w.

wieder zu einem Weltbürgerlichen Ganzen vereinigen, in welchem nicht nur die Rechte aller einzelnen, sondern auch die Rechte der Staaten einander einschränken, und durch ihre kosmopolitische Verbindung gesichert sind. — Wenigstens ist dieses letztere ein Zweck, den man einer Natur, an deren Spitze ein allmächtiges moralisches Wesen steht, wohl zutrauen kann. Um aus der Erfahrung zu beweisen, daß die Natur wirklich nach diesem Ziele strebe, bedarf es vielleicht noch Jahrtausende.

Unterdessen ist doch kein Zweifel, daß auch schon die Weltgeschichte, so weit sie jetzt geht, einen solchen Fortgang der Nationen zu einem weltbürgerlichen Verein zu bestätigen scheint, obgleich der Zeitpunkt, wo er zu Stande kommen wird, noch so weit entfernt seyn mag. Denn erstlich ist es doch ganz gewiß, daß die bürgerlichen Verfassungen heut zu Tage viel vollkommner und zweckmäßiger eingerichtet sind, als sie es vor mehreren tausend Jahren waren, daß diese Verbesserungen allmählig entstanden und durch die Umstände selbst nothwendig geworden sind, und es ist aus allen Ereignissen höchst wahrscheinlich, daß die Gährungen, welche in unsern Tagen in der politischen Welt vorgehen, die Menschen klüger machen und zweckmäßige Mittel gegen die Uebel, welche sie jetzt erfahren, lehren werden. Zweytens ist es gleichfalls gewiß, das die regelmäßigen Staatsverfassungen zu keiner Zeit, in einem so großen Umfange der Erde Statt gefunden

haben, als in den neuern Zeiten, und daß die Willkühr und der Despotismus der Regierungen immer mehr und mehr von seiner Gewalt verlohren hat, je älter die Erde geworden ist; und es ist aus mehreren Umständen zu vermuthen, daß sich die besseren und milderen Regierungsformen immer weiter und weiter auf der Erde verbreiten werden, da die Verwaltung selbst despotischer Verfassungen, sich dieser Milde immer mehr und mehr nähert. Drittens hat sich die Verbindung der Staaten unter einander kontinuirlich erweitert, und ist nie in so großem Umfange gewesen, als jetzt. Und ob man gleich gestehn muß, daß die so verbundenen Staaten in einer steten Spannung gegen einander sind und nicht eben die freundschaftlichsten Gesinnungen gegen einander hegen, oder sonderliche Achtung gegen ihre wechseitigen Rechte haben; so ist doch auf der andern Seite auch klar, daß die Verbindung immer mehr und mehr darauf angelegt wird, daß ein Schwerd das andere in der Scheide halten soll. Die Idee des Gleichgewichts der Macht, welche in den neueren Zeiten eine praktische Wirksamkeit erhalten hat, so schimärisch und ungerecht sie in mehreren Rücksichten seyn mag, hat doch offenbar die Staaten dem Ziele näher gebracht, so daß sie sich mehr vor einander fürchten müssen; und die unglücklichen Erfolge der Kriege, welche, dem Anscheine nach, mächtigere Fürsten gegen Schwächere unternommen haben, werden auch den Stärkeren endlich belehren, daß ihn der Krieg doch leichter schwächen, als stärken kann, und die Klugheit wird am Ende all-

gemeiner werden, welche rathet, das zu thun, was die Liebe zum Recht nicht vermag, d. i. lieber mit dem zufrieden zu seyn, was man hat, und sich blos auf Vertheidigung seiner evidenten Rechte einzuschränken, als durch ein so unsicheres Mittel, als der Krieg ist, Erweiterung seiner Besitzungen zu suchen. Der Krieg wird sich vielleicht in Zukunft nur auf barbarische Länder ausdehnen, welche, so bald sie durch die Eroberer kultivirt sind, sich bald mit ihnen auf gleichen Fuß setzen, und sie nöthigen werden, ihnen ihr Recht wiederfahren zu lassen. So ist die Begierde nach Indischen Besitzungen, vielleicht selbst nur ein Mittel, in der Hand der Natur, in jenen Ländern eine bessere bürgerliche Verfassung einzuführen, und ihre Völker zu kultiviren. Ist die Kultur erst so weit gediehen, daß sie für sich selbst fortkommen kann, dann werden sich schon Umstände eräugnen, wodurch sie sich von ihren europäischen Unterjochern losreißen, und mit diesen auf den Fuß der Gleichheit setzen können.

Die Idee einer allwaltenden Güte, berechtiget uns vollkommen zu einer solchen Erwartung, wenn nur die Erfahrung nicht ganz dagegen ist, welches sie nie seyn kann. Denn in der ganzen Zeit, welche diese Welt zu durchlaufen hat, sind Jahrtausende, Augenblicke, und können also dem sterblichen Zuschauer das Räthsel nicht lösen, wie aus dem, was bisher geschehen ist, und was in künftigen Jahrhunderten wahrscheinlich geschichet, das schöne System zusammengesetzt werden möge. Denn

welcher menschliche Weise, mag aus den Eräugnissen einer Sekunde, die Begebenheiten eines Jahrhunderts entziffern! Es ist blos die Voraussetzung eines moralischen Weltregierers, welche unsre moralischen Hofnungen stärkt, und unsern kühnen Erwartungen Zuversicht giebt. Doch verläßt uns auch die Erfahrung nicht ganz. Die Geschichte der vergangenen Jahrhunderte enthält Spuren in Menge, woraus sich ein solcher Fortgang des menschlichen Geschlechts zum erweiterten Kosmopolitismus ahnden läßt, wenn man unter der festen Voraussetzung einer weisen Vorsehung die Welt betrachtet.

In der That bilden, schon jetzt die europäischen Mächte ein großes Staatensystem, wovon man in den alten Zeiten Griechenlands und Roms, nichts wußte. Aehnliche Sitten, Politik, Religion und Wissenschaften und der Handel halten alle europäische Nationen zusammen, und vereinigen sie zu einer großen Republik, deren Glieder zwar noch öfters an einander gerathen, sich aber doch im Streite auf den Fuß der Gleichheit behandeln; und neben der Gewalt der Waffen, haben die Ueberlegungen der zuschauenden Mächte keinen geringen Einfluß auf das Schicksal der kriegführenden Staaten. Diese Verbindung unter den europäischen Völkern, ist offenbar erst das Werk neuerer Zeiten, und aus den Trümmern des ungeheuren römischen Reichs hervorgegangen, hat sich aber durch alle Jahrhunderte hindurch immer mehr und mehr vervollkommnet. Vor den Er-

oberungen der Römer lebten alle Völker von einander isolirt, und gestanden einander keine Rechte zu. Die Festigkeit des griechischen Staats war ursprünglich fast ganz auf den Haß und die Ungerechtigkeit gegen andere Völker gegründet. Sie stärkten ihre Liebe zum Vaterlande, durch den Haß gegen die Barbaren, und in diesem eingeschränkten Gesichtskreise, konnte sich ihr Herz nie bis zur Anerkennung allgemeiner Menschenwürde erheben, konnten sie nie in nützliche Gesellschaft mit andern Nationen gerathen. Der Stolz, den jedes Volk auf seine Sitten und Gewohnheiten legte, die Verschiedenheit derselben, wodurch die alten Völker sich von einander auszuzeichnen suchten, erfüllte die Nationen mit wechselseitiger Verachtung, und macht die Kriege grausam und barbarisch.

Schon die Römer fiengen an, in den letzten Zeiten ihrer Eroberungen den Grundsatz zubefolgen, daß sie den eroberten Provinzen die Rechte der Sieger gaben. Das berühmte Gesetz des Claudius, welches allen Unterthanen des Reichs das römische Bürgerrecht ertheilte, die gemeinschaftliche Gesetzgebung, der Codex des Theodosius und in der Folge die Gesetzsammlung Justinians, setzten alle Völker unter der weiten römischen Herrschaft in ein ohngefehr gleiches Verhältniß gegen einander. Noch fester knüpfte die christliche Religion dieses Band unter den Völkern Europa's. Die germanischen Stämme, welche die Provinzen des römischen Reichs überschwemmten, erhielten doch Christenthum

und mildere Sitten von ihnen, und blieben wenigstens der geistlichen Herrschaft Roms unterworfen; sie fühlten sich geehrt, wenn sie in römische Würden und Sitten eingeweihet wurden. So wurde in alle die weitläuftigen germanischen Völkerstämme, die sich theils über die Provinzen des römischen Reichs verbreiteten, theils in ihrem Vaterlande sich zu großen Reichen vereinigten, eine gewisse Gleichheit der Denkart und der Grundsätze durch die Einheit der Religion und der Gesetzgebung, die sie alle annahmen, gebracht. Deutschland wurde in der Folge der Vereinigungspunkt, der aus den Trümmern Roms hervorgehenden Reiche, und der Mittelpunkt der europäischen Staatenrepublik.

Die besondere Lage von Europa half dieses Land immer fester knüpfen, und die Verhältnisse der Staaten unter einander immer mehr sichern. Die Bevölkerung und Fruchtbarkeit ist an allen Orten Europa's so ziemlich gleich. Auch die Kultur breitete sich ziemlich in gleichem Maaße über Europa aus, so daß man fast annehmen kann, Europa's körperliche und geistige Kraft hat allenthalben so ziemlich eine gleiche Proportion, und alle Erschütterungen in diesem Erdtheile scheinen nur darauf abzuzielen, daß sich nach und nach Massen zusammenfügen, welche einander in Ruhe erhalten können. Das Interesse der Verwandtschaft, welches die Fürsten unter einander verknüpft, der Handel, die Künste, die Menge schiffbarer Ströme, und die Mannichfaltigkeit ihres Laufs, die jede Gemeinschaft erleich-

tert und befördert, die Menge und Verschiedenheit der Staaten, deren Bedürfnisse die einen den Andern nothwendig machen; der rastlose Geist der Europäer, der sie zu beständigen Reisen und zu den entferntesten Ländern hin und her treibt; der allgemeine Geschmack an Künsten und Wissenschaften, und die Leichtigkeit, sich durch Bücher alle Kenntnisse mitzutheilen — Alle diese und mehrere andere Ursachen, müssen die europäischen Völker in einer wirklichen steten Gemeinschaft erhalten, wovon Griechen und Römer gar keinen Begrif hatten.

Und obgleich diese Staaten selbst, noch immer Kriege unter einander führen; so scheint es doch nicht ganz unmöglich, daß auch diese mit der Zeit, vors erste wenigstens in Europa, aufhören werden. Denn warum sollte es für die Staaten so schwer seyn, einzusehen, daß bald kein Land in Europa durch Kriege mehr gewinnen kann, als es auf der andern Seite verliert, da einer der größten Monarchen der neueren Zeit, seinen Zeitgenossen selbst diese Lehre giebt *). Die Natur

*) Friedrich der Zweite sagt in der Geschichte meiner Zeit K. 14: „Seitdem in Europa die Kriegskunst vollkommner geworden ist, und die Politik die Mächte in einem steten Gleichgewichte gegen einander zu erhalten sucht: ist das gemeine Schicksal auch der größten Unternehmungen, daß ihre Folgen sehr selten der Erwartung entsprechen. Gleiche Kräfte von beiden Seiten, gleicher Verlust und gleicher Gewinn, machen, daß am Ende des

scheint in Europa selbst die Grenzen bestimmt zu haben, wie weit sich jedes Reich erstrecken soll, und wenn es erst dahin gekommen ist, daß innerhalb dieser Grenzen Ruhe ist; so werden die großen Nationen selbst auch bald das Vergrößerungssystem aufgeben müssen. Spanien und Frankreich sind durch die Pyrenäen getrennt. Italien schneiden die Alpen, Deutschland, der Rhein und mehrere Gebirge von den übrigen Ländern ab. Grosbritannien ist vom Meere umgeben, und die nordischen Reiche, haben ebenfalls große Gebirge und Meere zu ihren Grenzen erhalten, so daß schwerlich eines dieser Reiche das andere lange würde unterjochen können. Wenn es möglich war, unter den kleineren deutschen Fürsten den Krieg zu verwehren; warum sollten es verbündete große Mächte, wenn sie selbst erst zu dem klugen und festen Entschlusse gekommen sind, sich nicht mehr zu erweitern, nicht so weit bringen können, daß aller Krieg aus Europa verbannt würde? Und ist es erst dahin gekommen, warum sollte dieses Beispiel nicht, wenn auch gleich erst nach vielen Jahrtausenden in die übrigen Welttheile übergehen können? Ich wage nicht zu bestimmen, weder, daß, noch wie es geschehen werde. Aber daß durch Europa Kultur in die übrigen Welttheile gekommen ist, und noch künftig kommen wird, kann doch wohl nicht bezweifelt werden. Die

blutigsten und schrecklichsten Krieges jeder von den Feinden sich ohngefähr in eben dem Zustande befindet, wo sie waren, ehe sie den Krieg anfiengen."

wilden Stämme von Amerika werden vielleicht die ersten seyn, welche das Licht der Aufklärung von den europäischen Amerikanern empfangen, und selbst die Afrikaner, welche als Sklaven so schändlich von den Europäern behandelt worden sind, und zur Schande der Menschheit, noch immer behandelt werden, tragen den Saamen der Kultur in ihr Mutterland zurück, und werden nach und nach für sich vortheilhaftere Verbindungen mit den Europäern eingehen, wenn sie erst weiter gekommen sind. Durch welche Mittel die Natur dieses bewirken werde, was für Gährungen in Asien und Afrika noch vorgehen müssen, ehe dort wahre Kultur gedeihen kann, und wenn der Zeitpunkt seyn mag, wo sich alles dieser großen Entwickelung nähert, ist in den Geheimnissen der Zukunft verhüllt, und kein Sterblicher kann ohne Vermessenheit Vorhersagungen hierüber wagen.

Es ist wahr, die gegenwärtige Krisis in Europa scheint eben nicht die Hofnung zu begünstigen, daß künftig hin die Staaten ihre wechselseitigen Rechte besser achten werden, als es bisher geschehen ist, und in dem Kriege, in welchem jetzt Europa mit Frankreich verwickelt ist, kommen Scenen in Menge vor, welche man eher in der Geschichte barbarischer Horden, als kultivirter Völker suchen sollte. Bei so aufgeklärten und deutlichen Begriffen von den Rechten anderer Staaten, hat man doch nie kühnere und gewaltsamere Angriffe auf die Rechte eines andern Staats gesehen. Ein selbstständ-

diges Reich wird zerstückelt, ohne sich darum zu bekümmern, ob man ein Recht dazu habe oder nicht, und wenn es bei diesem bleibt, so ist die Achtung gegen das, was Recht ist, gewiß nicht Ursache davon, sondern allein die Ohnmacht. Aber ich gründe meine Hofnung auch weniger auf die zunehmende reine Liebe zum Recht, als vielmehr darauf, daß am Ende der wohlberechnete Eigennutz mit der Liebe zum Rechte zusammenfallen wird. Sollte sich in der Folge ergeben, daß die Zerstückelung Polens doch nur eine Quelle langwieriger Kriege geworden, und sollte das gewaltige Russische Reich, nachdem es seine ehrgeizigen Absichten alle erreicht zu haben scheint, doch zuletzt wieder die Beute anderer Eroberer werden; sollte am Ende aus dem französischen Kriege keine Macht stärker, als sie jetzt ist, zurückkehren, so hoch auch ihre Hofnungen beim Anfange des Krieges gespannt waren; sollten ein oder ein Paar mächtige Republiken in Europa aus der jetzigen großen Gährung hervorgehen, die mit ihren Besitzungen zufrieden, den Grundsatz annähmen, schlechterdings nichts erobern zu wollen, aber auch nicht zuzugeben, daß andere sich durch Eroberungeu vergrößern, wie dieses alles nach der Geschichte bis auf unsre Zeit nicht unwahrscheinlich ist; so würde der Zeitpunkt in welchem wir leben, doch einen Grund, zu einem friedlicheren Verhältnisse der europäischen Staaten in der Zukunft enthalten.

So wollen wir also die Hofnung besserer Zeiten nicht aufgeben. Denn gesetzt, wir könnten sie auch noch

weniger durch die vergangenen Begebenheiten unterstützen, als es wirklich geschehen kann; so ist doch ein Funken in dem Herzen des Tugendhaften, der sie auch bei dem größten Anscheine des Gegentheils, wieder entzündet. Dieser ist das Vertrauen auf eine moralische Weltregierung, mit der sich, das ewige Fortschreiten von dem Schlimmern zum Besseren in einem Reiche moralischer, und der Verbesserung fähiger Wesen unstreitig weit besser reimt, als der unveränderliche Cirkelgang, der alles ewig in seinem Gleise hält, und jedes Ding blos wieder dahin bringt, wo es gewesen ist. Je mehr daher ein Ziel von solcher Beschaffenheit ist, daß sich große moralische Anlagen bei dem Streben nach demselben, entwickeln können; desto zuversichtlicher können wir darauf rechnen, daß es das Ziel einer Natur seyn werde, welche unter dem Einflusse eines allmächtigen moralischen Wesens steht. Die Hofnung auf eine allgemeine Weltbürgerrepublik hat also freilich mehr religiöse und moralische, als politische Gründe, aber doch widersprechen ihr keine der letzteren, und dieses gezeigt zu haben, ist zu unserm Zwecke vollkommen hinreichend, welcher darin besteht, das wir uns überzeugt haben, die Idee eines allgemeinen Kosmopolotismus, könne und solle die Handlungen eines jeden Menschen bestimmen. Jedermann kann und soll, so viel an ihm ist, dazu beitragen, jenes Weltbürgersystem, und den allgemeinen Republikanismus begründen zu helfen, und sich nicht durch eine vermeinte Unmöglichkeit davon abhalten lassen, diese Idee, wenig-

stens, so viel, als es in seiner Gewalt steht, zu realisiren. Er wird dieses aber thun, wenn er stets nach der Maxime verfährt: „Jedem sein Recht zulassen, und alles was in seiner Macht steht, uneigennützig dazu beizutragen, daß auch anderer Rechte erkannt, geschützt und gehandhabt werden *)."

IX.

Mögliche sittliche Vervollkommnung der Menschen, muß als der moralische Zweck der Schöpfung unsrer Erde gedacht werden.

Bisher haben wir von solchen Zwecken geredet, welche durch die Kräfte der Natur selbst gewirkt werden. Wir schlossen aus dem, was die Natur thut, auf das, was sie nach der Absicht ihres Urhebers thun soll, oder wir setzten vielmehr voraus, daß das, was in der Natur durch vielerlei Anstalten ausgeführt wird, wirklich göttlicher Zweck sey, so bald nur der Begriff dieser Begebenheiten, zu der Idee eines moralischen Systems der Zwecke paßt. Hierbei ist immer noch ein Irrthum möglich. Es ist möglich, daß man die Natur noch nicht recht beobachtet hat, daß zuletzt doch etwas an-

*) S. über diesen Abschnitt: Kants Kritik der Urtheilskraft und: Idee zu einer Geschichte in weltbürgerlicher Rücksicht, so wie: Zum ewigen Frieden; ingleichen Woltmanns Grundriß der Menschengeschichte; historischer Versuch über das Gleichgewicht der Macht; (Voigts) Europäische Republik; Pölitz Kulturgeschichte u. s. w.

ders durch die Wirkungen der Natur zum Vorschein kommt, als man aus den bisherigen Erfahrungen erwarten konnte. Unsre Meinung über die bestimmten Zwecke der Natur, und über die Beziehung der einzelnen Begebenheiten derselben auf moralische Absichten des Schöpfers, bleibt, auch unter der Voraussetzung des gewissen Daseyns einer höchsten Güte, immer nur wahrscheinlich. Es könnte z. E. wohl seyn, daß es nicht Zweck der Natur wäre, ein allgemeines Weltbürgersystem unter den Völkern der Erde allmählig zu erzeugen. Dabei würde es dennoch für jeden Menschen Pflicht bleiben, daran zu arbeiten, weil eine solche Verbindung, wenn auch nicht durch die Natur, doch gewiß durch die Freiheit hervorgebracht werden soll, und also jederzeit ein Gegenstand für den freien Willen vernünftiger Wesen ist. Sollte ein solches System durch die Natur hervorgebracht werden, so müßten nach und nach die Neigungen der Menschen durch natürliche Ursachen so lange gemodelt und verändert werden, bis sie ein solches System für sich selbst am zuträglichsten fänden, und also aus Eigennutz den Republikanismus begehrten und beschützten. Die Moralität der Menschen, würde an dieser Art eine allgemeine Weltbürgerrepublik hervorzubringen, keinen Antheil haben, und die Menschen würden also dadurch nicht moralisch besser seyn, und kein Verdienst davon haben. Es könnte also immer seyn, daß ein solcher Zustand gar nicht Zweck der Natur wäre, folglich auch niemals von ihr wirklich gemacht werden würde. Wenn aber auch nicht die Natur

tur auf diesen Zweck arbeitete; so ist es doch gewiß, daß ihn freie Wesen unter sich wirklich machen sollen. Denn die Idee eines solchen Zustandes ist gerade diejenige, nach welcher alle freie Wesen mit einander leben sollen. Die Natur ist den freien Wesen, und folglich auch den Menschen hierbei nichts weiter schuldig, als daß sie die Ausführung seines Willens nicht unmöglich macht. Daß aber dieses die Natur leistet, ist gewiß. Denn jeder Mensch hat Kräfte genug, seine Pflichten zu erfüllen. Wenn aber jeder seine Pflichten erfüllt; so ist der allgemeine republikanische Geist da; und derjenige, welcher von seiner Pflicht nicht abweicht, thut das Seinige, um ihn hervorzubringen, und behält sein Verdienst, die übrigen mögen ihm folgen oder nicht. Daß also ein allgemeines Weltbürgersystem ein Naturprodukt seyn werde, ist nur eine Muthmaßung, die sich einerseits auf die Weltgeschichte stützt, aus der sie sich als Hypothese, muß rechtfertigen lassen, wenn sie nicht ganz chimärisch seyn soll, und welche sich andern Seits mit der Idee von einer Natur verträgt, die einen moralischen Schöpfer hat. Denn daß dieser etwas endlich durch Naturkräfte ausführe, was die Menschen schon längst durch ihre Freiheit hätten thun sollen; um ihrer moralischen Thätigkeit zu Hülfe zu kommen, oder um das zu ergänzen, was ihre moralische Kraft nicht vermag, oder ihnen das Beispiel von dem zu geben, was sie thun sollen, ist ein Gedanke, der sich mit dem Begriffe eines göttlichen Werks sehr wohl verträgt, und man kann einer Natur, die von

Gott herrührt, überhaupt alles zutrauen, was der gute Wille eines Menschen sich ebenfalls zum Zwecke machen kann. Wenn jedoch die Natur diese Zwecke nicht ausführt; so gereicht ihr dieses nicht zum Vorwurfe, sondern zeigt nur an, daß nach dem Plane der ewigen Weisheit, dieses dem freien Willen allein überlassen bleiben solle. Daher kann der Umstand, daß die Natur, einen gewissen moralischen Zweck nicht von selbst befördert, uns nimmermehr von der Pflicht, mit allen Kräften nach ihm zu streben, befreien.

Alle bisher genannten und bestimmten Zwecke können also eben so wohl göttliche Zwecke seyn, als keine seyn, ohne daß dadurch unser Glaube an eine moralische Weltregierung, etwas gewinnt oder verliert. Wir freuen uns aber doch darüber, wenn wir in der Natur ein Streben wahrnehmen, welches eben dahin geht, wohin uns die Pflicht führen soll, und schauen in einem solchen Streben der Natur, ihren heiligen Urheber an.

Aber daß eine Natur, die von einem heiligen Wesen erschaffen ist, die Wirksamkeit freier Wesen nicht hemmen könne, daß sie endlichen und eingeschränkten moralischen Geschöpfen, die der Natur zu ihrem Seyn und Wirken bedürfen, Gelegenheit verschaffen müsse, sich immer mehr und mehr moralisch zu vervollkommnen. Dieses ist der nothwendige Zweck einer solchen Welt. Denn daß das moralische Gesetz durchgängig herrsche, ist das einzige Princip in einem so heiligen Wesen. Und da seinen Willen kein Hinderniß

einschränkt; so folgt, daß die Natur demselben auch uneingeschränkt unterworfen sey. Demselben ist es aber auch gemäß, daß die moralischen Wesen sich durch Freiheit bestimmen, daß sie sich nur durch eigne Selbstthätigkeit vervollkommnen sollen. Folglich hängt deren moralische Vollkommenheit nicht von seinem Willen ab, und er kann nichts weiter thun, als ihnen Gelegenheit geben, daß sie immer sittlich vollkommner werden können, wenn sie wollen. Daß er ihnen aber diese Gelegenheit wirklich verschaffen werde, müssen wir eben so gewiß glauben, als wir glauben, daß ein Gott sey. Denn es folgt aus eben dem Begriffe eines heiligen Wesens. Also können wir schon hieraus wissen, daß die Welt ein Schauplatz sey, auf welchem der Mensch Gelegenheit findet, sich sittlich vollkommner zu machen, wenn er nur will.

Vergleichen wir die wirkliche Welt mit dieser Idee; so finden wir, daß in der That das Meiste, was wir in ihr antreffen, zu diesem Zwecke paßt, und daß nichts in derselben zu finden ist, was ihm widerstreitet. Nach jener Idee wird nämlich nicht behauptet, daß durch die Naturanstalten, die sittliche Vervollkommnung des Menschen wirklich erreicht werden sollte, sondern nur daß es physisch möglich sey, daß die Menschen die Sinnenwelt, als ein Mittel zu größerer sittlichen Vollkommenheit zu gelangen, gebrauchen können. Das erstere würde sich selbst widersprechen, da Sittlichkeit nur

durch eigne Freiheit erlangt werden kann. Wenn sich also die Naturdinge auf freie Wesen beziehen sollen; so darf die Erreichung ihres Zwecks dadurch nicht physisch-nothwendig, sondern nur physisch-möglich gemacht werden. Die Natur muß ihnen nur Gelegenheit darbieten, ihren Willen zu äußern, sie muß so beschaffen seyn, daß sie das thun können, was sie thun sollen. Daß nun die Welt wirklich eine solche zweckmäßige Einrichtung habe, daran läßt sich gar nicht mit Grunde zweifeln. Denn der gute Wille endlicher Wesen, kann nur dadurch immer vollkommner werden, daß er immer mehr gesetzmäßige Handlungen hervorbringt, oder daß er die natürlichen Kräfte, nach sittlichen Gesetzen gebraucht. Denn je länger und öfter, und je ununterbrochener dieses geschieht, desto moralisch-vollkommner wird der Mensch. Nun giebt es aber keine einzige Begebenheit in der ganzen Natur, welche nicht Gelegenheit enthielte, wobei der Mensch, entweder unmittelbar seine gute Gesinnung zeigen, oder doch die Kräfte kultiviren kann, welche ihr zum Mittel dienen.

Daß ein Mensch existire, und zur Entwicklung seines moralischen Bewußtseyns so wie zu seiner vollkommnen physischen Ausbildung gelange, ist kein nothwendiger Zweck der Natur. Denn er wird durch tausenderlei Zufälligkeiten gestört, und hieraus folgt, daß es viel höhere Zwecke in der Natur geben müsse, denen die

Existenz und die physische Ausbildung der Menschen aufgeopfert wird, wenn sie sich nicht mit ihnen vertragen. Es kann tausend andere Mittel in dem Laufe der Natur geben, wodurch dem moralischen Wesen in dem Menschen, seine Existenz und Wirksamkeit in der Zeit, gesichert und seine physische Ausbildung erreicht wird, wenn sie zu seinem moralischen Seyn nothwendig ist. Wenn aber das moralische Wesen einmal zu seinem Bewußtseyn gelangt ist, dann muß es auch moralisch handeln, und seine sittlichen Zwecke befördern können. Hierzu aber fehlt es in der Welt nie an Gelegenheit. Der Mensch mag in eine Lage kommen, in welche er will, er mag glücklich oder unglücklich seyn, in einem rohen oder civilisirten Zustande sich befinden, allenthalben kann er seine Pflicht erfüllen und durch die Erfüllung derselben in seiner Vollkommenheit fortschreiten.

Dieses ist der letzte und höchste Standpunkt, aus welchem wir unsre Erde, und das ganze Weltgebäude betrachten können. Die Voraussetzung, von welcher wir dabei ausgehen, ist das Daseyn eines moralischen Weltschöpfers, aus dessen Begriffe es fließt, daß sein letztes Absehen bei der Schöpfung, auf die moralischen Wesen gerichtet seyn müsse. Diese Idee ist daher sittlich, und gehört als ein wesentlicher Bestandtheil zum Religionsglauben. Die Betrachtung der wirklichen Welt kann nichts hinzufügen, als zeigen, wie alles, was wir in der Welt erkennen, zu einem moralischen

Gebrauche genutzt werden kann, und hierzu reicht sie vollkommen hin. Denn es giebt keine Begebenheit, wovon sich nicht irgend ein moralischer Gebrauch denken ließe, und gerade hieran erkennen wir ihren sittlichen Ursprung.

Dritter Theil.

Von den Schwierigkeiten, Einwürfen und Vortheilen, welche die moralische Religion betreffen.

Einleitung.

Der Saame zu allen religiösen Betrachtungen und Entscheidungen über Religionsmaterien, ist in dem vorhergehenden enthalten. Um aber keine Frage übrig zu lassen, welche in Beziehung auf die reine Religion des vernünftigen Menschen entstehen kann, wollen wir die Schwierigkeiten, welche sie treffen, und die in dem Verstande unsrer Leser aufkommen können, noch insbesondere berühren.

Die Schwierigkeiten können aber, theils aus dunkeln und noch unbestimmten Begriffen über einige Punkte der Religion, theils aus Einwürfen gegen die Ueberzeugungsart und den Inhalt derselben entspringen. Diese Punkte sollen daher zum Beschlusse abgehandelt werden. Die Begriffe, welche in der Religion den mehresten Anstoß leiden, und in welche sich nachdenkende und grübelnde Köpfe nicht so leicht finden lernen, sind: 1) der Begriff von der Vorsehung, welche, wie es scheint, die moralische Freiheit der Menschen aufhebt, da ihr Begriff es mit sich bringt, daß alle Weltbegebenheiten durch sie geordnet und vorher bestimmt seyn müssen; und 2) der Begrif, daß unsre Pflichten zugleich ihre Sanktion von dem Willen Gottes haben, und daß

also alle Pflichten zugleich Religionspflichten sind, da doch die Handlungen aus Pflicht, frei seyn müssen, und folglich jeden Einfluß eines fremden Willens ausschließen, der doch hier, dadurch statt zu finden scheint, daß auch der göttliche Wille uns verbindet, unsre Pflichten zu erfüllen.

Die Einwürfe, welche gegen die moralische Religion gemacht werden können, betreffen theils ihren Inhalt, da man nämlich Begebenheiten der Welt anführt, welche entweder das Gegentheil von dem beweisen sollen, was die moralische Religion aussagt, oder doch den religiösen Glauben erschüttern könnten; theils betreffen die Einwürfe die Ueberzeugungsart, da man nämlich entweder tüchtigere Gründe für die Religion zu haben vorgiebt, als die moralische Natur des Menschen; oder den moralischen Grund des Religionsglaubens verwirft, und behauptet, daß er gar keine Ueberzeugung hervorbringen könne, welche die Prüfung der Vernunft aushielte.

Dagegen lassen sich mehrere Vortheile nahmhaft machen, welche mit der moralischen Ueberzeugungsart verknüpft sind, wenn man sie mit den spekulativen Beweisen vergleicht, die letzteren mögen nun auf bloße Begriffe, oder auf Erfahrungen von der Sinnenwelt gebauet seyn. Diese Vortheile müssen daher zuletzt auch noch in Erwägung gezogen werden.

Erster Abschnitt.

Ausführlichere Erörterung der schwierigen Begriffe in der Religion.

I.

Von der göttlichen Vorsehung insbesondere.

In dem Begriffe der Vorsehung, können wir nichts anders, als eine moralische Weltregierung denken. Sie ist also dasjenige Verhältniß des Urwesens zur Welt, wornach es die ganze Schöpfung in allen ihren einzelnen Theilen, moralischen Zwecken untergeordnet hat. Es kann nichts in der Welt vorgehen, was die sittliche Ordnung umkehrte, jedes Ereigniß stimmt vollkommen mit dem Willen Gottes überein. Kein Glück oder Unglück kann uns begegnen, was nicht in das moralische Reich paßte. Der Begriff der Vorsehung ist nichts anders, als der Begriff Gottes selbst, in Beziehung auf die Veränderungen in der Welt gedacht. Um an ihm nicht durch die Betrachtung der Weltereignisse irre zu werden, muß man folgendes in Erwägung ziehen:

1) Wir erkennen von dieser sittlichen Ordnung gar nichts bestimmtes im einzelnen, als unsre Pflicht, und die Verbindlichkeit ihr zu folgen. Welche besonderen bestimmten Zwecke aber, die Gottheit durch die Welt ausführen wolle, und durch welche Mittel bleibt

uns gänzlich unbekannt. In der Idee einer solchen Ordnung denken wir weiter nichts, als die allgemeine Regel, daß Alles unter sittlichen Principien stehen, oder einem höchsten moralischen Zwecke unterworfen seyn müsse. Dieser höchste Zweck aber besteht darin, daß Alles dem Willen Gottes gemäß, und da dieser moralisch ist, nach solchen Gesetzen geordnet sey, zu welchen ein jedes moralisch vernünftige Wesen seine Einstimmung geben kann. Denn hierin besteht eben die Eigenthümlichkeit der moralischen Gesetze. Um aber zu beurtheilen, ob eine Begebenheit nach einem solchen Gesetze geschehe, müßten wir den ganzen Zusammenhang der Natur und ihre Verbindung mit dem moralischen Wesen, d. h. das Ganze selbst, völlig deutlich übersehen. Da nun dieses völlig unmöglich ist; so können wir den moralischen Plan der Welt gar nicht erkennen, sondern müssen ihn blos um unseres religiösen Glaubens willen annehmen, ohne ihn zu erkennen. Ein solches Fürwahrhalten, ohne Erkenntniß seines Gegenstandes, blos aus Zutrauen auf den innern Werth unsrer moralischen Natur, heißt moralischer Glaube. Dieser besteht also darin, daß wir voraussetzen und festiglich glauben, eine jede natürliche Begebenheit in der Welt, welche es auch sey, stimme mit der moralischen Ordnung und mit dem Willen Gottes, aufs beste zusammen, und sey selbst nur durch ihn da. Vermöge dieses Glaubens müssen wir also mit allen Ereignissen und Schicksalen, die uns oder andere treffen, vollkommen zufrieden seyn, ob sie gleich

unsern Wünschen und Neigungen noch so sehr widersprechen, und ob wir gleich gar keinen Zusammenhang zwischen den Naturbegebenheiten und den moralischen Zwecken begreifen. Wir wissen, daß für uns diese Einsicht unmöglich ist. Unser Glaube an eine Vorsehung stützt sich gar nicht auf diese Einsicht, also können wir in ihr auch keine Gründe für denselben suchen. Der Grund, worauf unser Vertrauen, daß alles mit einem moralischen Willen übereinstimme, gebauet ist, ist unsre moralische Denkart. Diese muß bleiben, wenn wir auch nichts in der Welt einsehen und begreifen. Folglich kann der Mangel dieser Einsicht und unsre Unwissenheit, wie die Vorsehung ihre Zwecke ausführt, dieses Vertrauen nicht erschüttern.

Unser Glaube an eine Vorsehung, verlangt von der Erkenntniß der Dinge nichts, als daß dadurch nicht das Gegentheil einer sittlichen Ordnung eingesehen werde. Nun läßt sich aber das Gegentheil einer moralischen Ordnung, weder empfinden, noch kann man aus irgend einer Weltbegebenheit den Schluß ziehen, daß sie sich unmöglich mit einer sittlichen Ordnung vertrage, weil alles, was geschieht, doch noch zu moralischen Absichten dienen *kann*, ob wir gleich nicht einsehen Wie? Alles, was wir erkennen, ist immer *Natur*, ein Gegenstand in der Sinnenwelt. Dieser aber bezieht sich stets auf etwas anders, kann immer nur als Mittel zu einem andern Zwecke gedacht werden. Es bleibt daher immer möglich, daß dadurch etwas Gutes ausgerichtet

werden solle. Folglich widerspricht die Weltbetrachtung, was wir auch dadurch entdecken mögen, niemals dem Glauben an eine Vorsehung.

2) Hieraus fließt, daß wir von der Vorsehung keine bestimmten, zufälligen Begebenheiten erwarten dürfen. Die allgemeine Erwartung eines Menschen, der Gott vertrauet, ist, daß Alles gut gehen werde, und daß alle Begebenheiten, wenn sie auch in noch so scheinbarem Widerspruche mit dem zu stehen scheinen, was uns eine sittliche Ordnung zu fodern scheint, sich doch in die schönste Harmonie mit ihr auflösen. Wir können nie bestimmen, ob eine gewisse Begebenheit in dem moralischen Reiche nothwendig sey. Laßt uns also nicht im Vertrauen auf die Vorsehung erwarten, daß der Bessere hier glücklich, der Schlechtere unglücklich seyn, daß die gerechte Sache siegen, die ungerechte verlieren werde, daß Pest, Krieg, Theurung und andere Uebel, welche aus der Natur und aus dem bösen Willen des Menschen entspringen, aufhören werden, das menschliche Geschlecht zu verwüsten u. s. w.

Ueberhaupt dürfen wir niemals vorher die göttlichen Absichten jetziger oder künftiger Begebenheiten bestimmen wollen, sondern wir müssen erst den Erfolg der Begebenheiten abwarten, und aufmerksam beobachten, ob etwas herausgekommen sey, das sich mit der göttlichen Güte reimen läßt, dieses können wir so dann für eine Spur der göttlichen Vorsehung halten. Ent-

decken wir aber dergleichen nicht; so dürfen wir doch nicht an ihr zweifeln, weil sich das Vertrauen auf sie nicht auf diese Einsicht gründet, sondern es beweiset dieses weiter nichts, als daß wir den Plan der Gottheit nicht durchschauen können, dessen sich auch kein Vernünftiger rühmen wird.

3) Es ist nur eine einzige wirkliche Schwierigkeit gegen ein solches unbedingtes, und gleichsam blindes Vertrauen zur göttlichen Vorsehung. Man könnte nämlich sagen: Wenn es für uns unmöglich ist, die göttlichen Zwecke in der Welt bestimmt zu erkennen, wie können wir alsdann mit Sicherheit moralisch handeln? Wenn wir uns vorsetzen, unsern Nächsten zu helfen, ihn glücklich zu machen; wer weiß, ob wir recht thun? Vielleicht sollte er nach dem Plane der Vorsehung unglücklich seyn. Wenn wir Feuersbrünste verhüten, Moräste austrocknen, Krankheiten vertreiben, und das menschliche Geschlecht von allerlei Uebeln zu befreien suchen; wer weiß, ob wir etwas besseres betreiben, als die, welche dem menschlichen Geschlechte alles Unheil zufügen? Denn da die Natur selbst, dem Menschen eben so viel Weh als Wohl widerfahren läßt; so muß, ist anders Gott der Urheber der Natur, das eine so gut, wie das andere in den Plan der Vorsehung passen; und wer kann wissen, ob dann ein Nero und ein Robespierre, nicht mehr für Gottes Zwecke gewirkt haben, als ein Titus oder Washington?

Dieser Einwurf kann aber doch nur in den Augen derer von großem Gewicht seyn, welche einen falschen

Begriff von der Moralität der menschlichen Handlungen haben, und von dem, was Menschen zur Ausführung des göttlichen Plans beitragen sollen. Besonders verräth sich hier das Irrige in der Meinung derer, welche die Güte der menschlichen Handlungen nach ihrem Erfolge bestimmen wollen. Denn da die Folgen unsrer Handlungen niemals von uns allein, sondern jederzeit zugleich von einer Menge zufälliger Umstände abhängen; so ist es ganz unmöglich sie zu berechnen. Man kann nicht wissen, ob nicht aus dem glücklichen Fortgange der französischen Revolution, mehr Vortheile für das Menschengeschlecht entspringen werden, als aus einer glücklichen Unterdrückung derselben, gesetzt auch, jene wäre aus lauter Ungerechtigkeit und Bosheit, diese aus reiner Tugend und Menschenliebe entstanden. Aber wir wissen gewiß, daß die guten Folgen den lasterhaften Urhebern derselben, so wenig zum Verdienst, als die unglücklichen Folgen den gerechten Unterdrückern, zur Schuld gerechnet werden können, daß der glückliche Erfolg, jene nicht tugendhaft, und das Unglück, diese nicht lasterhaft macht, wenn es nur sonst wahr ist, daß die Handlungen der ersteren aus einem schlechten, und die Handlungen der letzteren, aus einem guten Grundsatze flossen.

Die Schwierigkeit löst sich, so bald man erwägt, daß die Moralität in der Gesinnung oder in der Maxime besteht, nach welcher eine Handlung geschieht. Es giebt keine Wirkung des menschlichen Willens, von

der

der man schlechthin und unter allen Umständen sagen könnte, sie sey gut oder böse, wenn man sein Augenmerk blos auf das, was von der Handlung in die Sinne fällt und nicht zugleich auf die Maxime richtet, nach welcher sie geschiehet. So ist, einen Menschen zu tödten, ihn seiner Freiheit zu berauben, ihm Schmerzen zu verursachen u. s. w., an sich betrachtet, weder Recht noch Unrecht. Es kömmt dabei alles auf den Grundsatz an, nach welchem es geschieht. Der Richter, welcher nach Gesetzen der Vernunft, den Missethäter zum Tode oder zum Gefängnisse verdammt, handelt Recht; der Meuchelmörder, der ihn umbringt, handelt Unrecht. Beide tödten einen Menschen; nicht das, was die Sinne bei dieser That rührt, sondern die Grundsätze, nach welchen sie geschieht, machen ihre moralische Verschiedenheit aus.

Daß der Mensch seine Freiheit gesetzmäßig gebrauche, daß er diejenigen Vermögen in sich erhöhe und vervollkommne, wodurch der Gebrauch seiner Freiheit erweitert wird, daß jedermann bei seinen Rechten geschützt werde, daß jedermann so viel Wohlseyn genieße, als möglich ist, ohne die Rechte anderer dadurch zu verletzen u. s. w. Dieses können allgemeine Gesetze seyn. Denn hierbei können die wesentlichen Zwecke eines jeden, nicht nur bestehen, sondern sie werden auch, wenn jederman nach diesen Regeln handelt, ausserordentlich befördert. Folglich sind dieses Gesetze, nach welchen jeder Mensch handeln *soll*, es sind Pflich-

ten. Wenn nun jemand nach diesen Pflichten handelt, wenn er nach seinem besten Wissen und Können die Freiheit und die Rechte anderer schont und schützt, die Vernunft in sich und andern vervollkommnet, die allgemeine Glückseligkeit durch alle bekannt gewordene, gerechte Mittel vermehret; so handelt er gut, gesetzt, die Natur vernichtete auch die Wirkung seiner guten Thaten, der böse Wille anderer, oder der Einfluß zufälliger und nicht vorhergesehener Umstände hinderten jeden guten Erfolg seiner edlen Denkart. Es kann aus so unglücklichen Ereignissen, dergleichen wir alle Tage in der Welt bemerken können, nichts gegen die Realität einer sittlichen Ordnung und gütigen Vorsehung gefolgert werden, wenn man nur sonst seinen Glauben an dieselben nicht, wenigstens nicht allein, auf die Betrachtung der Weltbegebenheiten gründet. Denn daß im Allgemeinen die Freiheit geschützt, die moralische Kultur gefördert, und so viel Wohlseyn, als sich neben den sittlichen Zwecken verträgt, auch nach dem Willen Gottes befördert werden solle, und durch seine Schöpfung wirklich werde befördert werden, das können und müssen wir gewiß glauben, ob es gleich wohl seyn kann, daß diese Zwecke von Gott, durch Mittel erreicht werden, die uns völlig unbegreiflich sind. Und so kann der üble Erfolg unsrer guten Absichten, in dem Reiche Gottes wesentlicher mit den göttlichen Zwecken verbunden seyn, als ein erwünschtes Gelingen dessen, was wir ausführen wollen. Nur uns kommt es nicht zu, auf solche geheime Mittel zu achten, oder uns auf

sie zu verlassen. Unsre guten Absichten und tugendhaften Grundsätze beweisen wir dadurch, „daß wir die anerkannten moralischen Zwecke, durch diejenigen gerechten Mittel mit allen unsern Kräften zu befördern suchen, welche nach Vernunft und Erfahrung als die besten erkannt sind.“ Hierdurch wird unsere Bestimmung auf der Erde, nämlich moralisch zu handeln, und in moralischer Vollkommenheit zu wachsen, erfüllt; wir haben das gethan, was wir thun sollen, und weiter wird in einem moralischen Reiche von uns nichts gefodert. Das übrige besorgt die allgütige Natur, wir wissen selten Wie? Büßen wir durch unsre gerechte Handlungsweise unser Vermögen ein, geht unser Glück, unsre Gesundheit, unser Leben dabei, unsrer angewandten Vorsicht ungeachtet, verloren; so werden wir zwar den unangenehmen Empfindungen, die aus dem Verluste dieser Güter entstehen, nicht ausweichen können; aber in dem Glauben an eine moralische Weltregierung dürfen uns diese Ereignisse nicht irre machen. Denn wissen wir nicht, daß alle irdische Güter nur zufällige Dinge sind, die wesentlich gar nicht zu unsrer Bestimmung gehören, und mit welchen die Natur auf tausenderlei Art wechseln, und die sie uns auf unzählige Weise ersetzen kann, ohne daß unsre Bestimmung im mindesten dabei Abbruch leidet; ja es kann mit einem jeden Schicksale, das uns und andere trift, der Gedanke vereiniget werden, daß dasselbe als ein Mittel mit unserm Besten verknüpft sey. Die Natur geht ihren Lauf fort, und folgt ihren Gesetzen nothwen-

dig; selbst die Veränderungen, die wir durch unsern Willen, es sey nach guten oder bösen Grundsätzen, hervorbringen, gehören zu ihr, und unsre Freiheit kann ihren Lauf weder hemmen noch abändern. Steht sie unter einem moralischen Princip, oder, welches einerlei ist, unter einer Vorsehung; so muß doch alles, was geschieht, es mag durch blinde Kräfte oder durch unsern Willen hervorgebracht seyn, zu sittlichen Zwecken dienen. Unser Wille kann hierin keine Aenderung hervorbringen. Durch die Maximen, welche er befolgt, zeigt er sich selbst entweder als gut oder als böse; aber er kann weder durch das eine noch durch das andere die Ordnung der Dinge verändern. Die Folgen eines bösen Willens, sind nicht minder als die Folgen eines guten Willens, so beschaffen, daß sie zu dem sittlichen Endzwecke der Welt zusammenstimmen. Was endliche Wesen, und also die Menschen in der Welt für Veränderungen hervorbringen können, weiß Gott auf das vollkommenste. Sie können keine andern bewirken, als solche, welche durch die Kräfte der Natur selbst möglich sind. Da aber die Kräfte der Natur mit ihren Gesetzen durch den Willen der Gottheit da sind; so ist es unmöglich, daß durch sie etwas geschehe, was ihrem Willen widerspricht. Folglich muß alles, was durch die Kräfte der Natur ausgeführt wird, und ausgeführt werden kann, dem sittlichen Endzwecke der Welt gemäß, und durch den göttlichen Willen selbst bestimmt seyn. Nur die Beschaffenheit der moralischen Gesinnug oder der Freiheit selbst, muß man hiervon ausnehmen.

Was der Mensch für Maximen in sich aufnehmen, und in der Ausübung befolgen wolle, ist ihm in der moralischen Ordnung frei gelassen, und in derselben kann und soll also nicht verhindert werden, daß er böse sey, wenn er will; aber daß er durch seinen bösen Willen nichts ausrichten könne, was die Ausführung des Zwecks Gottes durch die Natur hindert, dafür ist von Gott durch die Einrichtung der Natur selbst gesorgt, indem ihr die Vorsehung eine solche Beschaffenheit ertheilt hat, daß alle Veränderungen, die durch ihre Kräfte nur immer möglich sind, nothwendiger Weise mit den göttlichen Absichten übereinstimmen, sie mögen nun durch blinde Naturkräfte, oder vermittelst eines Willens, durch eine gute oder böse Denkart hervorgebracht werden. Die größten Uebel, welche der menschliche Wille hervorbringen kann, kommen denen nicht bei, welche die Natur bewirkt. Wenn der Krieg Tausende schlachtet; so tödtet die Pest, das gelbe Fieber und das Heer der ansteckenden Seuchen, Millionen. Der raffinirteste Henker des menschlichen Geschlechts, ist nur ein Stümper im Quälen, wenn man die Schmerzen, welche er verursacht, mit dem vergleicht, was der einzige Steinschmerz vermag; und Phalaris Stier scheint eine Wohlthat, im Vergleich mit den Martern, welche oft die Krankheit einer einzigen Faser im Kopfe verursacht. Dennoch dürfen wir nicht zweifeln, daß alle die unzähligen Uebel der Natur zu dem Plane der Gottheit gehören; wie sollten die wenigen, womit der böse Wille ihre Zahl vermehrt, ein so großes Bedenken er-

regen, ob dadurch die göttlichen Absichten zerrüttet würden? Es kann doch dadurch nicht mehr geschehen, als was die Naturkräfte zu lassen, und da diese durch Gott selbst bestimmt sind, nicht mehr, als was sich mit seinem Plane verträgt.

Wie nun alle Begebenheiten in der Welt mit der sittlichen Ordnung zusammenstimmen, vermag freilich kein Mensch zu begreifen. Aber dieser Mangel der Einsicht stört unsre Ueberzeugung nicht, weil sie sich nicht auf die Erkenntniß des wirklichen moralischen Reichs gründet. Wir wissen, daß für uns eine solche Erkenntniß unmöglich ist, und daß sie über den Horizont der menschlichen Vernunft geht, wir wissen aber auch eben so gewiß, daß das Gegentheil einer sittlichen Ordnung eben so wenig erkannt, und bewiesen werden kann. Also können die Beispiele in der Welt, welche unserm Begriffe von einer sittlichen Ordnung zu widerstreiten scheinen, so wenig gegen dieselbe, als solche Beispiele, die ihm gemäß zu seyn scheinen, für sie beweisen. Aber das moralische Wesen in uns und das feste Vertrauen auf dessen Würde, bringt in uns den Glauben hervor, daß das Sittliche nicht nur uns das letzte und höchste zu seyn scheine, sondern, daß es auch wirklich so sey, und daß alles in der Welt moralischen Zwecken unterworfen sey, und also unter einem sittlichen Regierer oder unter Gott stehe. Und nun bestätigen die Erscheinungen, welche mit dieser Voraussetzung übereinstimmen, unsern Glauben und beleben ihn, ohne daß

ihn die entgegengesetzten Beispiele erschüttern oder schwächen können. Sie könnten dieses nur, wenn sie als Gegenbeweise auftreten könnten. Da sie aber bei einem auf die erwähnte Art gegründeten Glauben, als solche nichts gelten, wie aus dem gegebenen Begriffe dieses Glaubens erhellet; so können sie auch keine Einwürfe gegen die Vorsehung mehr seyn.

Aus dem bisher erörterten Begriffe der Vorsehung fließen aber folgende praktische Sätze:

1) Kein Mensch kann sich von der Vorsehung irgend eine bestimmte Begebenheit, die mit seinen Wünschen übereinstimmt, oder zu seiner moralischen Bestimmung ihm zu passen scheint, versprechen. Kein Mensch kann also von der Vorsehung erwarten, daß sie ihm beim Leben erhalten, ihm Gesundheit schenken, glücklich machen, seine tugendhaften Thaten durch einen glücklichen Ausgang oder bessere Glücksumstände belohnen werde u. s. w. Alle diese Ereignisse darf und kann der Mensch blos in so weit erwarten, als er sie in der natürlichen Reihe der Begebenheiten nach Erfahrungsgesetzen gegründet sieht. Was seinen Wünschen und Neigungen widerspricht, reimt sich, an sich betrachtet, eben so gut mit der Vorsehung, als was ihnen gemäß ist. Ihm bleibt also in Ansehung seines Schicksals kein anderer Weg übrig, als alle natürlichen Mittel, wodurch dasselbe seinen Wünschen gemäß regiert werden kann, durch seine Vernunft zu erforschen, und alle Mühe und Kräfte anzuwenden, um das wirklich

lich zu machen, was seine Glückseligkeit nach der Erfahrung hervorbringen kann, so weit nur immer diese Maaßregeln mit der Gerechtigkeit und dem allgemeinem Wohlwollen bestehen können. Mißlingen aber seine Bemühungen dessenunerachtet, arbeiten für ihn unüberwindliche Hinderniſſe der Natur, ihm entgegen, oder verlangt die Tugend, daß er das Glück aufgebe, und Unglück über sich ergehen lasse; so muß ihn der Gedanke trösten, daß er seine Pflicht gethan habe, daß ihn, unter dieser Bedingung, bei Voraussetzung einer Vorsehung, nichts widerfahren könne, was seiner Bestimmung entgegen, oder seines Betragens unwürdig seyn könnte, daß also das Gegentheil von dem, was er wünscht, die Leiden und das Unglück, das er erfährt, schlechterdings zu seinem Besten seyn müsse. Wenn er daher auch alle Hoffnung aufgeben muß, sich von dem Unglücke durch sich selbst oder durch andere befreiet zu sehen; so darf er doch niemals etwas anders thun, als treu in seiner Pflicht beharren, und sein Schicksal mit Würde ertragen, das einzige Mittel, wodurch er in einem Reiche der Sitten ein besseres Schicksal verdienen, der einzige Grund, aus welchem er unter den angegebenen Umständen hoffen kann, daß alles zeitliche Weh doch zuletzt der moralischen Glückseligkeit Platz machen werde.

2) Kein Mensch darf sich einbilden, daß er durch irgend ein Mittel, welches kein natürliches Mittel ist, die Begebenheiten, nach Gesetzen der Erfahrung zu ver-

ändern, die Vorsehung bestimmen könnte, eine Veränderung der Natur, ihm zu Gunsten oder andern zum Nachtheile zu bewirken. Eine solche Einbildung würde auf einem völlig abergläubischen Begriffe von Gott und Vorsehung beruhen. Opfer, Gebete, und selbst die frommen Gesinnungen der Menschen können keine andere Veränderung in der Welt hervorbringen, als den physischen Erfolg, der mit ihnen allemal verknüpft ist. Nun ist aber das Gebet kein natürliches Mittel, die Pest zu vertreiben, Armeen zu schlagen, Stürme zu besänftigen, Regen zu verschaffen u. s. w., und wer es zu diesen Zwecken anwendet, ist ein abergläubischer Thor, und macht sich eine kindische Vorstellung von Gott und von der Natur zugleich. Das Fieber fragt nicht, ob der Mensch, den es überfällt, bös oder gut sey; die List besiegt die Einfalt, wenn gleich die letztere neben einer ehrlichen Gesinnung wohnt; der klügere und geübtere Bösewicht bleibt ungestraft, indeß der Anfänger oft sein Laster fürchterlich büßen, und der blos scheinbar Schuldige die größten Martern leiden muß. Alles dieses geschieht nach natürlichen Gesetzen. Wer verlangt, daß dieses anders seyn solle, tadelt die Gesetze der Natur, und wenn er voraussetzt, daß Gott der Urheber derselben ist; so tadelt er die Vorsehung selbst. Sollte das Gebet u. s. w. dergleichen Wirkungen hervorbringen können; so würden sie als natürliche Folgen aus demselben fließen müssen. Wer auf eine andere Art durch dasselbe wirken will, gebraucht es als einen Talisman, macht Gott zum Fetische, und beweiset da-

durch seine Unzufriedenheit mit der Natur, und weil diese eine Wirkung Gottes ist, mit Gott selbst. Die Pflicht befiehlt uns, „mit der Natur alle Veränderungen vorzunehmen, die wir mit unsern, von ihr selbst verliehenen Kräften zu unsrer und anderer Menschen Nutzen bewirken können, aber mit dem, was wir nicht ändern können, zufrieden zu seyn, wenn es auch noch so nachtheilig für uns ist.“

3) Jedermann kann sein Vertrauen, daß die Vorsehung alle Begebenheiten so lenken werde, daß eine dauerhafte Glückseligkeit für ihn daraus entspringt, blos und allein darauf gründen, daß er sich bewußt ist, seine Pflicht gethan zu haben, und daß er sich der Vollkommenheit eines guten moralischen Willens immer mehr nähert. Denn je moralischer sein Wille wird, desto mehr stimmt das, was er will, mit dem Willen Gottes überein. Da nun unter der Voraussetzung einer Vorsehung alle Veränderungen in der Welt dem Willen Gottes gemäß geschehen, die Uebereinstimmung aller Begebenheiten aber mit unserm Wollen, Zufriedenheit, und der damit verbundene Zustand Glückseligkeit heißt; so sieht man wohl, daß unter Voraussetzung einer Vorsehung, sich blos ein guter Mensch Glückseligkeit zu versprechen hat, und er kann selbst das Unglück, das ihm hier in der Welt wiederfährt, nicht so ansehen, als ob es mit seiner moralischen Glückseligkeit im Widerspruche stünde, er kann es blos als ein Mittel betrachten, seinen Willen noch mehr zu reinigen und zu vervollkommnen.

4) Endlich löset sich auch die Hauptschwierigkeit hieraus, wie nämlich neben der göttlichen Vorherbestimmung aller Begebenheiten in der Welt, die Freiheit moralischer Wesen bestehen könne. Nämlich, die Weltbegebenheiten gehen nach göttlichen Gesetzen fort, unabänderlich. In dieser Beschaffenheit behalten sie stets ihr bestimmtes Verhältniß zu dem freien Willen. Ist dieser gut; so stimmen sie mit ihm überein, und hieraus entspringt die moralische Glückseligkeit des Subjekts; ist er böse; so entsteht eine Disharmonie zwischen ihm und den Begebenheiten in einer sittlichen Welt, und so entspringt die moralische Unglückseligkeit des unsittlichen Wesens, ohne daß der Lauf der Dinge sich nur im mindesten ändert. Alle Veränderung geht also blos in den freien Wesen selbst vor; die göttliche Ordnung bleibt dieselbe, und durch das einfache Gesetz des göttlichen Willens ist es hinlänglich bestimmt, daß sich das Wohl und Weh eines jeden freien Wesens nach dem Grade seines eignen Verdienstes oder seiner eignen Schuld richtet. Die Freiheit, d. h. die Selbstbestimmung seiner Handlungen, welche unabhängig von Naturursachen ist, bleibt bei dieser göttlichen Einrichtung unversehrt. Sie erstreckt sich aber nur auf die Bestimmung seiner eignen Gesinnung. Die Thaten, wodurch sich diese Gesinnung äußert, d. h. die Veränderungen in der Welt gehören mit zu dem Plane der Gottheit. So wie aber alles, was über die Sinnenwelt hinausliegt, für uns unbegreiflich ist; so ist es auch völlig unmöglich zu erkennen, wie eine solche Vereini-

gung der Freiheit mit der Natur in den Gegenständen selbst möglich sey. Wir können blos darthun, daß sich der Begrif einer solchen Verbindung nicht widerspricht, und dieses ist durch das Vorhergehende dargethan worden, so wie die Nothwendigkeit dergleichen Vereinigung als wirklich zu glauben in der ersten Abtheilung vorgestellt ist.

II.

Von den Pflichten der Menschen, als Religionspflichten.

Der Mensch ist sich einer doppelten Natur bewußt. Einmal fühlt er seine Abhängigkeit von der Sinnenwelt. Seine geistigen und körperlichen Kräfte, die Organe seines Körpers, Nahrungsmittel und überhaupt alles, was zu seiner Existenz, zu seinem Seyn und Wirken gehört, hängt nicht von ihm selbst ab, sondern wird ihm durch die Natur verliehen. Er ist in dieser Rücksicht ganz und gar dem Zufalle oder dem Laufe der natürlichen Gesetze unterworfen, und kann weder sein Leben mehr verlängern, noch seine Kräfte mehr verstärken, als es diese verstatten. In dieser Beschaffenheit des Menschen besteht seine sinnliche oder physische Natur. So dann ist sich aber der Mensch auch einer gewissen Unabhängigkeit von der Natur bewußt. Wenn nämlich diese gleich ihm zum Bewußtseyn verhilft; so kann sie ihn doch, wenn er sich einmal seiner Persönlichkeit bewußt ist, mit allen ihren Kräften nicht nöthigen, diese oder jene moralische Gesinnung anzunehmen. Er wird ein Gesetz in sich ge-

wahr, wodurch er sich als der Natur nicht unterworfen, sondern als frei denkt, und das nichts seyn würde, wenn er nicht wirklich frei wäre. Diese Beschaffenheit des Menschen, wodurch er sich für ein freies Wesen hält, macht seine moralische Natur aus. Zwar kann er diese nicht, wie jene, anschauen; er denkt sie blos durch eine Idee, aber die Gewißheit, mit welcher ihn das Sittengesetz verpflichtet, welches, wenn die Ausübung desselben möglich seyn soll, die Freiheit nothwendig erfordert, kann ihn dieses Theiles seiner Natur, eben so gewiß machen, als er von seinem physischen Theile, und von der Unterwürfigkeit desselben unter die Naturgesetze ist.

Durch die Religion setzt man nun zum voraus, daß die Dinge, welche von unsrer Freiheit unabhängig sind, und deren Inbegrif Natur heißt, von einem moralischen Urwesen erschaffen und eingerichtet, also selbst sittlichen Zwecken unterworfen seyn. Bei dieser Voraussetzung hängt unser ganzes Schicksal oder alle Veränderungen, die wir durch die Natur erleiden können, allein von dem allmächtigen Willen des Urhebers der Welt ab. Da er nun freien Wesen das Daseyn gegeben hat; so muß es auch seinem Willen gemäß seyn, daß sie ihre Freiheit äußern, und also nach Belieben gut oder böse seyn können. Aber wenn sich der Mensch selbst frägt, unter welchen Bedingungen er sich ein gutes oder böses Schicksal zu versprechen habe; so kann er sich unter keiner andern Bedingung ein gutes

Schicksal in einer sittlichen Welt versprechen, als wenn er selbst seine Pflichten treu erfüllt, und das Sittliche über alles andere achtet; dahingegen ein böser Mensch in einer solchen Ordnung der Dinge, kein anderes, als ein schlechtes Schicksal hoffen kann. Diese Hofnung oder Furcht braucht man eben nicht auf die leicht ins kindische fallende Vorstellung zu gründen, als ob Gott bei dieser Anordnung des Schicksals, der Liebe und dem Hasse folgte, sondern sie fließen aus einem viel deutlicheren Begriffe, der ganz in das Wesen der Sache eindringt. Denn wenn in der Welt, so weit sie von Gott angeordnet ist, alles moralischen Gesetzen folgt; so kann sie nicht mit dem unmoralischen Willen übereinstimmen, weil dieser das Gegentheil von dem will, was gut ist, und sie muß mit dem guten Willen übereinstimmen. Wenn nun Uebereinstimmung des Schicksals mit unserm Wollen Glückseligkeit, und Widerspruch mit demselben, Unglückseligkeit gewährt; so kann die Bedingung, unter welcher sich ein Mensch moralische Glückseligkeit versprechen kann, keine andere seyn, als wenn er dem moralischen Gesetze seiner Vernunft gehorcht, so wie ihn im Gegentheile nichts als Unglückseligkeit in einer solchen Ordnung der Dinge treffen kann. Da wir in der Sinnenwelt nur physische Gesetze wahrnehmen, das moralische Reich aber übersinnlich ist; so können wir hier weder die Ordnung noch die Zustände desselben antreffen, und es kann die Stelle, welche die sinnliche Natur in dem Sittenreiche einnimmt, von uns nicht bestimmt erkannt werden. Wir glauben

aber vermittelst der Religion fest an das Sittenreich, und sollen nach der Idee desselben, unsre Handlungen bestimmen.

So bald wir uns nun ein moralisches Reich denken; so müssen wir uns die Pflichten, welche uns die Vernunft auflegt, zugleich als göttliche Gebote vorstellen, d. i. als die Vorschriften, bei deren Befolgung wir allein in seinem Reiche uns von dem Glücke oder von dem durch ihn bestimmten Laufe der Natur, die Seligkeit versprechen dürfen. Diese göttlichen Gebote erkennen wir jedoch nicht durch ihn, sondern wir erkennen ihn und seinen Willen durch sie. Sie aber liegen in unserm Herzen, und kommen ungerufen hervor, so bald wir zum Selbstbewußtseyn gelangen. Auch werden wir durch Gott nicht gezwungen, diese Gesetze zu befolgen. Unsre Thaten würden dadurch aufhören, moralisch zu seyn. Hätten wir eine Erkenntniß von Gott, wie von der Sinnenwelt; so würden wir durch die Furcht vor den übeln Folgen der unsittlichen Handlungen gezwungen werden, nach den Sittengesetzen zu handeln. Wir würden dann zwar den Gesetzen gemäß, aber doch nicht um des Gesetzes Willen, wir würden aus Furcht, und nicht aus Achtung handeln, folglich ohne allen moralischen Werth. Eine anschauliche Erkenntniß Gottes würde daher die Aeußerung unserer Freiheit, so lange noch Versuchung für dieselbe da ist, unmöglich machen.

So aber ist der Glaube an Gott erst auf unsre moralische Gesinnung gepfropft. Diese ist also ganz

frei. Erst erkennen wir die Auktorität des ursprünglich in uns wohnenden moralischen Gesetzes, und unsre Verbindlichkeit ihm zu gehorchen, an; dann entspringt die Idee von einer sittlichen Ordnung, von einer Welt, die ganz unter moralischen Gesetzen steht und von dem Grunde einer solchen Welt, d. i. von Gott. Indem wir nun ein immer größeres Vertrauen auf die moralischen Gebote setzen, und durch Befolgung derselben ihren Werth und unsre Würde immer mehr kennen lernen, erzeugt sich in uns ein fester Glaube an die Wirklichkeit der Gegenstände dieser Ideen. Unsre Pflichten sind nun Gottes Wille, und seine Gebote. Denn alles was gut ist, das will der Heilige. Und so entsteht Religion oder der Glaube, daß alle unsre Pflichten Gebote Gottes sind, und daß alle Begebenheiten in der Welt durch moralische Absichten bestimmt und geleitet werden. Es kömmt zu der schon vorhandenen inneren Verpflichtung, noch eine äußere, deren Anerkennung jedoch erst aus der innern hervorgehen muß, wenn sie ächter Art seyn soll. Der Wunsch, daß uns die Natur gefallen möge, ist in einer sittlichen Welt, nicht anders zu befriedigen, als daß wir die moralischen Gesetze über alles schätzen. Wir sind also auch äußerlich dadurch verbunden, daß wir auf keine andere Art uns von Gott eine wahre, ächte Glückseligkeit versprechen können, als wenn wir die einzige Bedingung, die er uns, vermöge seiner Natur auflegen muß, nämlich die Befolgung unsrer Pflicht, erfüllen. So werden also unsre Pflichten Religionspflichten ohne daß sich die

Quelle

Quelle ihrer Erkenntniß ändert. Diese bleibt stets das menschliche Herz, der innere Zuruf der Vernunft, der sich bald schwächer, bald stärker durch das Gewissen (ein undeutliches Urtheil) oder durch deutliche Begriffe ankündiget. Nur der Glaube an sie, wird durch die Idee von Gott, welche die moralische Natur des Menschen selbst erzeugt, vermehrt, und alle Hindernisse, welche die Erkenntniß der Natur der Ausübung der Pflicht entgegenstellen könnte, werden leichter besiegt, weil wir dadurch überzeugt sind, unser moralischer Wille sey auch Gottes Wille, und in der ganzen Natur ziele im Grunde alles auf moralische Zwecke, ob wir gleich die Art, wie dieses geschieht, nicht begreifen, und die Erscheinungen demjenigen noch so sehr widersprechen, was kurzsichtige Menschen für den letzten Zweck halten möchten.

Alle wahre Pflichten können also als Religionspflichten betrachtet werden, und dieser Name, wird hier auf keinen besondern Inhalt der Pflicht, auf keine besonderen Handlungen, wo man sich mit Gott beschäftiget, bezogen. Man nimmt aber öfters den Ausdruck Religionspflicht so, daß man diejenigen besondern Pflichten damit bezeichnet, welche zum Zwecke haben, die Religion in den Herzen der Menschen zu begründen oder zu beleben, wie Kirchengehen, Beten u. s. w. Nun ist die Religion als eine moralische Gemüthsstimmung, die den Menschen bey der Tugend erhält, allerdings

ein solcher Zustand, den jeder Tugendhafte allen Menschen wünschen muß, und in wie fern also die Handlungen, deren Inbegriff man Gottesdienst nennt, zweckmäsige Mittel sind, der Idee der Heiligkeit Deutlichkeit und lebendige Kraft zu verschaffen, so daß Ehrfurcht gegen sie entsteht, und der gute Wille ihren Gesetzen zu folgen, verstärkt wird, sind sie würdige Gegenstände der Pflicht. Wollte man aber dergleichen Handlungen an sich betrachtet, einen Werth beilegen, wollte man sie als schlechthin von Gott befohlen betrachten, ohne daß man ihre Beziehung auf einen sittlichen Zweck begriffe; so würde man sich so wohl von Gott, als von den durch ihn befohlnen Pflichten, einen gänzlich abergläubischen Begriff machen, und das Moralische darin gänzlich vernichten.

Alle Religion in dem Herzen des Menschen besteht also eigentlich darin, daß er sich seine Pflichten zugleich als göttliche Gebote vorstellt. Denn sobald man sich Gott als moralisches Princip der Welt denkt, so folgt auch, daß in einer solchen Welt ein freier Wille keine Befriedigung finden könne, als in wie weit er selbst das moralische Gute will. Folglich muß die Befolgung der Pflichten als die Bedingung angesehen werden, unter der uns Gott allein glücklich machen kann d. h. die Pflichten sind göttliche Gebote für uns. Es geht aber hierdurch die Freiheit so wenig verlohren, daß vielmehr die Realität derselben dadurch erst gehö-

rig gesichert wird. Denn nur unter der Voraussetzung, daß die Gesetze der Freiheit göttliche Gesetze sind, können wir überzeugt seyn, daß die Würde sittlicher Wesen nicht blos eingebildet, sondern für die ganze Natur gültig sey.

Zweiter Abschnitt.

Von den Einwürfen gegen den moralischen Religionsglauben.

I.

Erster Einwurf: als ob es solche Begebenheiten in der Welt gäbe, welche das Fortschreiten in der moralischen Vollkommenheit unmöglich machen.

Ich setze als zugestanden voraus, daß der Mensch das, was er nach seinem sittlichen Bewußtseyn thun soll, auch thun könne. Wenn dieses zugegeben wird; so kann nicht daran gezweifelt werden, daß er in allen Lagen seines Lebens, wo er Pflichten hat, sich auch moralisch vervollkommnen könne. Denn jeder, der seine Pflicht kennt, kann sie auch thun; je mehr aber der Mensch ununterbrochen seine Pflicht ausübt, desto vollkommner wird er, als ein moralisches Wesen betrachtet. Da nun ein jeder Mensch, in einer jeden Lage seines Lebens, wenn er nur sich seiner selbst bewußt ist, Gelegenheit hat, Pflichten zu erfüllen; so kann auch jeder Mensch, der mit Selbstbewußtseyn begabt ist, sich in der Welt sittlich vervollkommnen. Man könnte blos sagen, der eine fände mehr, der andere weniger Gelegendazu, weil die Natur die Menschen in verschiedene Lagen setzte, wobei in der einen weit mehr moralische Kraft erfodert würde, um der Tugend treu zu bleiben, als in der andern. Allein dieses ist kein Einwand, weil

erstlich gar nicht von einer allgütigen Weisheit gefordert werden kann, daß sie allen in gleichem Grade und in gleicher Art, Gelegenheit verschaffe, und zweitens kein Sterblicher wissen kann, ob nicht für jedes Individuum sein ganzes Schicksal aufs allerbeste, zu seinem moralischen Vermögen paßt. Man müßte von den Handlungen des Menschen das abziehen, was die Natur dabei gethan hat, um den eignen moralischen Antheil desselben zu bestimmen, und um zu wissen, ob mehr sittliche Kraft dazu gehörte, in der Lage eines Alexanders, oder eines Bettlers gut zu bleiben. Dieses liegt aber außer allen Grenzen menschlicher Einsicht, und wenn daher sonst ein vernünftiger Grund da ist, eine moralische Bestimmung der Erde im Allgemeinen zuzulassen; so kann die Unwissenheit, wie es mit der Anordnung derselben im Einzelnen bewandt sey, kein Einwand dagegen seyn.

Der oben erwähnte Einwurf wird nur dann zur Schwierigkeit werden, wenn man dabei daran denkt, daß viele Menschen gar nicht zu dem moralischen Bewußtseyn auf der Erde gelangen, und daß es in vielen, durch die Natur selbst, vernichtet wird. Wie viele Kinder ersticken in ihrer Geburt, wie viele leben kaum einige Jahre, Monate oder Tage, und können also für ihre moralische Vollkommenheit gar nichts thun! Ihr Daseyn in der Welt, scheint also ohne allen moralischen Nutzen für sie zu seyn. Und überhaupt, könnte man sagen, bemerkt man in der Welt gar nicht, daß sich die

Natur durch diesen vermeinten moralischen Zweck in ihren Wirkungen hindern oder bestimmen ließe. Nicht nur die Zeugung und physische Ausbildung des Menschen ist eben solchen Zufälligkeiten unterworfen, als jede andere natürliche Begebenheit, sondern auch dessen Fortdauer und Gesundheit des Körpers und des Geistes. Wie viele Menschen kommen vor der Zeit, ohne ihre eigne Schuld, um, wie viele verlieren den Gebrauch ihrer Sinne und ihres Verstandes u. s. w. Wie kann man also sagen, daß es diesen in der Welt möglich gemacht werde, sich sittlich zu vervollkommnen, da den einen gar keine, den andern aber offenbar blos zufälliger Weise und in einem sehr geringen Maaße Gelegenheit dazu gegeben wird?

Dieser Einwurf ist der stärkste, der gegen den moralischen Zweck der Welt gemacht werden kann. Er würde unüberwindlich seyn, wenn wir unsern Glauben an eine moralische Weltordnung, auf die Erfahrung einer solchen Ordnung, stützen, und also behaupten wollten, daß sich die göttliche Güte aus der Betrachtung der Begebenheiten auf der Erde erweisen lasse. Allein da sich unser Glaube an eine moralische Ordnung der Dinge, nicht darauf gründet, daß wir dieselbe zum Theil oder ganz, erfahren hätten, sondern allein aus der innigen Ueberzeugung von der Wahrheit unsrer Verbindlichkeit, das Sittengesetz zu erfüllen, und aus unserm ernstlichen Bestreben, das, was die Pflicht gebietet, zu thun, hervorgeht; so kann von uns in Ansehung

dieses Einwurfs nichts weiter gefordert werden, als daß wir zeigen, es stehe der Umstand, daß viele Menschen, entweder gar nicht auf der Erde zu ihrem sittlichen Bewußtseyn gelangen, oder dasselbe durch Zufälle wieder verlieren, unsrer Voraussetzung, daß die ganze Natur moralischen Zwecken unterworfen sey, und daß insonderheit die Erde ein moralischer Uebungsplatz für Menschen sey, nicht nothwendig entgegen. Dieses läßt sich aber folgender Gestalt sehr befriedigend darthun:

Wenn wir annehmen, daß die Menschen moralische Wesen, und Glieder in einer moralischen Ordnung sind; so nehmen wir auch an, daß sie ihrer Dauer nach unendlich sind, und in aller Zeit, d. h. ins Unendliche durch Freiheit wirken sollen. Denn der Zweck eines moralischen Wesens liegt in ihm selbst, und besteht darin, daß es frei handle und sich immer sittlich vollkommner mache durch ein immer wiederholtes Handeln nach moralischen Gesetzen. Dieser Zweck aber hört in keiner Zeit auf, sondern dauert in allen Zeiten oder ins Unendliche fort. Wenn man nun annimmt, daß gewisse natürliche Kräfte erst mit einem endlichen moralischen Wesen in Verbindung gesetzt werden müssen, wenn es existiren und in der Welt wirken soll, und wenn man zugleich mit uns glaubt, daß die Natur, einer moralischen Ordnung unterworfen sey; so folgt, daß die Natur nie die Existenz eines moralischen Wesens vernichten könne, und wenn sie daher die Existenz des Menschen unsrer sinnlichen Wahrnehmung entzieht;

so können wir nicht anders, als glauben, daß die Natur die Kräfte nur vertausche, und daß mit dem moralischen Wesen des Menschen, wenn er die irdische Hülle ablegt, eine andere Natur verknüpft werden, oder sonst eine Veränderung mit ihm vorgehen werde, die ihm sein moralisches Seyn und Wirken sichert, ob es gleich auf der Erde nicht mehr wahrgenommen werden kann. Wenn aber die Natur die Bedingungen und zeitlichen Kräfte, die ein sittliches Wesen zu seinem Fortschreiten gebraucht, wechseln kann, wovon die Möglichkeit gar nicht zu leugnen ist; so kann es tausend Ursachen geben, weshalb in der Natur dieser Wechsel hier so, dort anders vorgeht; es kann für das moralische Wesen selbst, und dessen Zwecke ganz gleichgültig seyn, ob es einen menschlichen oder eine andere Art von Körper hat, der ihm in der Zeit seine Wirksamkeit verschaft, wenn er nur zu seiner sittlichen Thätigkeit tauglich ist, und dafür wird ein moralischer Regierer der Natur schon sorgen. Daß überhaupt die natürlichen Kräfte, die der Mensch zu seiner sittlichen Wirksamkeit in der Welt braucht, gewechselt werden sollen, ersiehet man schon aus der allgemeinen Sterblichkeit aller Menschen. Ob nun der eine, Stunden, der andere Tage, oder mehr oder weniger Jahre auf der Erde zubringe, kann für das moralische Wesen der Menschen gleich vortheilhaft seyn, wenn nur dieses verschiedene Schicksal von einem moralischen Weltregierer veranstaltet ist, dessen Wege die verschiedenen Individuen zu ihrer Bestimmung zu führen, eben so

verschieden seyn können, als die Individuen selbst. Wir müssen glauben, daß die Verbindung eines menschlichen Körpers für diejenigen moralischen Wesen nothwendig sey, denen ihn die Natur giebt. Vielleicht ist diese Verknüpfung in der Ordnung der Dinge, blos dazu nothwendig, um ihnen den Uebergang in einen andern Zustand zu bahnen; es war eben nicht für alle nöthig, daß sie von ihren physischen Kräften auf der Erde einen sittlichen Gebrauch machten; vielleicht sollten sie ihnen nur die Bahn zu einem desto glänzenderen Wirkungskreise eröfnen. In diesem Falle hätten die Veränderungen, welche ein solches Wesen hier auf der Erde erleidet, dennoch einen moralischen Zweck.

Hierbei kann auch der von uns eben angegebene bestimmte Zweck der Schöpfung der Erde, sehr gut bestehen. Die Erde behauptete ich, müßte so beschaffen seyn, daß moralische Wesen daselbst Gelegenheit finden, sich zu vervollkommnen. Hierzu gehört nicht, daß alle Menschen zum Bewußtseyn gelangen, daß jeder dieses so lange behalte, als er seinen Körper behält u. s. w. Warum die Natur diesem oder jenem, das Bewußtseyn und mit ihm die moralische Wirksamkeit auf der Erde verweigere, oder seinen vernünftigen Zustand abkürze, können wir nicht wissen. Da aber unendlich viel andere Verhältnisse denkbar sind, in welchen ihnen die Natur ihre moralische Existenz geben kann; so sagt der davon hergenommene Einwand weiter nichts, als warum nicht alle moralische Wesen, Menschen sind? welche Frage

in die Klasse derer gesetzt werden muß, wovon ein Thor tausend thun kann, ohne daß ein Weiser eine einzige davon zu beantworten im Stande ist. Dagegen ist ganz klar, daß so bald, und so lange jemand das moralische Bewußtseyn hat, er auf der Erde allenthalben Gelegenheit finde, seine Pflicht zu thun und so in der sittlichen Vollkommenheit Fortschritte zu machen.

Es ist also durch das Bisherige gezeigt worden, daß nichts in der Welt uns vorkomme, was unserem Glauben an den moralischen Zweck der Erde widerspreche. Dieser Mangel des Widerspruchs ist zwar kein Beweis, aber er zeigt doch, daß dem Glauben an einen sittlichen Endzweck der Erde, in der Erfahrung nichts widerstreite, und daß, wenn er nur sonst guten Grund hat, ihm von dieser Seite nichts entgegenstehe.

II.

Zweiter Einwurf: als ob die Uebel in der Welt sich nicht mit der Vorstellung eines allmächtigen und gütigen Gottes vertrügen.

Die Philosophen theilen die Uebel, mit Recht in zwei Gattungen, nemlich in physische und moralische. Zu der ersteren Klasse gehören, theils alle Naturereignisse, welche den Begierden und Wünschen des Menschen widersprechen und dadurch Unlust oder Schmerz in dem Menschen hervorbringen, theils solche, welche die Erreichung seiner Bestimmung verhindern. Die andere Klasse besteht in dem bösen Willen der Men-

schen, welcher nicht nur an und für sich ein großes Uebel ist, sondern auch das physische Uebel auf tausenderlei Art vermehret und vergrößert.

Wir wollen uns hier nicht auf die Beschreibung und Ausmalung der physischen Uebel einlassen. Der Streit, ob es mehr Vergnügen als Schmerz, mehr Vollkommenheit als Unvollkommenheit in der Welt gebe, ist uns zur Entscheidung unsrer Frage sehr gleichgültig. Unserthalben mögen also die fürchterlichsten Schilderungen, welche Lukrez, Bayle, Hume und andere von den Uebeln und deren Uebergewicht über das Gute und Angenehme in der Welt machen, wahr seyn. Wir wollen die rauhen Felsen, das zu kalte oder zu heiße Klima, die giftigen Winde, die ansteckenden Seuchen, die Gebrechlichkeit des menschlichen Körpers und das Heer von Krankheiten, das ihn verfolgt, nicht verleugnen. Wir wollen zugeben, daß die Uebel der Phantasie noch stärker sind, als die körperlichen Leiden, und daß es ein schlechter Trostgrund ist, wenn man sagt, daß sie doch zu ertragen und zu überwinden wären. Wir räumen ein, daß es mehr rohe und unkultivirte, als ausgebildete und aufgeklärte Menschen auf der Erde giebt, daß die Natur selbst die Ausbildung ganzer Völker hindert, daß also mehr Unvollkommenheiten als Vollkommenheiten zu finden sind. Kurz wir wollen in diesen Streit über die größere oder kleinere Menge der Uebel auf der Erde, gar nicht eingehen, sondern jedem überlassen zu glauben, was er, nach Maaßgabe seiner und anderer Erfahrungen, für wahr hält.

Wären die Uebel in der Welt ein gegründeter Einwand gegen Gottes Macht und Güte; so würde ein einziges Uebel ein so starker Einwurf gegen dieselbe seyn, als Millionen, weil ein einziges schon hinreichen würde, seine Ohnmacht oder seinen bösen Willen zu beweisen; es kann also an der Menge nichts liegen.

Der Grund, weswegen die physischen Uebel in der Welt den Philosophen und Theologen ein so wichtiger Einwurf gegen die Güte Gottes zu seyn scheinen, liegt in der, allen bisherigen Vertheidigern und Gegnern der Religion gemeinschaftlichen, Voraussetzung, daß Glückseligkeit und Vollkommenheit der lebendigen und vernünftigen Geschöpfe, der Endzweck einer von Gott erschaffenen Natur seyn müsse. Da man nun den Beweis oder wenigstens die Bestätigung dieses Satzes hauptsächlich in der Erfahrung suchte; so mußten nothwendig die vielen Uebel und Unvollkommenheiten in der Welt, die theils der Glückseligkeit, theils den Fortschritten der Kultur entgegenstehen, unüberwindliche Schwierigkeiten seyn, und die Mittel, deren man sich bedient hat, sie aus dem Wege zu räumen, konnten scharfe Gegner nie befriedigen, so lange man ihnen zugab, daß allerdings der Beweis für die Güte Gottes, in der Erfahrung zu suchen sey.

Um diese Materie gründlich aus einander zu setzen, müßen wir schlechterdings den Satz, daß Glückseligkeit und Vollkommenheit der lebendigen und vernünftigen Geschöpfe, der Endzweck der Erschaffung der Welt sey, etwas

näher beleuchten, und hierzu insonderheit die einigen Ideen zurückrufen, welche schon oben*) berührt worden sind. Die Idee, daß Glückseligkeit mit Moralität oder Tugend verknüpft sey, geht aus der Vorstellung, daß ein Gott, und durch ihn eine moralische Ordnung sey, hervor**). Denn wenn man annimmt, daß ein allmächtiges moralisches Wesen ist, das die Welt geschaffen hat und erhält; so kann nichts anders gedacht werden, als das diese Welt in allen Stücken, seinem Willen vollkommen gemäß, oder gut seyn müsse, und diese uneingeschränkte Uebereinstimmung mit dem göttlichen Willen, macht die Seligkeit der Gottheit aus, deren innere Beschaffenheit Niemand kennt als der, welcher im Besitze derselben ist. Denkt man sich nun endliche oder eingeschränkte moralische Wesen; so wird die Welt ebenfalls mit deren Willen übereinstimmen, in wie weit sie selbst gut sind. Denn ihr guter Wille kann nicht anders, als mit dem göttlichen Willen übereinstimmen. Folglich wird in einer Natur, die Gott regiert, alles ihrem Wollen und Wünschen gemäß seyn. Und wenn die Ueber-

*) Zweite Abtheil. VIII. XI.

**) Daß sie aus der Erfahrung entspringe, ist eine Meinung, die sich blos aus der Liebe zu dem System, daß alle Vorstellungen, die man für wahr halten soll, aus der Erfahrung entstehen müssen, erzeugt hat. Wer sich nicht so wohl um Systeme als um Wahrheit bekümmert, wird wenigstens einräumen, daß die Erfahrung eben so viel Beispiele gegen, als für diesen Satz aufstellt.

einstimmung mit unserm Wollen und Wünschen Wohlseyn oder Seligkeit heißt, so wird diese beständig dem guten Willen proportionirt seyn. Da aber die Naturbegebenheiten nicht von unserm Willen abhängig sind, sondern ihr Einfluß auf uns, so wie ihr ganzes Wirken, von einem andern Wesen geordnet ist; so hängt auch diese Uebereinstimmung der Natur mit unserm guten Willen, der That nach (realiter) nicht von uns, sondern von dem ab, welcher die Natur eingerichtet hat; wir können sie nicht erzeugen, sondern nur unter der Voraussetzung einer sittlichen Ordnung erwarten. Die deutsche Sprache bezeichnet daher das Wohlseyn endlicher Wesen, mit dem Worte Glückseligkeit, d. i. ein Wohlseyn, das nicht von uns, sondern von dem Glücke (dem Laufe der Natur) abhängt. Indessen ist doch das Glück in einer moralischen Welt, so eingerichtet, daß es das Wohlseyn in Wesen, die einen guten Willen haben, nothwendig herbeiführt, weil es moralischen Principien folgt, und diese Befolgung eben die hinreichende Ursache der Seligkeit eines moralischen Wesens ist, indem daraus Uebereinstimmung mit seinem Willen nothwendiger Weise entspringt. So müssen wir aus moralischen Begriffen philosophiren, und alle Behauptungen, daß Glückseligkeit Folge der Tugend und Moralität seyn müsse, entstehen nur aus diesen moralischen Ideen, obgleich viele ganz andere Gründe davon anführen. Der Glaube an die Wirklichkeit einer moralischen Ordnung der Dinge verschaft diesem Satze Beifall, und verleihet oft unzurei-

chenden Gründen eine Stärke, welche ihnen an sich betrachtet, gar nicht zukommt.

Etwas ganz anders, als die moralische Glückseligkeit, von welcher hier die Rede ist, treffen wir in der Sinnenwelt unter dem Nahmen der Glückseligkeit an. Man versteht nämlich, wenn von der irdischen Glückseligkeit geredet wird, den Inbegriff derjenigen angenehmen Empfindungen darunter, welche aus der harmonischen Befriedigung der menschlichen Neigungen entstehen. So wohl die Erzeugung, als die Befriedigung dieser Neigungen hängt von tausend zufälligen Umständen ab, die gar nicht durch die Moralität des Subjekts, sondern von ganz anderen Dingen bestimmt werden. Ob der Mensch stark oder schwächlich gebohren werde, eine gute oder schlechte Pflege und Erziehung erhalte, ob er reich oder arm werde, in gute oder böse Gesellschaft gerathe, bei diesem oder jenem Volke lebe, in diese oder jene Verhältnisse komme, ob Seuchen, Krieg, Hunger u. s. w. den Erdstrich treffen, wo er lebt und tausend andere Dinge, wovon sein zeitliches Wohlseyn abhängt, werden gar nicht durch seine gute oder böse Gesinnung verursacht, sondern alles dieses hängt von dem Laufe der Natur ab, der nach physischen Gesetzen fortgeht, ohne sich darum zu bekümmern, ob er den Frommen glücklich und den Bösen unglücklich mache. Der Steinschmerz plagt den Guten nicht minder, als den Bösewicht; und was den Einfluß betrift, den unsere Willkühr auf unsere Glückseligkeit hat; so hat die Klugheit des Bösewichts offenbar eine

weit größere Anzahl von Mitteln in seiner Gewalt, sich die irdische Glückseligkeit zu verschaffen als die Klugheit des Rechschaffenen, da der erstere ausser den guten und erlaubten Mitteln, auf die der Gutdenkende eingeschränkt ist, auch noch die moralisch-schlechten und unerlaubten gebrauchen kann, um sein Glück zu bauen. Diese irdische Glückseligkeit oder das sinnliche Wohlbefinden kann daher unmöglich dasjenige seyn, was unter der Idee der moralischen Glückseligkeit gedacht werden muß. Sie ist gar kein Gegenstand des moralischen Wollens, sondern nur des sinnlichen Begehrungsvermögens, welches von der Natur so eingerichtet ist, daß es dieselbe nothwendig begehrt und begehren muß. In der moralischen Ordnung der Dinge aber, kann das zeitlige Wohlbefinden nicht als Zweck, sondern nur als Mittel gedacht werden. Es ist Mittel, den Menschen an das Leben zu ketten, in welchem er thätig seyn soll, ihn zum Handeln und Thun zu bewegen; eben dieser Zwek wird aber auch durch den Schmerz erreicht. Denn nichts treibt den Menschen zu größerer Thätigkeit und veranlaßt größere Anstrengungen und Entwickelungen des menschlichen Geistes, als das Unglück, Noth und Leiden.

Betrachten wir daher das Vergnügen und den Schmerz, das Wohl und das Weh von der physischen Seite; so sind beides nothwendige Folgen der natürlichen Einrichtung der Dinge: Ursachen, wodurch eine Menge Wirkungen in der Welt hervorgebracht werden.

trachten wir beide von der moralischen Seite, und überlegen wir, in wie weit das Wohl und Weh in einer sittlichen Ordnung eine Stelle finden, und mit freien Wesen verknüpft werden könne; so müssen wir beide Zustände blos als Gelegenheiten ansehen, wobei der Mensch seine physischen Kräfte entwickeln, und sich in Ausübung seiner Pflichten üben, sich also moralisch vervollkommnen kann. Vergleichen wir das Vergnügen und den Schmerz, in Beziehung auf diesen Zweck: so kann Niemand leugnen, daß sie die allerbeste Gelegenheit enthalten, sich moralische Stärke zu erwerben. Keine Kraft kann gestärkt werden, als durch Ueberwindung großer Hindernisse. Nun giebt es aber kein größeres Hinderniß der Tugend, als einerseits den Reitz des Vergnügens, das oft nicht anders, als mit Verletzung der Pflicht erlangt werden kann, und andernseits den Schmerz, zu dessen Ertragung oder Ueberwindung gemeiniglich ein sehr hoher Grad von Tugend erfodert wird. Und offenbar sind die Leiden noch eine bessere Schule der Tugend, als das Glück. Da ferner zur moralischen Thätigkeit des Menschen, die Ausbildung der geistigen Kräfte des Menschen erforderlich ist; so sind auch hierzu die physischen Uebel die größten Antriebe. Man darf nur die Geschichte der menschlichen Erfindungen und Entdeckungen durchgehen, und man wird durchgängig finden, daß die größte Geisteskraft sich in der Ausforschung der Mittel gegen die Uebel gezeigt hat. Die ganze Arzneikunde würde ohne die Krankheiten gar nicht da seyn. Kein Mensch würde

aus Bauen, Weben, Schiffen u. s. w. gedacht haben, wenn sie nicht die Noth dazu getrieben hätte. Alle menschlichen Künste haben die Befriedigung der Bedürfnisse zum Zweck; jedes unbefriedigte Bedürfniß ist aber ein Uebel; folglich ist die physische Noth eine der wichtigsten Ursachen, wodurch die menschliche Geisteskraft zu größerer Vollkommenheit gelangt ist. Demnach kann es sehr wohl mit der Idee einer moralischen Ordnung bestehen, daß eine große Menge physischer Uebel, das menschliche Geschlecht drücke. Denn daß die Menschen Gelegenheit finden, ihren Willen immerfort zu verbessern, ist ein weit höherer Zweck, als daß sie sich irdisch wohl befinden, oder Vergnügen genießen, und wenn es daher zu jenem Zwecke gehört, daß sie Leiden erfahren; so müssen diese Leiden dem moralischen Willen vollkommen gemäß seyn, und das physische Weh, kann die moralische Seligkeit nicht stören, indem gerade diese Einrichtung der Welt, einem guten Willen vollkommen gemäß seyn muß.

Der Glaube an eine moralische Weltordnung bestimmt uns also anzunehmen, daß physische Lust und Unlust gar nicht als Folgen mit der moralischen oder unmoralischen Gesinnung verknüpft seyn sollen, daß sie nicht den Endzweck des Menschen ausmachen, sondern daß sie in der Natur blos Mittel sind, theils den Menschen zur Thätigkeit und zur Kultur menschlicher Kräfte zu reitzen, theils seinem sittlichen Willen, Gegenstände und Ver-

hältnisse zu verschaffen, worin er seine Tugend üben und stärken könne, um ihn dadurch der sittlichen Vollkommenheit, und der, mit ihr nothwendig verknüpften, moralischen Glückseligkeit näher zu führen.

Die Gelehrten haben zuweilen die Bemerkung gemacht, daß man Glückseligkeit mit Glück oder irdischem Wohlseyn verwechsele, wenn man behaupte, daß Glückseligkeit von ganz andern Gesetzen abhänge, als von der Tugend des Menschen. Den Werth dieser Bemerkung wird man aus dem Vorhergehenden und Nachfolgenden zur Genüge beurtheilen lernen *). Die deutsche Sprache hat für die Idee eines Zustandes, der mit einem guten Willen einstimmig ist, den Ausdruck Seligkeit. Wenn dieser Zustand aus dem Willen eines Wesens selbst fließt, wie dieses bei einem allmächtigen und heiligen

*) In der That scheint nicht so wohl eine Verwechselung der Worte an den Uneinigkeiten der Philosophen Schuld zu seyn, als vielmehr eine Verwirrung der Begriffe. Glück wird einmal für die Ursache des Wohlseyns, und dann für das Wohlseyn selbst genommen, und noch mehr ist dieses mit dem Worte glücklich der Fall. Bedeutet letzteres den subjektiven Zustand, so ist es mit glückselig einerlei. Das letztere Wort wird ausschließend für den innern Zustand gebraucht. Man sehe hierüber das Gespräch Aristäus in meinen vermischten philosophischen Schriften.

Wesen gedacht werden muß; so heißt er Seligkeit schlechthin; muß er von der Natur, deren Lauf, in wie fern er von dem Willen der Menschen unabhängig ist, und doch auf das Wohlseyn derselben Einfluß hat, Glück heißt, zugleich bestimmt werden; so heißt dieser Zustand Glückseligkeit. Man sieht hieraus, daß so wohl die Seligkeit an sich, als die moralische Glückseligkeit, Ideen sind, deren Gegenstände in der Erfahrung nicht vorkommen, sondern die nur unter der Voraussetzung wahr sind, daß ein Gott wirklich ist, durch dessen moralischen Willen alles bestimmt und regiert wird, und daß also auch die Natur selbst moralischen Principien unterworfen ist. Denn mit einem Gotte, wird die Seligkeit in ihm, und mit einer moralischen Ordnung, die Glückseligkeit nothwendig in allen endlichen moralischen Wesen gesetzt, in wie fern ihr Wille, mit dem Willen Gottes zusammenstimmt. Diese Glückseligkeit in sich hervorzubringen, hängt unter der Voraussetzung einer moralischen Weltordung, allein von uns selbst ab, indem sie nothwendiger Weise in dem Maaße erfolgt, als unser Wille moralisch gut wird, und die moralische Güte wäre demnach daß einzige Mittel, uns in diesen Zustand zu versetzen und uns der Vollkommenheit derselben immer mehr und mehr zu nähern. Jeder wird in dem Maaße moralisch glücklich oder glückselig seyn, als er gut ist, und jeder wird in dem Maaße moralisch unglücklich oder unglückselig seyn, als er böse ist.

Die Seeligkeit ist also der Ordnung nach, das letzte

und der gute Wille das erste *); beide aber sind im Reiche der Sitten unzertrennlich. Der gute Wille handelt nicht gut um der Seligkeit willen. Denn das Moralische ist schon an sich und nicht um seiner Folgen willen gut; aber die Seligkeit folgt ihm in einer moralischen Ordnung un-

*) So können vielleicht die Fragen, ob Tugend oder Glückseligkeit das höchste Gut sey; ob die Tugend das einzige Mittel zur Glückseligkeit sey, oder ob gar Tugend und Glückseligkeit eins und dasselbe sey u. s. w., zur Befriedigung aller Parteien entschieden werden. Der Bestimmungsgrund, der Pflicht zu folgen, liegt in ihr selbst. Wer sich auf die daher zu erwartende Glückseligkeit freuen will, muß die Pflicht schon um ihrer selbst willen schätzen. Denn sie besteht blos in dem Bewußtseyn, daß auch äußerlich, alles moralischen Zwecken unterworfen ist. Aber diese Glückseligkeit ist, und muß der höchste Wunsch aller Redlichen seyn; sie befriediget den ganzen Willen des Tugendhaften. Um sie aber zu erreichen, bedarf es keiner Berechnung nach der bisherigen Erfahrung, ob aus einer Handlung Glückseligkeit fließen werde, sondern die unbedingte Befolgung der Pflicht muß sie in einer sittlichen Ordnung unvermeidlich herbeiführen. Jene Berechnung giebt nur Klugheitsregeln für die Welt und für die Erwerbung irdisches Wohlseyns, das mit der moralischen Glückseligkeit nichts zu thun hat. Wenn also unter dem höchsten Gute der höchste Bestimmungsgrund unseres Willens verstanden wird; so ist es unstreitig die Tugend. Denn diese kann es beständig seyn, und ist beständig in unsrer Gewalt. Wenn aber unter dem höchsten Gute das verstanden wird, was ein jedes moralische Wesen wünschen soll, ob es sich gleich bewußt ist, daß es

vermeidlich. Denn sie ist nichts, als der Zustand, in welchem alle Begebenheiten mit dem guten Willen selbst übereinstimmen. Daß dieses geschehen möge, muß das höchste Sehnen eines jeden moralischen Wesens seyn; daß es wirklich geschehe, ist in dem Glauben an eine göttliche Vorsehung enthalten. Wo und wie es geschehe, kann von uns nicht eingesehen, durch unser Erkenntnißvermögen nicht entdeckt werden. Wir leben hier, was das moralische Reich betrift, im Glauben und Hoffen und nicht im Schauen. Hier ist unserm Verstande, die Sinnenwelt angewiesen; in der Erforschung der Gesetze, nach welchen die Begebenheiten erfolgen, sollen wir unsre Kräfte üben; ihre Verknüpfung mit den moralischen Absichten des Allerheiligsten einzusehen, ist uns nicht verstattet. Einen wahren Vorschmack der Seligkeit genießt der, welcher bei dem Bewußtseyn pflichtmäßig gehandelt zu haben, alle Unfälle mit Standhaftigkeit und Muth ertragen kann, in allem Unglück, das ihn hier trift, der Tugend treu bleibt, und die feste Ueberzeugung behält, daß alles, was ihm widerfährt, in den weisen Plan einer allwaltenden Güte ge-

dasselbe allein nicht hervorbringen kann; so ist es die moralische Glückseligkeit Ueberhaupt aber setzt der Glaube an die letztere, schon eine tugendhafte Denkart voraus, und wer daher tugendhaft handelt, um die moralische Seligkeit zu erlangen, handelt in der That aus moralischen Gründen, weil schon der Umstand, daß er glaubt, daß seine Tugend ihm Glückseligkeit verschaffe, ein moralisches Gemüth voraussetzt.

höre, wobei er selbst weiter nichts zu thun habe, als bei allen Hindernissen sich von dem, was ihm die Pflicht gebietet, nicht abwendig machen zu lassen.

Diese moralische Glückseligkeit ist ganz verschieden, von dem Inbegriffe der angenehmen Empfindungen, welche aus der Befriedigung unsrer Neigungen oder Bedürfnisse entspringt. Die Entstehungsart dieses physischen Wohlseyns lehrt uns die Erfahrung; die Entstehung der moralischen Glückseligkeit aber, erwarten wir in einer sittlichen Weltordnung. Zur Erwerbung des ersteren gehört eine genaue Erkenntniß des Einflusses der äußeren und inneren Naturkräfte auf unsern Zustand, damit wir sie dieser Erkenntniß gemäß gebrauchen und benutzen können; zur Erwerbung der letzteren gehört nichts, als die Befolgung seiner Pflicht, das übrige thut alles die ewige Weisheit. Die Erfahrung lehrt, daß auch die Beobachtung sittlicher Gesetze sehr häufig physisches Wohlseyn *) zur Folge hat, und

*) Ich verstehe unter physischem Wohlseyn jedes Wohlseyn, das in der Sinnenwelt empfunden wird; also auch das, was aus den intellektuellen Kräften, den Spielen des Witzes, dem Spiele der Ideen, aus dem Nachdenken u. s. w. entspringt, und die angenehmen Empfindungen, welche das Bewußtseyn edler Thaten giebt. Denn auch diese werden nach und nach zum Bedürfniß. Die moralische Glückseligkeit ist nur eine Idee, deren Gegenstand hier in der Welt noch gar nicht, oder doch nur durch ein schwaches Analogon (bei der moralischen Weltbetrachtung) empfunden wird, die aber doch in der Moral ihren festen Grund hat.

so wird ein Mensch, der auch sein physisches Wohlseyn zu besorgen von der Natur aufgefodert wird, das Rechtthun mit zu den Quellen des zeitlichen Wohlergehens rechnen, und sich, ist er dabei tugendhaft, vornämlich an dieselbe halten, aber diese angenehmen Folgen, welche aus der Tugend entspringen, kann er doch nicht für die moralische Glückseligkeit selbst halten, und darf an derselben nicht zweifeln, gesetzt die Natur versagte ihm auch allen zeitlichen Genuß seiner Tugend, und er hätte hier nichts, als Unannehmlichkeit davon. Er würde alle diese Unannehmlichkeiten und Leiden, in wie fern er solche nur nicht durch seine Schuld sich zugezogen hätte, nur als Gelegenheiten anzusehen haben, wobei er seine tugendhaften Grundsätze, desto uneigennütziger offenbaren, und also seine moralische Kraft in größerer Stärke zeigen könnte. So ist es demnach erwiesen, daß Unglück und Leiden und alle physischen Uebel in der Welt im allgemeinen, mit der Behauptung, daß eine moralische Ordnung sey, in keinem Widerspruche stehen.

Hierbei können wir ohne Nachtheil für unsere Meinung, gestehen, daß es unendlich viele physische Uebel in der Welt giebt, deren bestimmten moralischen Zweck wir gar nicht einsehen können. Daß Menschen zu tausenden durch Zufälle, wie Mückenschwärme getödtet werden; daß den einen, Schmerz und Leiden allenthalben verfolgen, während andere im Schoße des Glücks sitzen; daß viele Tausende in Lagen gerathen, wo ihre Anlagen und Talente Zeitlebens unentwickelt bleiben; daß ganze Völker, im Zustande der Stupidität durch die

Natur selbst erhalten werden, daß unzählige Kinder, nichts in der Welt erfahren, als daß sie Schmerzen leiden und sterben u. s. w. Es würde umsonst seyn, diese Räthsel entziffern zu wollen. Ein Mensch, der nicht schon vorher von der göttlichen Güte überzeugt wäre, und sich blos durch die Betrachtung der Welt überzeugen wollte, würde bei dem Anblicke des vielen Elendes in der Welt und der vielen Hindernisse, die der Entwickelung der moralischen Natur entgegenstehen, nimmer mehr dazu gelangen können. Jedem Beispiele von anscheinender Güte, würde ein Beispiel anscheinender Bosheit gegenüber stehen, und wenn ihn die Beispiele der Güte auffoderten, ein gutes Urwesen anzunehmen; so würden ihn die Beispiele der Bosheit nöthigen, auch ein böses Urwesen zuzulassen, oder er würde am Ende beides, so wohl das Gute als das Böse in der Welt vom Zufalle ableiten. Denn wollte er annehmen, daß das anscheinende Böse vielleicht zuletzt zum Guten ausschlagen könnte; so könnte dieses mit nicht stärkeren Gründen geschehen, als daß das anscheinende Gute zuletzt zum Bösen ausschlagen könnte, und er würde also ohne Parteilichkeit, keine Entscheidung wagen können.

Ist man hingegen mit uns, schon vorher von dem Daseyn einer allwaltenden Güte überzeugt: so können die Beispiele anscheinender Unzweckmäßigkeit, uns in unserm Glauben nicht irre machen. Denn wir suchen nicht erst den Grund dazu in den Beispielen der Güte, welche wir in der Welt entdecken, sondern wissen, daß weder Beispiele des Guten, noch des Bösen hinreichen,

ein gutes oder böses Urwesen zu beweisen, da, um einen solchen Beweis zu führen, schlechterdings die Einsicht des Zusammenhanges aller, oder wenigstens einer weit größern Menge der Theile des Ganzen, erforderlich ist, als sich alle Sterbliche, zusammengenommen, rühmen können. Da hingegen bei allen physischen Uebeln, die wir entdecken, die Möglichkeit im Allgemeinen, gar nicht geleugnet werden kann, daß sie im Zusammenhange mit allen übrigen Dingen betrachtet, moralisch gut seyn können; so können alle Beispiele, welche daher genommen sind, gegen unsern Glauben, nach der Vernunft, nichts ausrichten; wir sind schon überzeugt, daß sie in moralischer Rücksicht gut sind, ob wir gleich nicht einsehen Wie? — Die Beispiele des Guten in der Welt, dienen hingegen zur Belebung unsres Glaubens und zur Niederschlagung aller Bedenklichkeiten, welche die sophistische Vernunft durch die Vorstellung entgegengesetzter Exempel veranlassen könnte. Es läßt sich immer denken, daß das moralische Wesen des Menschen durch alle übeln Zufälle nicht angetastet wird. Es gehört zu einer moralischen Ordnung gar nicht nothwendig, daß gerade in dieser Spanne Zeit, alle Kräfte jedes einzelnen Menschen entwickelt werden sollen. Hierzu ist eine ganze Zeit, eine Ewigkeit bestimmt. Vielleicht war es aber doch nothwendig, durch die Menschenorganisation zu gehen, um der Periode der Entwickelung näher zu kommen. Es gehört ferner gar nicht nothwendig zu dem Begriffe einer moralischen Ordnung, daß alle sittlichen Wesen mit

gleich vollkommnen Naturkräften begabt sind. Es kömmt nicht auf das Glänzende der Talente, sondern auf ihren guten Gebrauch an, um zur Würde der Menschheit zu gelangen. Was die ersteren für sich wirken, gehört doch immer nur der Natur, und ist für den moralischen Werth des Menschen gleichgültig. Also kann oft ein Einwohner in Neuguinea, bei der kargen Natur, die ihm zu Theil worden ist, seiner Bestimmung in der Welt näher gekommen seyn, als ein Staatsminister in London, so sehr die Welt seinen Kopf und seine Kenntnisse anstaunt. Doch, wer weiß, wie alles dieses zusammenhängt! Ich lasse mich auf diese Zweifelsknoten nicht ein. Ich bekenne, daß ich sie nicht lösen kann. Aber Zweifel und Schwierigkeiten, welche das Wie? betreffen, können eine Ueberzeugung nicht vernichten, welche gar nicht auf die Einsicht dieses Wie gegründet ist. Ich habe dargethan, daß mein Fürwahrhalten dadurch nicht geschwächt werden kann, und mehr kann billiger Weise nicht gefodert werden.

So weit war von dem physischen Uebel die Rede. Aber man führt auch noch das moralische Uebel, oder den bösen Willen der freien Wesen, als einen Einwurf gegen die Möglichkeit einer sittlichen Ordnung an. Man sieht aber leicht ein, daß es zum Wesen einer solchen Ordnung gehört, daß in derselben freie Wesen auch frei handeln können, daß also in Ansehung des Willens schlechterdings kein Zwang statt finden, und folglich das moralische Böse, nur allein durch die freien Wesen selbst gehoben werden könne, daß ein göttlicher Einfluß

auf die Bestimmung des Willens, wodurch dieser, es sey wie es wolle, genöthiget würde, alle Freiheit selbst aufhebt. Hieraus ist also klar, daß die Möglichkeit des moralischen Bösen in einer sittlichen Ordnung nothwendig ist.

Aber, könnte man sagen, wenn dieses nothwendig ist, geschieht dadurch nicht der Allmacht Gottes Abbruch? Wenn der Wille endlicher Wesen, das alle Augenblicke verderben kann, was Gott zum Besten der Welt eingerichtet hat, und wenn es das Wesen einer sittlichen Ordnung erfodert, daß diesem Willen kein Einhalt geschehe; wie ist es dann möglich, daß Gott gewiß seyn kann, seine Absichten zu erreichen? Muß man nicht fürchten, daß, wenn Gott auch das Gute wolle, er es doch, wegen des bösen Willens anderer vernünftiger Wesen nicht ausführen könne? und wäre es daher nicht nothwendig gewesen, das Daseyn aller bösen Wesen zu verhindern, oder jeden, der es wagen wollte, mit seinem bösen Willen eine Veränderung in dem Plane Gottes hervorzubringen, so gleich vor der Ausführung seines Willens zu vernichten? Dieses scheint der stärkste Einwurf gegen das Daseyn des moralischen Bösen zu seyn. Er hebt sich aber, wenn man folgendes erwägt:

Wenn man zulassen wollte, daß der böse Wille den Weltplan zerstören, oder irgend etwas hindern oder abändern könnte, was Gott durch seinen heiligen Willen ausführen will; so würde dadurch allerdings selbst

der Begriff von der göttlichen Allmacht und der Realität einer sittlichen Ordnung zerstört, und eine solche Voraussetzung würde ein wahrer Widerspruch mit dem Begriffe eines moralischen Urwesens seyn. Allein diese Voraussetzung fließt gar nicht aus der Zulassung eines bösen Willens in der Welt. Man muß nämlich wohl bemerken, daß alles moralische Böse, nur allein in der Gesinnung oder in der bösen Maxime besteht, woraus eine gewisse Handlung fließt; der Erfolg dieser Handlung oder die Veränderung, welche dadurch in der Natur hervorgebracht wird, ist aber an sich nicht böse, und kann sich sehr wohl mit einer sittlichen Ordnung vertragen, weil dieser Erfolg doch immer nach Naturgesetzen geschehen muß. Der Wille der Menschen kann nicht anders in der Welt Veränderungen hervor bringen, als durch Naturkräfte. Seine Freiheit besteht blos darin, daß er bei dem Gebrauch dieser Naturkräfte, seine moralische Denkart an den Tag legen, oder beweisen kann, welche Maxime er in seine Gesinnung aufgenommen habe. Uebrigens aber vermag er durch die Naturkräfte selbst, keine andere Veränderung hervorzubringen, als solche, welche nach den Gesetzen der Natur geschehen können. Durch diese Gesetze ist aber die Macht der Natur bestimmt, und was nach denselben geschehen kann, vermag unmöglich den Plan dessen zu zerstören, welcher selbst der unumschränkte Urheber der Natur ist. Denn es sind ja immer Naturbegebenheiten, und bleiben daher als solche, immer den moralischen Zwecken, wozu die ganze Natur da ist, un-

terworfen, weil die ganze Natur, folglich mit dem Inbegriffe aller in ihr möglichen Veränderungen, ihm unterworfen ist. Der Mensch hat also zwar in der Welt Gelegenheit, seinen guten oder bösen Willen zu zeigen, aber er kann durch seinen guten Willen so wenig den Plan Gottes verbessern und vollkommner machen, als durch seinen bösen Willen, der Ausführung desselben Abbruch thun. Nur sich selbst kann er dadurch entweder erhöhen oder erniedrigen; seine Wirkungen in der Welt sind harmonisch mit dem Willen der Gottheit und erfolgen nach natürlichen Gesetzen. Daß ein Mensch durch einen Schuß, oder durch Gift, oder durch andere tödtliche Werkzeuge umkomme, oder daß er anderer Güter beraubt werde, widerspricht gar nicht seiner moralischen Bestimmung, und kann in einer sittlichen Ordnung wohl als möglich gedacht werden. Durch tausend natürliche Zufälle in der Natur, werden die Menschen verstümmelt, getödtet und in Unglück gebracht, ohne daß dieses der sittlichen Ordnung widerstreitet; es kann also auch wohl durch die List, oder die Gewalt der Menschen, dem moralischen Weltplane unbeschadet, geschehen. Aber der Wille, welcher nach einer unsittlichen Maxime dieses ausführt, bleibt immer schlecht und verdammlich, und findet in dem Umstande, daß er die sittliche Ordnung nicht gestört hat, keine Entschuldigung. Denn daß dieses nicht geschehen, lag gewiß nicht an seinem Willen, sondern nur an seiner Ohnmacht. Nicht auf den Erfolg, sondern nur auf die Gesinnung, wird bei der Beurtheilung des Verdienstes

oder der Schuld der moralischen Handlungen Rücksicht genommen. Aus dem bisherigen ist also klar, daß neben dem moralischen Bösen, die sittliche Ordnung, in wie weit sie in Gott, und durch ihn in der Natur gegründet ist, vollkommen bestehen könne, und daß ein böser Wille zwar nicht mit dem göttlichen Willen harmoniere, aber doch die Möglichkeit, daß ein solcher existiren könne, vollkommen mit dem Willen Gottes übereinstimme, obgleich alles übrige und auch die ganze Natur, in einem Sittenreiche zuletzt, mit ihm in Disharmonie kommen, und das böse Wesen moralisch unglücklich werden muß, wenn es auch physisch noch so glücklich gewesen ist.

So ist also auch das moralische Uebel keine gültige Instanz, weder gegen die göttliche Macht, noch gegen die göttliche Güte, und wenn unser Glaube an sie nur sonst gut gegründet ist; so können diese Einwürfe gegen ihn, uns nicht beunruhigen.

III.

Dritter Einwurf: als ob die Gründe, welche uns bestimmen, an eine sittliche Ordnung, und mit ihr an ein sittliches Urwesen zu glauben, von der Vernunft nicht für hinreichend befunden würden.

Es ist wahr, wenn die Vernunft keinen andern Weg hätte, zum Fürwahrhalten eines Begrifs zu gelangen, als die Empfindung seines Gegenstandes oder die Einsicht des Zusammenhanges seines Gegenstandes mit empfundenen Dingen; so müßte man zweifeln, ob

überhaupt der Glaube an eine übersinnliche Welt und an eine moralische Ordnung der Dinge, mit der Vernunft bestehen könne. Denn das Uebersinnliche kann weder empfunden werden, noch läßt sich sein Zusammenhang mit dem Sinnlichen, durch einen Schluß einsehen.

Das erstere erhellet für sich, weil, wenn das Uebersinnliche empfunden werden könnte, es nichts Uebersinnliches seyn würde. Das zweite begreift man daraus, weil man durch Schlüsse zwar den Zusammenhang vorhandener Dinge einsehen, und das Daseyn gewisser Dinge, die man nicht unmittelbar wahrnimmt, kennen lernt, aber durch dieselben nimmermehr zu einer neuen Gattung von Wesen gelangt, die weder schon bekannte, noch den bekannten ähnliche sinnliche Eigenschaften besäßen. Unsre Vernunft für sich allein, ohne Hülfe der Sinne, kann sich nie einen Gegenstand vorstellen. Ein übersinnlicher Gegenstand müßte aber allein durch die bloße Vernunft, ohne durch die Sinne vorgestellt werden, welches der Natur aller menschlichen Erkenntniß widerspricht.

Der Grund, weswegen alle bisherigen Beweise für das Daseyn Gottes und die Unsterblichkeit der Seele, stets scharfe Gegner gefunden haben, liegt nicht so wohl in der Abneigung der letzteren gegen jene Sätze. Man kann vielmehr annehmen, daß diese so erfreulich und tröstlich für das menschliche Herz sind, daß sie weit eher aus Neigung angenommen, als aus Abneigung verworfen werden würden. Sondern der Grund liegt vielmehr darin, daß man solche Beweise für jene Sätze vor-

vorbrachte, welche ihre ganze Kraft von der Liebe der Menschen zu diesen Sätzen oder von andern im Subjekte liegenden Gründen erhalten; und die in sich selbst vor dem Auge der unparteiischen Vernunft, gar keine, oder doch nur eine sehr schwache Beweiskraft zu enthalten scheinen. Der Beweis überzeugte Niemanden, als den, der schon überzeugt war. Denn man kann wohl ganz unverholen sagen, daß die Metaphysik (die Wissenschaft, wo man alle Beweise für das Uebersinnliche suchen muß) nie in irgend einem Menschen eine religiöse Ueberzeugung hervorgebracht hat, sondern daß diese immer andere Quellen hatte, ob gleich Gelehrte gern den Schein annahmen, als ob sie ihre Religion metaphysischen Entdeckungen verdankten. Wer also das Heil der Religion in der Metaphysik sucht, und Gott, Seele und Freiheit, es sey durch die Sinne oder durch die Vernunft umfassen will, wer nach einer solchen Erkenntniß dieser Gegenstände strebt, daß er dadurch bestimmen will, was sie sind, wie sie als Gegenstände beschaffen sind, wird nimmermehr zum Ziele gelangen.

Aber wir haben entdeckt, daß die Religion aus einer ganz eignen Quelle entspringt, welche eben so lauter ist, als die erkennende Vernunft, und welche die letztere, nach reiflicher Ueberlegung, selbst billigen muß. Wir haben nämlich gefunden, daß die moralische Gesinnung, ohne Dazwischenkunft irgend einer anschaulichen (theoretischen) Erkenntniß, in dem Herzen der Menschen Religion erzeugt, d. i. die feste Ueberzeugung, daß ein Gott sey, welcher die Welt erschaffen hat, und

sie regiert, dessen Gebote die moralischen Gesetze sind, die uns alle verpflichten. Das moralische Bewußtseyn weckt zuerst die praktische Idee von einer sittlichen Ordnung, die wir wirklich machen sollen; es weiset den sittlichen Wesen den ersten Platz an und ordnet ihnen alles unter. Aber dieser Begriff einer sittlichen Ordnung, worin sich alles nach moralischen Gesetzen richten soll, ist eine Idee, wozu in der Erfahrung selbst kein Gegenstand gefunden wird. Wir erheben uns daher in dieser moralischen Gemüthsstimmung zu einer ganz andern Ordnung der Dinge, als diejenige ist, womit uns unser Erkenntnißvermögen bekannt macht; wir denken uns eine Welt, worin die ganze Natur nur ein Mittel ist zu höheren Zwecken, worin der ganze Naturmechanismus moralischen Absichten folgen muß, die also durchgängig durch ein allmächtiges moralisches Princip, Gott genannt, bestimmt ist. Aber zu diesen Ideen suchen wir die Erfahrungen umsonst. Blos das unmittelbare Bewußtseyn unsrer moralischen Bestimmung giebt uns Muth, ihnen selbst Realität beizumessen, und erzeugt nach und nach ein Fürwahrhalten ihrer Gegenstände in uns, das am füglichsten Glauben heißt, weil es nicht auf der Einwirkung der Gegenstände dieser Begriffe auf unser Erkenntnißvermögen beruht, sondern auf einer Beschaffenheit unseres Ichs. Das Bewußtseyn der Verbindlichkeit unsrer Pflicht zu folgen, ist so vernämlich, so unbestreitbar gewiß, daß daß es gar nicht bezweifelt werden kann. Indem wir aber unsrer Pflicht treu sind, handeln wir gerade so, als

ob ein Gott und eine Unsterblichkeit und eine sittliche Ordnung wirklich wäre, und halten daher im Handeln, d. h. praktisch, eine solche Ordnung für gewiß. Hierin aber besteht eben der Religionsglaube, dessen Inhalt durchgängig, wie wir im ersten Abschnitte gesehen haben, durch moralische Begriffe bestimmt ist, und weder eine anschauliche Erkenntniß des Uebersinnlichen enthält, noch auf eine solche gebauet ist.

Alles was wir gesagt haben, ist nur eine Zergliederung des Ideenzusammenhanges, welcher sich in jedem Menschen dunkel findet, und zum Religionsglauben geneigt macht oder ihn hervorbringt. Wollen aber die Menschen das Phänomen, ich meine, den religiösen Glauben in sich erklären; so verirren sie sich nicht selten in Bestimmung seiner Ursachen. Eine der gewöhnlichsten und natürlichsten Verirrungen ist, daß man glaubt, er rühre von Vernunftbeweisen her. Da diese wirklich nicht Ursachen davon seyn können, so ist die stete Widersetzlichkeit der Vernunft gegen sie begreiflich. Dagegen macht die moralische Beschaffenheit des Gemüths den Glauben, als Phänomen betrachtet, begreiflich, und er wird auch zugleich von der Vernunft gerechtfertiget. Denn gegen einen solchen Glauben, welcher mit der moralischen Denkart des Menschen steigt und fällt, kann auch die betrachtende (theoretische) Vernunft nichts einwenden. Sie könnte sich blos darüber beschweren, daß sie ihn nicht hervorbringen kann. Aber dieses wird auch nicht von ihr gefodert. Daß ein moralisches Wesen gerade so handeln

solle, als ob ein Gott wäre, ist ausgemacht. Daß es das Moralische allen übrigen vorzieht, und es für das höchste und oberste hält, ist wesentlich in seiner Denkart gegründet. Daß dieses in der Wirklichkeit auch so sey, daß sich die ganze Natur auf einen moralischen Zweck beziehe, und mit allen ihren Gesetzen einem sittlichen Endzwecke untergeordnet sey, kann die betrachtende oder spekulative Vernunft nicht widerlegen, ob sie gleich in ihren Begriffen und Erfahrungen auch nichts beträchtliches dafür findet. Wenn also die sittliche Vernunft auf ihr Gesetz so viel Werth setzt, daß sie es über alle übrigen erhebt, wenn sie dieses, vermöge ihrer Natur thun muß, und wenn sie durch die tägliche Befolgung dieses Gesetzes, immer mehr und mehr gewiß wird, daß sie selbst auch in der Ordnung der Dinge den Werth haben müsse, den sie sich zuschreibt; so erzeugt sich unvermerkt der Glaube an eine sittliche Ordnung, d. i. Religion. Denn in dem Begriffe der sittlichen Ordnung, wird Gott und Unsterblichkeit gedacht. An diesem Glauben wird die spekulative Vernunft stets das auszusetzen haben, daß er nicht durch Beweise entstanden ist, aber sie wird ihn dadurch nicht erschüttern. Ein für die Vernunft von allen Seiten befriedigender Beweis für die Religionssätze ist nicht möglich, und von dieser Seite kann also keine Religion entstehen. Daß aber der Mensch gut werde, ist für jeden möglich, und daher kann auf diesem Wege die Religion zu allen Menschen gelangen.

Das moralische Bewußtseyn ist es allein, welches

uns in das Feld des Uebersinnlichen führt. Denn wir sind uns dadurch selbst einer übersinnlichen Bestimmung, nämlich der Freiheit bewußt, das einzige übersinnliche Merkmal, das uns bekannt wird, und das einzige also, wodurch wir übersinnliche Gegenstände denken können, und auch dadurch lernen wir nicht das freie Wesen selbst, sondern nur ein Verhältniß zu seinen Handlungen kennen, wir denken dadurch nur die Möglichkeit seines Handelns überhaupt. Wir gerathen also auf diesem Wege in keine Schwärmereien. Schwärmereien sind Einbildungen, welche man für wahre Erkentnisse hält. Wir halten aber unsere religiösen Vorstellungen nicht für Erkenntnisse übersinnlicher Dinge, sondern für Ideen, welche aus dem moralischen Bewustseyn entspringen, und deren Fürwahrhalten das sittliche Bewustseyn, ohne Dazwischenkunft einer mittelbaren oder unmittelbaren Wahrnehmung der Dinge, bestimmt. Dadurch daß die religiösen Ideen so wohl, als auch der Glaube an dieselben (die Religion) durch das Moralische in uns bestimmt wird, sind wir hinreichend gegen alle Verirrungen gesichert, indem nichts in unsre Religion aufgenommen werden kann, was nicht durch die Idee des Sittlichen nothwendig bestimmt ist.

Die Religion steigt, ohne alle Künstelei aus der moralischen Gesinnung der Menschen hervor. Entwickelt also nur das sittliche Gefühl in ihnen, lehrt sie ihren innern Werth kennen, und macht, daß sie dieser ihrer Würde gemäß handeln; so dürft ihr für ihre Frömmigkeit nicht weiter sorgen. Keine Gelehrsam-

keit, keine subtile Spaltung unfaßlicher Begriffe, keine schwerzubegreifenden Vernunftschlüsse sind nöthig, die Religion in dem Herzen der Menschen zu befestigen.

Da sich einmahl der Satz unter den Philosophen festgesetzt hat, daß die Vernunft kein Führwahrhalten billigen könne, als ein solches, welches auf die anschauliche (theoretische) Erkenntniß der Dinge selbst gegründet ist; so hat man auch auf alle Weise versucht, der Religion diese Stütze zu verschaffen, und alle bisherigen philosophischen und theologischen Untersuchungen der Gelehrten, zielen darauf ab, Beweise für das Daseyn Gottes, die Unsterblichkeit und für die Freiheit zu erfinden. Indessen war der Glaube an diese Sätze schon vor den Beweisen. Wäre er von ihnen abhängig; so würde sehr schlecht für die Religion gesorgt seyn. Die Religion ist ein Bedürfniß für alle Menschen. Zu der Vollkommenheit des Verstandes, welche dazu gehört, jene Beweise zu fassen, kann sich von zehntausenden, kaum einer erheben. Ist dagegen die Religion auf Tugend *) gebauet; so wächst sie auf einem Boden, den auch der schwächste Mensch in sich selbst fruchtbar machen kann. Ist die Religion ein Erzeugniß der Tugend; hängt der Glaube an Gott und das Vertrauen auf eine moralische Weltregierung von der Gewißheit ab, mit der wir uns selbst zu unsern Pflichten verbunden erachten, und von der Treue, mit

*) Auf die Tugend selbst, nicht auf die Theorie der Tugend.

welcher wir das moralische Gesetz befolgen; so kann unsre Religion durch keine Schulstreitigkeiten erschüttert werden. Wenn wir es auch dahin gestellt seyn lassen, ob die spekulative Vernunft, Beweise für sie finden kann oder nicht; so sind wir doch gewiß, daß wir sie zu unsrer Ueberzeugung nicht nöthig haben. Wir dürfen also auch nicht in Unruhe gerathen, wenn die Gelehrten sich hierüber nicht vertragen können. Denn wenn die Religion eine Tochter der Tugend ist; so wird sie unabhängig von aller Gelehrsamkeit erzeugt. Sie bedarf zu ihrem Seyn und Wirken eben so wenig der Spekulation, als die Tugend selbst. Wir wollen die gelehrten Beweise für sie, als einen Luxus ansehen, womit die scharfsinnigen Köpfe ihre Religion auszuschmücken suchen, wodurch aber ihre Schönheit und Einfalt nichts gewinnt. Laßt die Leute um diesen Putz streiten, man mag ihn verändern, oder ihr denselben gänzlich entziehen, es ist genug, daß wir wissen, daß die Göttin selbst dabei nichts einbüßen kann.

Uebrigens ist der Streit, ob die Religion auf die Moral oder auf die Naturlehre, oder auf beide zugleich, gebauet werden müsse, ein bloßer gelehrter Streit; der also auch nur in gelehrte Schulen gehört. Sehr viele Menschen haben Religion im Herzen, aber sie wissen nicht, wie sie in ihnen entstanden ist, und nichts ist leichter, als sich in Bestimmung der Ursachen zu täuschen, welche einen gewissen Gemüthszustand in uns hervorgebracht haben. Man kann daher den Menschen nicht immer trauen, wenn sie uns versichern, die-

ser oder jener Beweis, dieser oder jener Grund habe die Ueberzeugung in ihnen hervorgebracht. Mancher schreibt das, was Erziehung und Gewohnheit in ihm gewirkt hat, gewissen Erkenntnissen zu, die er, um seine Ueberzeugung für vernünftig halten zu können, für vollkommne Vernunftgründe ausgiebt. Die Gemüthsstimmung des Menschen giebt sehr oft Erkenntnissen den Schein von Beweisgründen, die es an sich betrachtet, gar nicht sind, und eingebildete Erkenntnisse machen, daß der Mensch da einen Beweiß verlangt, wo er nicht möglich ist, und wo er lieber nichtige Gründe für gute Beweise hält, weil er einmal einen Satz nöthig hat, von dem er glaubt, daß ihn die Vernunft ohne diesen Beweis aufgeben müsse.

Dritter Abschnitt.

Von den Vortheilen des moralischen Religionsglaubens.

Es kostet wenig Mühe, uns von dem Daseyn der Dinge, welche auf der Erde sind, und unsre Sinne rühren; von den Luftarten, Metallen, Salzen, Oelen, Weltkörpern u. s. w. zu überzeugen. Die Gründe dieser Ueberzeugung einzusehen, reichen auch die gemeinsten Kräfte des Verstandes zu. Aber selbst da, wo der gemeine Verstand die Gründe solcher Behauptungen, welche sinnliche Gegenstände betreffen, unmittelbar nicht einsieht, zweifelt er doch keinen Augenblick, daß er selbst durch Erhöhung seiner Kräfte dahin gelangen könnte, jene Behauptungen eben so deutlich zu begreifen, als die Sätze, daß Erde und Luft außer ihm sey. Er trauet in dieser Rücksicht, dem Astronomen, der ihn die Größe und Bewegung der Himmelskörper lehrt, ob er sie gleich selbst nicht einsieht. Das Zeugniß des Zergliederers macht ihn über die Lage seines Herzens, Magens, über die Beschaffenheit seiner Nerven, seines Gehirns u. s. w. vollkommen gewiß, und wer weiß nicht, daß er zu eben der unmittelbaren Gewißheit gelangen könnte, welche der Sternkundige und der Arzt besitzt; so bald er sich nur die gehörigen Vorkenntnisse erwerben wollte?

Aber in Ansehung solcher Dinge, die gar nicht

empfunden werden können, dergleichen alle diejenigen sind, welche zur Religion gehören, nämlich Freiheit, Gott und Unsterblichkeit, ist dieses ganz anders. Denn in Ansehung derselben kann sich niemand auf das Zeugniß des andern verlassen, weil diejenigen, von deren Vernunft man eine Entscheidung darüber erwarten könnte, selbst, so wohl über die Quellen, woraus sie ihre Beweise führen wollen, als über das Gewicht dieser Beweise, seit Jahrtausenden uneinig sind, und weil gleich große Gelehrte, die gerade einander widersprechenden Sätze beweisen zu können, vorgeben. Hier kann also keiner mit Sicherheit sich auf die Auktorität des andern verlassen, sondern jedermann muß sich die Ueberzeugung durch sich selbst erwerben. Nun sind in der That alle bisher bekannt gewordenen, und man kann sagen, alle mögliche Beweise, nach dem Urthrile der unparteilschen Vernunft nicht fähig, dem menschlichen Geschlechte den wichtigen Dienst zu leisten, daß durch ihre Mittheilung eine allgemeine Ueberzeugung von den Sätzen, zu deren Behuf sie ersonnen sind, sollte bewirkt werden können. Denn:

1) beruhen sie sämmtlich auf abstrakten Begriffen, und auf verwickelten Schlüssen, welche auch nur zu fassen dem allerkleinsten Theile des menschlichen Geschlechts möglich ist; geschweige denn, daß ein jeder ihr Gewicht und ihre Richtigkeit oder Wahrheit sollte beurtheilen können;

2) bewirken sie bei denen, die sie verstehen so wenig allgemeine Ueberzeugung, daß vielmehr ein steter

Zwiespalt unter den Gelehrten herrscht, ob diese Beweise apodiktische Gewißheit, oder Erfahrungsgewißheit, die man eine Zeit lang moralische nannte, oder nur Wahrscheinlichkeit gewähren, oder endlich, ob sie nicht die allermindeste Kraft, an sich betrachtet, haben, und ob nicht vielmehr alle Ueberzeugung, die sich mit ihnen vergesellschaftet, aus ganz andern Quellen entspringe, und nur fälschlich den Beweisen beigemessen werde. Was es nun auch mit diesen Streitigkeiten für eine Bewandniß habe; so ergiebt sich doch so viel mit Gewißheit daraus, daß den angeblichen Beweisen sämtlich, keine Evidenz zukommen könne. Denn diese nöthiget allgemein Ueberzeugung ab, und läßt keinen dauernden Streit zu. Die Streitigkeiten über die Beweise für Freiheit, Gott und Unsterblichkeit, dauern seit Jahrtausenden ununterbrochen fort, und werden unaufhörlich wieder erneuert. und, da jede Partei, Männer vom großen Verstande, von vieler Einsicht, und Gelehrsamkeit auf ihrer Seite hat; so folgt, daß man sich auf das Ansehen keines einzigen verlassen könne, weil man sonst das Ansehen aller gelten lassen, d. h. wiedersprechende Sätze zugleich für wahr halten müßte;

3) kann mit eben so scheinbaren Gründen das Gegentheil von dem, was den Inhalt des religiösen Glaubens ausmacht, erwiesen werden. Es hat von jeher eben so große und vortrefliche Köpfe gegeben, welche statt der Freiheit, den Mangel aller Freiheit, statt der Gottheit, eine absolute Naturnothwendigkeit, und statt der Unsterblichkeit, den gänzlichen Untergang der Seele

erwiesen zu haben, vermeinten, als es andere gegeben hat, welche ihre Beweise für kräftig genug hielten, die Freiheit, Gottheit und Unsterblichkeit darzuthun. — Man kann auch nicht etwa sagen, daß jene aus bloßer Leidenschaft oder Hartnäckigkeit auf ihren Sätzen beharret wären, sondern die Kühnheit ihrer Behauptungen wurde blos durch die Schwäche ihrer Gegner erregt. Denn da jene nicht so wohl auf das Interessante und Wünschenswürdige ihrer Behauptungen, als vielmehr auf das Gewicht der Gründe sahen, womit sie unterstützt wurden; so war es kein Wunder, daß sie den ihrigen eben so viel, ja noch mehr Kraft zuschrieben, als ihre Gegner, weil, so bald man einmal voraussetzt, daß die theoretischen, aus den Begriffen ihrer Gegenstände hergenommenen Beweise, irgend ein Gewicht haben, die Gegner ein gleiches prätendiren können, da ihre Beweise von gleicher Natur sind.

Es wird interessant seyn, eine kurze Uebersicht dieses Spiels der spekulativen Vernunft, für diejenigen zu geben, welche gern näher unterrichtet seyn wollen, und welche den Unterschied der moralischen Ueberzeugungsart, die von einer bloßen bestimmten Gemüthsverfassung hervorgetrieben wird, und die deshalb allgemein werden kann, weil jeder Mensch eine solche Gemüthsstimmung, die sie erzeugt, in sich hervorbringen kann und soll, von der theoretischen, welche auf Beweisen beruhet, und blos bei einem kleinen Theile der Gelehrten statt finden, folglich nie allgemein werden kann, gern näher kennen lernen möchten.

I.

Von den Beweisen und Gegenbeweisen der Freiheit.

Diejenigen, welche die Freiheit des menschlichen Willens erweisen wollen, müssen entweder die Freiheit selbst anschaulich darlegen, und so jedermann von ihrem Daseyn überzeugen, oder sie müssen durch einen Schluß beweisen, daß die Freiheit mit dem Wirklichen so innig und nothwendig verknüpft sey, daß sie um des Wirklichen willen als existirend vorausgesetzt werden müsse. Nun kann das erstere gar nicht geschehen, weil die Freiheit etwas ist, was nie angeschauet oder durch die Sinne empfunden werden kann. Folglich wird ein jeder Beweis auf einem erschlossenen Begriffe beruhen.

Es giebt aber zweierlei Arten, wie es möglich ist, auf das Daseyn der Freiheit zu schließen: Einmahl, wenn man sich auf gewisse Empfindungen und Erfahrungen beruft, welche ohne die Freiheit nicht denkbar oder möglich wären; dann, wenn man in einem gewissen Begriffe, der wahr und gewiß ist, einen Widerspruch antreffen würde, wenn man nicht auch die Freiheit dem Gegenstande desselben beilegte.

Um daher die Freiheit zu erweisen, beruft man sich Erstlich auf gewisse Handlungen des Willens, in welchen der Sinn des Menschen nichts anders als den Willen entdeckt, der sie verursachen könnte: Ich kann gehen, mich bewegen, diese oder jene Stellung nach

Belieben annehmen, sagt man; Also bin ich frei. Allein der Schluß folgt nicht, weil kein Mensch sich rühmen kann, daß er alle Ursachen wahrnehme und sich vorstelle. Sein Wille kann daher immer unter dem Einflusse fremder Ursachen stehen, ob er sie gleich nicht wahrnimmt. Zweitens sagt man: Unser Begriff von unserm Ich, oder von unserm Willen schließt die Freiheit schon in sich. Nun zweifelt Niemand, daß er ein Selbstbewußtseyn habe, ein Ich sey und einen Willen besitze, folglich muß sich jedermann auch Freiheit beilegen. In diesem Schlusse ist aber das vorausgesetzt, was erwiesen werden soll, und der vermeintliche Widerspruch in dem Begriffe eines Ichs und eines Willens, dessen Vorstellungen sämmtlich von fremden Ursachen bestimmt werden, ist blos erdichtet. Der Begriff des Willens fodert nichts, als daß allgemeine Verstellungen, Ursachen gewisser Handlungen werden können. Daß aber diese Vorstellungen durch fremde Ursachen bestimmt sind, (in welchem Falle er nicht frei ist) widerspricht dem Begriffe des Willens gar nicht. Man nimmt also erstlich den Begriff der Freiheit in den Willen willkührlich auf, und will dann die Freiheit aus demselben beweisen, welches ein Cirkel im Beweise ist. Eben so wenig kann sie auch, aus dem Begriffe des Ichs gefolgert werden, weil dieser blos das Selbstbewußtseyn andeutet, ob aber dieses durch fremde Ursachen bestimmt werde oder nicht, bleibt in dem Begriffe desselben ganz unbestimmt.

Diejenigen welche die Freiheit aus spekulativen

Gründen läugnen, haben die Analogie der Natur auf ihrer Seite. Denn da in dieser ein ununterbrochener Zusammenhang von Ursachen und Wirkungen ist, und eine gefundene Ursache, immer wieder auf eine andere vorhergehende hindeutet, wenn diese auch noch so versteckt seyn sollte; so erhält ihre Schlußart, wornach sie, auch bei allen Willensregungen, andere Ursachen voraussetzen, welche sie bestimmen, stets ein großes Uebergewicht gegen diejenigen, welche Ursachen in die Natur einschieben wollen, die nicht wieder verursacht sind. Aber wenn auch sie, sich auf Wiederspruch berufen und behaupten, daß eine freie Ursache sich nicht denken lasse; so erscheinen sie ebenfalls in ihrer Schwäche, obgleich ihre Gegner dadurch nichts über sie gewinnen.

Hat man ausgemacht, daß unsre Begriffe von Dingen sich nie auf das Uebersinnliche erstrecken, und also dieses aus ihnen und durch sie überall nicht erkennbar ist; so wird man begreifen, daß sich auf diesem Wege gar nichts ausmachen läßt, und daß die Fehde hierüber unter diesen Parteien in alle Ewigkeit fortdauern muß, weil keine von beiden im Besitze solcher Mittel ist, wodurch sie die andere bestimmen könnte, ihre Grundsätze zu verlassen, und sie von deren Falschheit zu überzeugen. Es muß also als das Vernünftigste angesehen werden, allen Streit hierüber aufzugeben, so bald man überzeugt ist, daß dadurch unmöglich etwas ausgemacht werden könne.

Die moralische oder praktische Ueberzeugung von der Freiheit ist dagegen von der Einsicht in den Zu-

sammenhang der Begriffe ganz unabhängig, und bedarf gar keiner Zergliederung oder Beweisesform. Denn indem der Mensch sich seiner Pflicht bewußt ist, nimmt er sich von den sinnlichen Wesen aus, und denkt sich von ihren Gesetzen als unabhängig d. h. als frei, ob er gleich den Ideengang nicht kennt, wodurch dieses geschieht. Man bemerkt seine Ueberzeugung von seiner Freiheit blos im Handeln. Denn hier mißt er sich Schuld und Verdienst bei, redet von dem, was er hätte thun sollen, welches alles vorausgesetzt, daß er sich nicht als von der Natur gezwungen, sondern als frei denkt, wie gleich anfänglich in dieser Schrift gezeigt worden ist. Diese Ueberzeugung gehet aus dem Bewußtsein der Pflicht unmittelbar hervor, und bestehet ohne alle theorethische Aufklärung der Begriffe. Selbst, wenn sich die Vernunft in spekulative Spitzfindigkeiten verwickelt, und für und gegen sie disputirt, dauert diese praktische Ueberzeugung fort, und der entschlossenste Determinist oder Fatalist kann sie nicht ausrotten. Ohnerachtet er in der Schule alle Freiheit als unmöglich demonstrirt, handelt und urtheilt er doch im Leben immer so, als ob er frei wäre, wodurch sich eben zeigt, daß seine Praxis seiner Theorie widerspricht, und daß er im Leben (praktisch) an das glaubt, was er im Disputiersaale (theoretisch) leugnet. Dennoch ist es gut, daß die Lehre (Theorie) mit dem Leben (Praxis) in Einstimmung gebracht werde, weil das Handeln dadurch freier, ein Hülfsmittel zur Ausführung sittlicher Zwecke herbeigeschaft, und ein Skandal gehoben wird, der die Philo-

sophie

sophie steten Vorwürfen aussetzen, und sie am Ende selbst lächerlich machen muß. Es kann aber dieser Streit zwischen Theorie und Praxis, nur dadurch auf immer beigelegt werden, daß die Vernunft selbst auf alle Theorie des Uebersinnlichen Verzicht thut, und daß sie sich überzeugt, es sei gar keine Theorie übersinnlicher Gegenstände möglich, daß aber die Erkenntniß des Mangels einer solchen Theorie, der moralischen oder sittlichen Ueberzeugung gar nicht zuwider sey, sondern ihr vielmehr volle Rechtfertigung, auch vor den Augen der spekulativen Vernunft verschaffe, und daß auf solche Art diese, wenn sie auch nichts für dieselbe thut, doch auch sie nicht angreifen oder schwächen kann. Im übrigen erwächst die praktische Ueberzeugung von selbst mit dem Bewußtseyn der Pflicht, und die deutliche Einsicht der Idee des Zusammenhanges der Freiheit mit dem Pflichtbegriffe, ist hierzu eben nicht nöthig. Eine solche Einsicht zu verschaffen, gehört der Theorie an, und eine solche Theorie, welche den Zusammenhang der Freiheit mit dem Pflichtbegriffe darlegt, ist die einzige haltbare Theorie der Freiheit. In dieser ist es aber nicht darauf angelegt, die Ueberzeugung von der Freiheit durch sie hervorzubringen, sondern nur die vorhandene Ueberzeugung davon zu erklären. Daher diese Theorie auch kein eigentlicher Beweis für die Freiheit, sondern nur eine Rechtfertigung des praktschen Glaubens an dieselbe ist.

II.

Von den Beweisen und Gegenbeweisen des Daseyns Gottes.

Ein Gott, welcher zur Grundlage für eine Religion tauglich seyn soll, muß ein heiliges und allmächtiges Wesen, oder ein moralischer Schöpfer der Welt seyn. Um das Daseyn eines solchen Wesens zu beweisen, muß man entweder aus dem Begriffe Gottes selbst sein Daseyn darthun oder zeigen, daß ohne ein solches Wesen, das, was wir erkennen und erfahren, gar nicht als möglich gedacht werden könnte.

Die Richtigkeit der ersten Beweisesart ist fast allgemein anerkannt. Sie beruhet auf einem so subtilen Gewebe von Begriffen, daß sie unter tausend Menschen kaum einer richtig denken, und noch weniger sie stets gegenwärtig haben kann, so daß, wenn sie also auch wirklich die Probe hielt, sie doch praktisch, ohne allen Nutzen seyn würde. Ihre Richtigkeit erhellet aber schon daraus, daß der Grundsatz: daß man aus einem bloßen Begriffe nie auf das Daseyn des Gegenstandes dieses Begriffes richtig schließen könne, evident ist; das Gegentheil aber, daß nämlich auch nur ein einziger Begriff da sey, von welchem auf den ihm entsprechenden Gegenstand geschlossen werden könne, nicht nur aller Evidenz, sondern auch alles Beweises entbehret. Wir wollen uns daher bei dieser Beweisesart gar nicht aufhalten, sondern müssen

die, welche darüber genauer belehrt seyn wollen, auf andere Schriften verweisen *).

Die andere Beweisesart schließt von dem Daseyn der Welt auf eine erste und absolut-nothwendige Ursache, und von der Einrichtung und den wirklichen Begebenheiten der Welt, auf die Eigenschaften und Beschaffenheiten dieser Ursachen. Nun hat erstlich schon der Schluß von der Welt auf eine erste absolut-nothwendige Ursache weder Deutlichkeit noch Gewißheit, weil sowohl der Begriff des Weltganzen, als der Begriff eines absolut-nothwendigen Dinges bloße formale Begriffe sind, denen kein Gegenstand in der Anschauung entspricht, und denen es eben deswegen an aller Evidenz gebricht, und man also nicht wissen kann, wie ein absolut-nothwendiges Ding beschaffen seyn müsse, ob der Begriff überall einen Gegenstand habe, und ob dieser Gegenstand nicht vielleicht die Welt selber sey. Denn obgleich unser Begriff eines schlechthin nothwendigen Dinges nicht auf den Theil der Welt paßt, welchen wir durch Erfahrung erkennen; so ist doch dieser viel zu unbedeutend, als daß die Erkenntniß davon den Schluß unmöglich machen sollte, daß nicht in dem, was wir an der Welt nicht erkennen, und auch vermöge der uns anhangenden Einschränkungen nicht erkennen können,

*) wie Kants Kritik der reinen Vernunft; meine Anfangsgründe der Metaphysik; Becks Grundriß der kritischen Philosophie u. s. w.

etwas enthalten seyn könne, worauf der Begriff des Absolutnothwendigen paßt. Diese Möglichkeit, den Begriff des Absolutnothwendigen auf vielerlei Dinge zu beziehen, ist daher die Quelle ewiger Fehden in einer Philosophie, welche diesen absoluten Gegenstand durch Begriffe wirklich zu bestimmen wagt, und so ist bald die Welt selbst, bald das Fatum, der Zufall, das Ungefähr, bald ein verständiges Wesen für dieses nothwendige Urwesen von den verschiedenen philosophischen Parteien ausgeben werden. Alle Parteien schützen sich durch den Satz des Widerspruchs; keiner fehlt es an subtilen Unterscheidungen, aber allen an derjenigen Evidenz, welche, in Beweisen, allein ächte Ueberzeugung abnöthiget, und ohne welche ein Beweis, welcher ein so gemeines und wichtiges Gut, wie die Religion ist, begründen soll, nicht die mindeste Rücksicht verdient. Denn ein Grund, der sich nicht jedermann mittheilen läßt, ist zur Begründung der Religon ein sehr untauglicher Grund.

Wenn man indessen auch gleich die Klarheit in jenem Schlusse vermißt; so muß man doch gestehen, daß wenigstens in der Vernunft ein starker Grund liegt, die Idee einer absolut ersten Ursache zu denken, und ein solches Wesen zum voraus zu setzen. Und sodann kann man es ihr auch wohl zu gute halten, wenn sie dieses Wesen nach der Analogie der Erfahrung bestimmt, und ihm solche Eigenschaften beilegt, wie es das Verhältniß dessen, was wir in der Welt beobachten, zu seiner ersten Ursache erfordert. Allein auch hier ist nirgends

Evidenz in den Vernunftschlüssen. Es ist 1) nicht evident, daß die Einrichtung der Welt schlechterdings eine verständige Ursache erfodere, weil die verständigen Wesen selbst mit zur Welt gehören, und es also wohl seyn könnte, daß die Ursache der Welt, ein von dem Verstande nicht minder als von der Materie verschiedenes Ding wäre; es ist 2) nicht evident, daß der Weltbaumeister auch der Schöpfer der Materie seyn müsse; 3) es ist nicht evident, daß der Urheber der Welt ein moralisches, an Macht und Weisheit, so wie an Heiligkeit unendliches Wesen seyn müsse. Alles dieses erhellet aus den Schlüssen der Physikotheologie gar nicht, und es kann daher stets das Gegentheil wieder sie eingewandt, und mit eben so viel Scheinbarkeit erwiesen werden *), wenn man sein Augenmerk blos auf die Beweise richtet, und sich von dem Interesse losmacht, mit welchem man aus andern Gründen für die Sätze, welche den Inhalt der Religion ausmachen, eingenommen ist.

Es mag nun wahr seyn oder nicht, was Kant, und die ihm anhängen, durch die Kritik der Vernunft bewiesen zu haben glauben, daß nämlich ein jeder Beweis für übersinnliche Dinge unmöglich sey, und daß man sich nie von der Realität übersinnlicher Gegenstände durch bloße Begriffe überzeugen, oder deren Natur und Beschaffen-

*) Wenn man Lust hat, sich einen Kampf dieser Art vor Augen zu bringen; so lese man: Aristäus, ein philosophisches Gespräch über die Vorsehung, in meinen schon erwähnten vermischten Schriften.

heit erkennen könne, und daß also alle vermeintlichen Beweise für dieselben auf lauter Schein und Blendwerk beruhen; so ist doch so viel gewiß, daß die gemeine Vernunft jene Beweise weder richtig zu fassen, noch gehörig zu beurtheilen im Stande ist, daß also diese es wenigstens nicht wissen kann, ob sie bloße Gaukeleien der Vernunft seyen oder nicht. So bald aber ein Beweis etwas durch sich selbst ausrichten soll; so muß er deutlich eingesehen, und es muß bestimmt erkannt werden, welcher Grad der Gewißheit er bei sich führe. Da nun dieses in Ansehung aller spekulativen oder theoretischen Beweise für das Daseyn Gottes nicht der Fall ist; so ist es auch schlechterdings nicht möglich, eine Religion auf sie zu erbauen.

Ist dagegen das Daseyn Gottes eine ursprüngliche moralische Voraussetzung, oder wird mit dem Sittengesetze die Realität des höchsten Gutes oder Gottes zugleich praktisch vorausgesetzt, so geht der Glaube an Gott vor allen spekulativen Beweisen vorher und folgt aus der moralischen Gemüthsstimmung von selbst, da man in derselben voraussetzt, daß die ganze Natur, zuletzt moralischen Gesetzen gehorche nnd sittlichen Zwecken unterworfen sey. Die Ueberzeugung davon ist also von allen Beweisen unabhängig, und das einzige, was der theoretischen Vernunft hierbei zu thun übrig ist, besteht darin, daß sie den Ursprung dieses Glaubens entwickelt und zeigt, wie er aus der sittlichen Gemüthsstimmung hervorgehe, und wie der Inhalt desselben mit moralischen Ideen zusammenhänge. Eine solche Theorie kann

nicht als ein neuer Beweis für Gottes Daseyn angesehen werden, d. h. für eine Gedankenfolge, deren Mittheilung in andern, welche die praktische Ueberzeugung noch nicht haben, dieselbe hervorbringen müßte, sondern sie ist nur eine Erklärungsart eines Phänomens, nämlich des schon vorhandenen Glaubens an Gott, und eine Rechtfertigung desselben gegen die spekulativen Einwürfe, die gegen ihn gerichtet werden können. Die Vernunft findet nämlich den religiösen Glauben in dem Herzen der Menschen. Dieser kann nun mancherlei Ursachen haben. Dahin gehören 1) Beweise, (objektive Gründe) wodurch man den Gegenstand des Begriffes selbst, oder dessen nothwendigen Zusammenhang mit der Welt darthut; 2) Gemüthszustände (subjektive Gründe). Diese könnten seyn a) Furcht und Einbildungskraft oder die sinnliche Natur, b) die moralische Natur des Menschen, welche so bald sie handelnd wird, die Realität des höchsten Gutes auf ihre eigne Auktorität voraussetzt und annimmt.

Beweise können die Ursache dieses Glaubens nicht seyn. Denn a) können sie von den mehresten Menschen, welche diesen Glauben haben und bedürfen nicht verstanden werden, folglich können sie auch keine Wirkung hervorbringen; b) können sie selbst diejenigen, welche sie fassen können, nicht stets gegenwärtig erhalten; welches für eine Wirkung, welche stets ins Leben übergehen soll, nothwendig ist, und c) ist die Unmöglichkeit solcher Beweise aus der Kritik der Vernunft vielen großen Denkern klar. Es müssen also innere Gemüths-

zustände, in Verbindung mit gewissen Betrachtungen die Ursach[illegible]es Glaubens an Gott seyn. Nun können zwar sinnliche Neigungen, wie Furcht, Liebe, Hofnung u. s. w. vermöge gewisser falschen Schlüsse, leicht die Einbildung erzeugen, als ob unsichtbare Wesen da wären, welche sie veranlaßten oder ernährten und diese Einbildung wird bei unwissenden und schwachen Menschen leicht für wirklich gehalten werden, und so kann eine fabelhafte Götterlehre entstehen. Allein da diese übersinnlichen Wesen hier erdichtet werden, um gewisse Erscheinungen in der Welt zu erklären, jede Erklärung einer sinnlichen Begebenheit aber, die aus keinen reellen Erfahrungen hergeleitet wird, eingebildet und falsch ist; so ist eine solche Götterlehre eine Chimäre, und die sinnlichen Neigungen können von der Vernunft nie als hinreichende Gründe eines Glaubens an übersinnliche Wesen angesehen werden, weil sie hinreichend in der sinnlichen Natur gegründet sind. Ueberdem kann das Bedürfniß sinnlicher Neigungen uns niemals zu der Idee und den Glauben an einen Gott, d. i. an ein Höchstes moralisches Princip der Welt bringen, sondern es kann nur Begriffe von Göttern, Dämonen und Geistern menschlicher Art erzeugen, und der Glaube an dieselben kann von der Vernunft widerlegt werden, und ist also Aberglaube.

Dagegen beruhet die Moralität des Menschen auf einer ursprünglichen Anlage, welche niemals aus andern Ursachen erklärt werden kann, und die moralische Natur kündiget sich durch das Bewußtseyn eines Gese-

tzes an, das von allen Naturgesetzen wesentlich verschieden ist, und wodurch der Mensch genöthiget wird, sich als ein von allen sinnlichen und empfindbaren Dingen ganz verschiedenes Wesen zu denken, ob er gleich sich nicht als ein solches anschaulich erkennen kann. Vermöge dieses Gesetzes setzt er aber auch die Möglichkeit einer Ordnung, in welcher Alles dem Moralischen untergeordnet ist, und mit dieser das Princip einer solchen Ordnung, d. h. Gott, zum voraus. Gegen diese Voraussetzung der handelnden Vernunft kann die erkennende Vernunft nichts gründliches und haltbares einwenden. Denn 1) sie kann dahin gebracht werden, daß sie gestehen muß, sie habe keinen Beweis dafür und dagegen; 2) sie muß die moralische Natur des Menschen für eine wahre ursprüngliche Eigenschaft anerkennen, welche von allen, was sie sonst erkennt, wesentlich verschieden ist; 3) sie muß also selbst die Bedingungen der Möglichkeit der Realität der sittlichen Natur des Menschen einräumen, und also das Fürwahrhalten eines moralischen Princips, welches die Natur so ordnet, wie es das Sittliche fodert, billigen, ob sie es gleich durch spekulative Beweise nicht zu unterstützen vermag. Folglich ist die moralische Gemüthsstimmung des Menschen, ein für den Menschen, welcher sie besitzt, hinreichender und vor jeder Vernunft zu rechtfertigender Grund des moralischen Glaubens an Gott. Ein solcher Glaube hat nun die praktischen Vortheile vor jeder andern Ueberzeugungsart:

1) Daß er ohne große Entwickelung der spekulati-

ven Vernunft entspringen und in das Herz des Menschen gelegt werden kann. Denn der Mensch darf nur seine Pflicht kennen lernen, und diese praktisch üben; so wird er von der Realität des Moralischen nach und nach so fest überzeugt, und setzt allenthalben das Sittliche, als das Höchste, so gewiß voraus, daß er praktisch gar nicht daran zweifelt. Folglich ist er auch schon im Herzen von einem sittlichen obersten Wesen gewiß, und wird für alle Naturbetrachtungen, welche unter dieser Voraussetzung angestellt werden, Sinn und Neigung haben, um dadurch seine Begriffe zu erhellen, und seine Ueberzeugung zu beleben.

2) Entsteht dieser Religionsglaube, ohne daß man die Theorie desselben weiß. Er erzeugt sich mit dem sittlichen Charakter des Menschen. Die Theorie davon ist blos ein Luxus der spekulativen Vernunft, nicht das Mittel, durch dessen Mittheilung er gepflanzt und angebauet werden kann. Nachdem er schon Jahrtausende in dem Herzen der Menschen gewirkt hat, ist die Theorie desselben erst in unsern Tagen erfunden. Sie ist blos um der spekulativen Angriffe willen nöthig, die gegen ihn geschehen, und wird also blos ein Bedürfniß für ein spekulatives Zeitalter. Für Menschen, welche die Einwürfe gegen die Religion weder verstehen, noch dadurch erschüttert werden, ist sie ganz entbehrlich. Deren Glauben und Religion, durch Vernunftgründe (theoretisch) zu rechtfertigen, gehört nicht für sie, sondern für Gelehrte. Sie selbst aber müssen ihn praktisch d. i. durchs Handeln, rechtfertigen, indem sie gewis-

senhaft das Gesetz erfüllen und nach der Ordnung leben, an welche sie glauben.

3) Er kann durch spekulative Einwürfe nicht erschüttert werden. Denn diese sind sämtlich gegen andere spekulative Gründe gerichtet, und daher den simpeln guten aber ungelehrten Religiösen völlig unverständlich. Daher sie denn in ihm auch keinen Nachtheil wirken können. Denn er verstehet wohl das, was er glaubt, aber nicht das, was dagegen eingewandt wird. In dem Gelehrten wird der Religionsglaube, wenn nur der Grund dazu recht gelegt ist, ebenfalls praktisch fortdauren, d. i. er wird immer ihm gemäß handeln. Er wird indessen die Schwierigkeiten der Theorie desselben fühlen. Geht seine Theorie von dem Grundsatze aus, daß überall keine Ueberzeugung vor der Vernunft bestehen könne, als wenn sie durch objektive Beweise gerechtfertiget wird, und also das Daseyn des Dinges unmittelbar anschaulich oder doch analogisch erkannt werden kann; so wird er sich entweder überreden, dergleichen Beweise gefunden zu haben, und seine Ueberzeugung fälschlich aus ihnen erklären; oder er wird die Richtigkeit jener Beweise einsehen, und wohl gar das Gegentheil zu erkennen sich überreden; welches ihn dann geneigt machen wird, seine Ueberzeugung für Täuschung zu erklären, ohnerachtet er sich selbst gestehen muß, daß er sich von der Verbindlichkeit, darnach zu handeln, nicht losmachen kann. Seine Theorie wird also mit der Praxis in Widerspruch gerathen. Unsre vorgetragne Theorie des Religionsglau-

bens erklärt aber dieses Phänomen vollkommen. Sie zeigt, daß spekulative Gründe weder für noch gegen denselben etwas ausrichten können, daß die Religion von aller Spekulation völlig unabhängig ist. Sie rechtfertiget also den frommen Mann, der seinem Glauben treu, fortfährt gut zu handeln, und sich die sophistischen Einwendungen einer gaukelnden Vernunft nicht irre machen läßt. Sie zeigt, daß es eigentlich keine belehrende, sondern nur eine erklärende Religionstheorie gebe, oder daß die Religion dem Menschen nicht durch Unterricht beigebracht, sondern in ihm nur geweckt, auf deutliche Begriffe geführt, und durch die Theorie gegen spekulative Angriffe gerechtfertiget werden könne.

Daher ist es kein Vorwurf gegen unsre Religionstheorie, wenn man sagt: sie bringt, nachdem man sie gelesen und verstanden hat, die Ueberzeugung von Gott, Vorsehung u. s. w. nicht hervor. Denn dieses soll und kann sie nicht leisten. Eine Religionstheorie, welche dieses ausrichten könnte, ist nicht möglich. Andere Religionstheorien geben vor, dieses zu können. Aber der Widerspruch, den sie erfahren, beweiset hinlänglich ihre Ohnmacht, und eine Kritik der Vernunft deckt das Unmögliche eines solchen Unternehmens klar genug auf.

Nach unserer Theorie entsteht der Religionsglaube aus einer ursprünglichen Anlage des Gemüths, nämlich der moralischen, so bald dieselbe gehörig kultivirt wird. Der aufgeklärte Verstand entwickelt die sittli-

chen und religiösen Begriffe, und der Zustand des Gemüths (nicht die Erkenntniß dieses Zustandes) bringt den Glauben an die Wahrheit dieser Begriffe hervor. Eine solche Art des Fürwahrhaltens ist aber nur bei religiösen und mit dem Ursprünglich-Praktischen zusammenhängenden Begriffen möglich. Denn für alle übrigen Begriffe muß das Erkenntnißvermögen Gegenstände erkennen können, und die Erkenntniß derselben ist der einzige Grund, ihre Begriffe für wahr zu halten, die moralischen und religiösen Begriffe sind aber sämtlich von der Beschaffenheit, daß schlechterdings kein Gegenstand in der Erfahrung vorkommen kann, der diese Begriffe durch Empfindung darstellte, oder der das Daseyn ihrer Gegenstände nothwendig verlangte. Folglich ist auf diesem Wege keine ächte Ueberzeugung von ihrer Wahrheit zu erlangen. Dennoch kann die Vernunft weder die Möglichkeit ihrer Wahrheit, in Anspruch nehmen, noch gegen das Fürwahrhalten, welches aus dem Vertrauen auf die Wahrheit des sittlichen Gesetzes entspringt, etwas beträchtliches einwenden. Also bestehet dieser Glaube auf seinem moralischen Boden, und ist gegen alle Angriffe der Spekulation vollkommen gesichert.

Hier entdeckt sich aber eine große Weisheit der fürsorgenden Natur, oder des gütigen Wesens, welches sie also eingerichtet hat. Die Religion sollte nämlich ein Gut für alle Menschen werden können. Wie unmöglich wäre aber dieses, wenn sie nicht anders auf eine richtige Art begründet werden könnte, als durch

theoretische Beweise, welche in Ansehung dieser Gegenstände, nie ohne die abstrusesten Zergliederungen der Metaphysik eingesehen und begriffen werden können. So hat der allgütige Schöpfer die Religion an die Moralität geknüpft, zu der alle Menschen gelangen können und gelangen sollen, und wozu nicht das mindeste spekulative Talent gehört.

III.

Von den Beweisen und Gegenbeweisen der Unsterblichkeit der Seele.

Wir können, nach dem, was in der vorhergehenden Nummer gesagt ist, diese Materie mit wenigen abthun. Alle philosophischen Beweise für die Unsterblichkeit der Seele stützen sich theils auf die Einfachheit und immaterielle Natur der Seele, theils auf die Behauptung eines steten Fortschrittes der Natur von dem Unvollkommneren zum Vollkommneren, theils auf die Güte Gottes, welche ein Wesen mit so vielen vortreflichen Anlagen nicht werde untergehen lassen.

Was den ersten Grund, nämlich die Einfachheit der Seele betrift: so ist sie 1) schlechterdings nicht zu erweisen, da der Begriff eines einfachen Wesens selbst leer am Inhalte ist, und ihm gar kein Gegenstand in der Anschauung gegeben werden kann; 2) sind alle angeblichen Beweise höchst subtil und beruhen auf abstrakten, schwer zu fassenden Begriffen, gewähren also dem gemeinen Manne nicht den mindesten Vortheil; 3) folgt

aus der Einfachheit der Seele nicht ihre Unsterblichkeit, d. i. Fortdauer mit dem Bewußtseyn der Persönlichkeit. — Der Gegenbeweis, welcher die Materialität der Seele zu beweisen, und aus ihr die Sterblichkeit derselben zu folgern sucht, ist nicht minder sophistisch. Denn 1) läßt sich nimmermehr darthun, daß das Denkende etwas in der Materie sey, was wir an ihr erfahren, d. h. durch Empfindung wahrnehmen können; es wird also der Materie eine Eigenschaft willkührlich angedichtet; 2) folgt aus der materiellen Natur der Seele nicht ihre Sterblichkeit, weil derselbe Grund, der ihr auf eine Zeitlang die Existenz verschaft hat, ihr dieselbe auch auf immer, obgleich unter veränderten Bedingungen verschaffen kann; 3) der Beweis ist an sich unverständlich und erhält seine Stärke lediglich und allein durch seine Widerlegungen der Gründe des Immaterialismus, und durch Entblößung der Schwächen derselben.

Was den zweiten Beweis betrift welcher analogisch ist, und von dem Fortschreiten der Natur vom Schlechten zum Besseren hergenommen ist; so ist er höchst schwach. Denn 1) lehrt die Natur einen solchen Fortschritt in der Natur gar nicht, da alles in ihr einen ewigen Cirkelgang geht, und alles in den von jeher bestimmten Grenzen bleibt; 2) wenn sie auch ein Fortschreiten des menschlichen Geschlechts bestätiget; so betrift dieses doch blos das Geschlecht, nicht die Individuen. Diese letzteren haben in der Natur, der Erfahrung zu Folge, ihre Rolle ausgespielt, wenn sie

eine Zeitlang in der Welt gelebt, und ihre Kräfte, so viel es unter den Umständen, in welchen sie sich befanden, möglich war, entwickelt haben.

Der dritte von der göttlichen Güte hergenommene Grund ist der stärkste. Allein er fodert 1) schon eine feste Ueberzeugung von dem Daseyn der göttlichen Güte; 2) einen bestimmten Begriff von der moralischen Bestimmung des Menschen, und einen festen Glauben daran. Und dann ist dieser Grund nichts anders, als die Darstellung unseres eben dargestellten moralischen Ueberzeugungsgrundes, so wie er aus dem Zusammenhange der moralischen Begriffe hervorgeht, dem also eigentlich keine objektive Beweiseskraft zukömmt, sondern der nur seine Stärke, unter der Voraussetzung des moralischen Religionsglaubens, in welchem er, als ein Theil enthalten ist, bekömmt.

Halle,
gedruckt bei Johann Gottfried Ruff.

BL
180
J35

Jakob, Ludwig Heinrich von
Die allgemeine Religion

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY